Die
Geheimnisse von St. Louis

von

Heinrich Börnstein.

Zweiter Band.

(Dritte und vierte Abtheilung.)

Die

Geheimnisse von St. Louis

von

Heinrich Börnstein.

Zweiter Band.

Dritte Abtheilung.

1851.

Verlag und Druck von H. Hotop in Cassel.

Dritte Abtheilung.

I.

Da drunten aber ist's fürchterlich, —
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen
Was sie gnädig bedecket mit Nacht und mit Grauen.

Schiller.

Die Julisonne brannte heiß und steilrecht hernieder, dabei blies ein heftiger Südwind Wolken von Sand und Staub wirbelnd in die Höhe, daß sie Alles einhüllten, wie in einen feinen Nebel. Kein Grashalm auf der weiten Ebene, — kein noch so verkrüppeltes Bäumchen ist zu sehen, selbst das kriechende Moos fehlt, — nur feiner, grauer Sand deckt die weite Fläche. Jetzt wirbeln die Staubwolken höher und höher auf und rollen, vom Winde getrieben, hin über die traurige Ebene, und durch den herabstäubenden Sandregen sieht man undeutlich einen Zug herankommen. Es ist eine Caravane von California-Pilgern mit ihren schwerfälligen Ochsenwagen und den nebenher schleichenden Maulthieren mit den bimmelnden Glocken, die weithin schallen durch die lautlose Stille, die rings herrscht.

Die Thiere sind abgemagert und ausgezehrt, — die Knochen stehen ihnen überall aus der schlotternden Haut hervor und sie lassen die Köpfe matt am Boden hängen, — als suchten sie frisches Gras oder labendes Wasser. — Die Männer, die neben den Ochsen, sie mit Zuruf und Peitsche antreibend, einherschreiten, sehen eher Gespenstern, als menschlichen Wesen gleich, — ihre Gesichtsfarbe ist gelbbraun, ihre Haut hart und rauh, wie Pergament, ihre Kleider sind zerrissen, Haare und Bart sind verwildert, — auf einem oder dem andern der Wagen erblickt man eine blasse, leidende Frau oder ein krankes, blaßgelbes Kind, — und Alles, Menschen, Thiere, Fuhrwerk ist grau, wie der Staub der Wüste.

Die Caravane ist auf dem Wege nach dem ersehnten Goldlande, es sind theils Irländer, theils Farmer aus Missouri und Jowa, die den friedlichen Heerd und die ruhige Heimath, die die Gräber ihrer Eltern und die Wiege ihrer Kinder verlassen haben, um dem unseligen gelben Metalle nachzujagen, verführt durch die trügerischen Mährchen aus Tausend und einer Nacht, mit denen die Zeitungen und Briefe eine neue, welthistorisch wichtige Völkerwanderung nach den bis dahin öden Küsten des stillen Oceans lockten.

Schweigend, verdrossen und gelangweilt zog die lange Reihe daher, kein froher Gesang erschallte, keine ermunternden Rufe wurden gehört, als das eintönige: Ho! oder Huh! für die Zugthiere, kaum daß hie und da ein Wort gewechselt wurde zwischen den Reisegefährten. Sie hatten zwei Drittel ihrer beschwerlichen Reise hinter sich, — die Felsenreihen von Scotts Bluff, den Platte-Fluß und die Independence-Rocks hatten sie überschritten, — sie waren am Süßwasser-Flusse durch das Teufelsthor gedrun-

gen, hatten, endlose Bergketten übersteigend, das Thal des Bear-River erreicht und zogen dann dahin an den Ufern des Salt-Lake. — Aber nun ward die Richtung wieder unverrückt nach Westen genommen und sie wanderten fort, Berg auf, Thal ab, eine Bergkette nach der andern überschreitend, bis sie endlich den Humboldt-Fluß erreicht hatten und die Schneegebirge der Sierra Nevada ihnen aus weiter Ferne entgegen leuchteten. Durch das Thal des kein Ende nehmenden Humboldt-Flusses ging nun der traurige Zug, den Strom hinauf, 300 Meilen weit, bis sein Lauf sich spurlos verliert und sie bogen nun ein von den Schwefelquellen in die Sandwüste, diesem furchtbaren und gefahrvollen Theile ihrer Reise.

Vierzig Männer, acht Weiber und elf Kinder waren sie ausgezogen von St. Joseph, — und es waren ihrer nur noch sieben und zwanzig Männer, drei Frauen und vier Kinder, — die Andern lagen alle begraben auf der Prairie, da und dort, an der Straße nach dem Goldlande.

Ueberall in dem Sande der Wüste sieht man gebleichte Gebeine von Thieren und Menschen, — oft in ganzen Gruppen zusammen, liegen, — es sind die Ueberreste von Caravanen des vergangenen Jahres, — halbverfaulte oder von Thieren angefressene Leichname sind die Denkmale der Durchzüge dieses Jahres, — dazwischen liegen zerbrochene Wagen, — Sättel, Mehl- und Fleischfässer, — oft ganze Wagenladungen aufgestapelt und fast zur Hälfte mit Sand bedeckt. Die Wüste sieht aus, wie ein ungeheurer Kirchhof und für viele Tausende ist sie es auch.

„Haltet an! um Gottes willen, haltet an!“ stöhnte jetzt eine matte Stimme aus einem der Wagen und der Zug blieb auf das Anrufen der Führer nach und nach stehen.

„Was willst Du, Kit?“ fragt einer der Männer und tritt zu dem Wagen. — „Sterben!“ stöhnt die Stimme, „ich kann es nicht mehr aushalten, — das Fahren bereitet mir Höllenqualen, — hebt mich herab und laßt mich hier sterben.“ —

Die Männer berathen sich und heben ihn dann herab. Es ist ein Mann von vierzig Jahren, blaß, leidend, ein Bild des Todes, — seine Beine sind zerschmettert, — sein schwer beladener Wagen ging am Tage vorher darüber und zerquetschte Fleisch, Knochen und Mark, — und kein Verband, kein heilender Balsam, — nichts als etwas Branntwein auf ein Taschentuch gegossen und um die zerquetschte Fleischmasse gebunden, — dazu die glühende Hitze, — das Wundfieber, die Entzündung, — der Mann ist nicht zu retten. Sie breiten eine alte Decke über den Boden und legen den vor Schmerz Aechzenden darauf.

„Gebt mir Wasser! um Gottes Barmherzigkeit Willen, Wasser! — ich brenne!“ stöhnt der Sterbende.

Die Männer berathen sich: „Wozu? — er muß doch sterben, murmeln sie untereinander, — und wir haben kaum für uns Wasser genug. Bis wir den Carson-River erreichen, giebt es keine Quelle.“ —

„Wasser! um aller Heiligen Willen! nur einen Tropfen Wasser!“ keucht der Arme.

Da tritt ein blonder Jüngling hervor und sagt: „Um des Himmels Willen, Männer, gebt ihm Wasser, — gebt ihm meine Portion, — ich will heute nicht mehr trinken.“ — Es ist Joseph Böttcher — und ein Mann geht zum Wagen und füllt einen Lederbecher mit Wasser, den er an die Lippen des Verwundeten setzt, — dieser trinkt gierig: „Dank! Dank! — so, jetzt laßt mich ruhig sterben und wenn Ihr zurückkommt nach Beardstown, so grüßt mir

Weib und Kinder — „meine gute Mary, — meinen kleinen Robert — und — die — Liddy. — Gott sei Dank! — daß ich sie — nicht — mitnahm, — auf diesen — verfluchten — Weg.“ — Er röchelte tief.

„Fort, laßt uns weiter ziehen!“ sagte jetzt einer der Männer, helfen können wir ihm doch nicht, — er stirbt und jede Stunde, die wir nutzlos verlieren, kann auch uns den Tod bringen. Wir haben nur wenig Wasser und müssen den Carson sobald als möglich zu erreichen suchen.“

„Hört, Freunde!“ sagte jetzt ein junger lebhafter Mann mit freundlichen, wenn auch durch Sonne und Wetter verwilderten Zügen — „hört, — mich dünkt, wir thäten dem armen Manne den größten Gefallen, wenn wir ihm eine Kugel durch den Kopf schössen. Dann hätte er doch ausgelitten, — und so kann er sich noch den halben Tag und die ganze Nacht verzweifelnd im Sande herumwälzen.“

„Nicht doch, Tom!“ fiel Joseph ein, „wolltest Du es auf Dich nehmen, einen Kameraden und Reisegefährten zu tödten? Ich hätte nicht nicht das Herz dazu.“

„Es darf auch nicht geschehen,“ sagte der Aelteste der Männer: — „fort jetzt, — treibt die Ochsen an.“ Die Peitschen knallten, die Ochsen zogen an und die Wagen bewegten sich knarrend weiter. Als der Zug an seinen halbgeschlossenen Augen vorübergerollt war und sich jetzt entfernte, da erhob der Sterbende mühsam sein Haupt, — die ganze Angst der Verzweiflung kam über ihn und er stieß ein gräßliches Geheul aus: „Laßt — mich nicht hier, — nehmt mich mit!“ kreischte er, — aber sie hörten ihn nicht, — der Zug verschwand in den Staubwolken, — das Kreischen des Zurückgebliebenen ward zum Stöhnen, das Stöhnen zum Wimmern, — endlich hörte man noch ein leises Seufzen, — dann ward er still, — er war todt.

Arme Mary! — Arme Kinder! wenn ihr erfahrt, das euer Vater und Ernährer todt ist, liegen seine von der Sonne gebleichten Knochen längst unter dem Sande der Wüste.

„Weißt Du auch Joseph," hub Tom an, nachdem sie lange schweigend und trübselig neben einander hergezogen waren, „weißt Du auch, daß ich manchmal darüber nachdenke, ob es nicht im Gefängnisse zu St. Louis noch besser gewesen wäre, als hier auf diesem verdammten Wege nach Californien?"

„Ja, es ist eine öde und traurige Reise, Tom," entgegnete Joseph, „nichts als Hunger und Durst, Mühe und Entbehrung, Krankheit und Tod, — es ist wohl schrecklich hier, — aber doch noch besser als im Gefängnisse liegen."

„Ich weiß nicht," meinte Tom, — „was besser ist, — aber das sage ich, es ist ein Hundeland, dieses Californien, zu dem solche Teufelsstraßen führen, und wenn ich die Reise noch ein Mal zu machen hätte, so ließ ich es bleiben. Von uns Menschen will ich gar nicht sprechen, aber sogar das Vieh kann dieses Leben nicht ertragen. Da, sieh nur einmal Puck an, wie mißvergnügt er daher schleicht."

Der arme Hund ging zwischen den hintern Rädern des Wagens, den langen, wolligen Schweif eingezogen zwischen den Beinen, den Kopf bis zur Erde gesenkt und die lechzende Zunge weit heraushängend.

„Puck! armer Puck!" rief Joseph mitleidig, — das treue Thier blickte seinen Herrn an, — wedelte schwach mit dem Schweife, und schlich dann zu ihm hin, mit der brennendheißen Zunge seine Hand leckend.

„Armer Puck!" sagte Tom dem Thiere schmeichelnd,

„warte nur, wenn wir rasten, theile ich meine Wasserportion mit dir.“

„Was ist das!“ rief Joseph jetzt, da ist ja ein Zug vor uns. Wie kömmts denn, daß wir den eingeholt haben?“

„Ein Zug?“ sagte Tom ungläubig hinblickend, — Du irrst Dich, — das sind wieder solche Felsengebilde, wie die, die wir vor vierzehn Tagen von Weitem für eine große Stadt hielten.“

„Nicht doch,“ betheuerte Joseph, „es ist ein Zug, ich kann die Wagen deutlich unterscheiden.“

„Teufel! jetzt kommt mir's auch so vor!“ meinte Tom, „aber der Zug rührt sich ja nicht. Wir kommen ihnen immer näher. Halten sie vielleicht Rast, — doch nein! dann wären sie mehr beisammen.“ —

Die Andern hatten jetzt auch dieselbe Entdeckung gemacht, und augenblicklich kam Leben und Bewegung in die Caravane; die Männer nahmen ihre Riffles, setzten frische Zündhütchen auf, und schlossen sich enger an die Wagen.

„Aha!“ sagte Tom, „Vorsicht kann nicht schaden, ich liebe die Begegnungen auf diesem Höllenwege nicht. Man weiß nie, mit wem man zu thun bekömmt. Erinnerst Du Dich noch an den Zug, den wir vor vier Tagen überholten und die gar keine Lebensmittel mehr hatten?“

„Die armen Leute!“ sagte Joseph, — „sie waren wie verzweifelt.“

„Wollten uns zuerst unsere Lebensmittel abkaufen,“ fuhr Joseph fort, — „und als wir ihnen sagten, wir hätten keine zu verkaufen, hätten kaum selbst genug, da wurden sie des Teufels und wollten unsern Wagen plündern. Zuletzt ward ein allgemeines Gefecht daraus, — wobei leider der arme Jack Blind erschossen ward.“

Sie kamen jetzt dem vor ihnen haltenden Zuge immer

näher, er schien Rast zu halten, denn die Ochsen lagen vor dem Wagen im Joche auf der Erde und auch die Menschen schienen zu ruhen.

„Macht Euch bereit!“ commandirte jetzt der Führer der Caravane, — „theilt Euch zu beiden Seiten der Wagen, — die Riffles nach auswärts, die Finger am Drücker, und so wie wir angegriffen werden: Feuer! und dann drauf los. Weiber! legt Euch selbst und die Kinder auf den Boden der Wagen. — Vorwärts Jungen, und paßt auf!“

Das Commando ward befolgt, — die Caravane rückte vor, aber obwohl sie dem andern Zuge immer näher kam, so schien sich doch Niemand um die Neuankommenden zu kümmern, — alles blieb still und ruhig und kein Ruf der Frage oder des Grußes erschallte.

Jetzt hatten sie den Zug erreicht, — ein allgemeiner Ausruf des Staunens und Entsetzens ertönte aus jedem Munde; ohne Commando, unwillkürlich machte die ganze Caravane Halt, — die Riffles senkten sich zur Erde, — die Gesichter wurden ernst und bleich, denn ein schrecklicher, furchtbarer Anblick bot sich ihren scheuen Blicken dar.

II.

Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen.
Schiller.

Es war ein Zug California-Auswanderer, der eine Woche vor den eben Angekommenen St. Joseph verlassen hatte, — es waren Landsleute, Bekannte, die sie wiederfanden. — Aber welch' ein schreckliches Wieder-

sehen! — Der Zug war angefallen worden, wahrscheinlich von den wilden Schoshonen-Indianern, und nach einem blutigen Gefechte waren die Männer der Uebermacht erlegen, — sie waren getödtet worden, die Frauen und Kinder fehlten, wahrscheinlich hatten die Indianer sie fortgeführt. — Gräßlich verstümmelt lagen die blutigen Leichen im Sande um die umgestürzten und geplünderten Wagen herum, — die Zugochsen waren theils niedergestoßen, theils, im Joche fest an die Wagen gekettet, vor Hunger und Durst verschmachtet. Die aufgeschlagenen Koffer und Kisten bedeckten den Sand, — die besten Gegenstände, alle Waffen, die Pferde und Maulthiere hatten die Räuber mitgenommen. Entsetzt und schweigend standen die Männer um die entstellten Leichen mit den skalpirten Schädeln, die durch die brennende Hitze bereits anfingen, in Fäulniß überzugehen, — dann aber fielen heiße Thränen aus ihren Augen, und das Gefühl unendlicher Wehmuth, heißer Sehnsucht nach der geliebten, friedlichen Heimath erfüllte ihre beklommenen Herzen.

Jetzt aber flammte das Gefühl der Rache heiß in ihnen auf und der Führer des Zuges sagte zähneknirschend: „Arme Freunde! Ihr sollt gerächt werden, — wenn wir mit diesen Schurken zusammentreffen, sollen sie's theuer büßen. Wir haben keine Zeit zu verlieren, Freunde, — es ist wahr, aber laßt uns doch unsern Landsleuten die letzte Pflicht erfüllen und ihnen ein ehrliches Grab graben." — Die Männer machten sich rasch an's Werk, — Schaufeln wurden von den Wagen geholt, und die traurige Arbeit ging rasch vor sich. Bald waren die Leichen, so gut es ging, im Sande verscharrt, und der Zug wollte seinen Weg fortsetzen, als Tom und Joseph noch einen Körper unter einem umgestürzten Wagen entdeckten.

Auf ihren Ruf legten sogleich die Andern Hand an, der Wagen ward emporgerichtet und die Leiche eines jungen Mannes ward sichtbar. Tom und Joseph bückten sich zu dem Liegenden, um ihn aufzuheben, — als ein tiefer Seufzer sich seiner Brust entrang und Joseph freudig aufschrie: „Er lebt, er lebt noch!"

„Desto schlimmer für ihn!" sagte der Führer, „wir können ihm doch nicht helfen, — laßt uns aufbrechen, — die Zeit drängt, — wir müssen diese Nacht noch oder längstens morgen früh den Carson-Fluß erreichen oder wir sind selbst verloren. Unser Wasservorrath geht zu Ende, und wenn wir die Thiere nicht tränken können, so bleiben sie liegen und wir müssen in der Wüste rettungslos verschmachten."

„Wie? und Ihr wollt den armen Teufel hier liegen und rettungslos zu Grunde gehen lassen?" fragte Tom entrüstet.

„Könnt Ihr ihm helfen?" fragte der Führer.

„Ich will's versuchen, antwortete Tom. Laßt ihn nur erst ein wenig zu sich kommen und wir laden ihn auf den Wagen und nehmen ihn mit."

„Fort! Ihr seid Thoren!" rief der Führer zürnend, — „Ihr helft ihm nicht und verderbt Euch. — Brecht auf, Freunde. Vorwärts!"

Der Anfang der Wagenreihe setzte sich in Bewegung. „Oh, seht doch!" rief Joseph, „er schlägt die Augen auf, — er kommt zu sich, — nein, wir können ihn nicht verlassen, — ich bleibe bei ihm und bringe ihn nach."

„Recht so, Joseph," fiel Tom ein, — „wir bleiben, und sobald er wieder zu sich gekommen ist, bringen wir ihn nach. Wir müssen dem Carson-Flusse ja schon nahe sein."

„Thut wie Ihr wollt, rief der Führer aus der Ferne zurück, aber ich denke, wir haben Euch zum letzten Male gesehen. Lebt wohl!"

Die Wagen rollten fort, — nur Tom und Joseph blieben zurück. — Der junge Mann auf der Erde bewegte die Lippen, als wollte er sprechen, — Joseph legte das Ohr an seinen Mund, aber die Worte blieben unvernehmlich.

„Hast Du denn gar keine Labung, Tom?" fragte er ängstlich. —

„Das Wasser ist auf den andern Wagen," entgegnete dieser betrübt, — doch halt, — es muß ja noch etwas Branntwein da sein. Ich hatte einen Tropfen für den äußersten Nothfall aufgespart. Laß sehen."

Tom sprang auf seinen Wagen und suchte, — endlich fand er ein kleines Korbfläschchen, in dem noch etwas Branntwein war, — schnell brachte er es und sie flößten dem Liegenden einige Tropfen ein und netzten seine Stirn damit, — er fing an kräftiger zu athmen, — öffnete die Augen und hauchte kaum vernehmlich: „Wo bin ich?"

„Bei guten Freunden!" entgegnete Joseph treuherzig. „Erholt Euch nur, — wir lassen Euch nicht im Stiche. Ihr seid gerettet."

Die freundlichen Worte Josephs schienen auf den armen jungen Mann eine belebende Wirkung zu haben, — er hauchte ein schwaches: „Dank!" hervor, — dann schloß er die Augen wieder. Tom setzte ihm schnell die Flasche an den Mund und goß behutsam einige Tropfen hinein.

„Wir müssen ihn aufladen," sagte Joseph jetzt, „und vorwärts machen, sonst verlieren wir unsern Zug ganz und erreichen nie den Carson-Fluß. Komm Tom, schnell."

Sie bereiteten auf ihrem Wagen ein Lager, — als sie damit fertig waren und den jungen Mann aufheben wollten, hatte dieser wieder die Augen aufgeschlagen und sah sie freundlich und dankbar an.

„Ist Euch besser?" fragte Tom theilnehmend.

„Ganz gut!" antwortete der junge Mann, — „oh! laßt mich hier nicht verschmachten, — nehmt mich mit."

„Gewiß, das wollen wir thun," fiel Joseph ein, „und wir sind eben daran, Euch auf unsern Wagen zu legen."

Sie hoben ihn auf und trugen ihn auf den Wagen.

„Gott!" rief der junge Mann plötzlich, — „um des Himmelswillen, sucht meinen Koffer — wenn Ihr den aber nicht mitnehmen könnt, so laßt mich auch zurück, — denn ich darf mich nicht von ihm trennen."

„Hm!" meinte Tom, „er phantasirt wohl im Wundfieber, — seinen Koffer? — wie sollen wir den hier in dem Durcheinander von Sachen finden?"

„Oh sucht!" sagte der Kranke ängstlich, „es ist ein neuer Koffer von gelbem Leder, schwarz beschlagen, mein Name steht darauf: William Schulz."

Joseph suchte unter den aufgeschlagenen Kisten; endlich fand er den bezeichneten Koffer, — aber er war aufgeschlagen und die Sachen lagen auf dem Sande verstreut. Als er William dies sagte, antwortete dieser noch ängstlicher und aufgeregter: „Ach! nicht um den Koffer ist mir's, — noch um die Sachen, — aber es war ein Kästchen darin mit der Aufschrift: „Samuel Hawkes, San Francisco," das ist mir auf die Seele gebunden, und ich habe einen hohen Eid geschworen, es abzuliefern."

Der dienstwillige Joseph suchte und fand das Kästchen, — ein Hieb mit einem Tomahawk hatte es aufgespalten, und man sah durch die Spalte eine dicke Bibel in schwarzem Lederbande, die wahrscheinlich die Raubgier der Indianer nicht gereizt hatte.

Er brachte das Kästchen und Tom sagte kopfschüttelnd: „Hört, Freund William, allen Respekt vor Euerm Unglück, — aber einer alten Bibel wegen hätten wir uns auch nicht so lange aufzuhalten gebraucht. Vorwärts jetzt Joseph, und wie der Führer sagte, immer gegen Sonnenuntergang.“

Sie setzten sich in Bewegung und der Wagen rollte langsam weiter, — der junge Mann auf dem Wagen war in Schlummer gesunken, und Tom und Joseph gingen neben dem Wagen und suchten im Sande die Spur des Zuges, um diesem Wegweiser zu folgen.

Sie waren mehrere Stunden gegangen, — die Sonne senkte sich vor ihnen hinter die fernen Bergreihen der Sierra Nevada hinab, und noch hatten sie den Zug nicht eingeholt. Tom stieg auf den Wagen, um nach Williams Befinden zu sehen, und Joseph ging voraus, sorgfältig die Räderspuren suchend. Tom blieb lange oben, — Joseph hörte ihn klopfen und hämmern, endlich kam er wieder vor: „Höre, Joseph,“ sagte er, „jetzt weiß ich, warum der so ein Aufheben von seiner Bibel machte. Denke Dir, ich steige auf den Wagen, um nachzusehen, wie es ihm gehe. — Nun, er schlief noch immer und sah schon viel frischer aus, — da sehe ich, daß sein Kästchen durch das Rütteln des Wagens nun ganz aufgesprungen ist. Ich nehme die Bibel, aber so wie ich sie anfasse, geht der Deckel auf, und in der Bibel sind keine Blätter, sondern sie ist ganz gepropft voll mit — denke Dir! —

mit Banknoten. — Ich bin Dir ganz erschrocken, — habe das Kästchen wieder zugenagelt; — aber ich weiß nicht, was ich davon denken soll. Ist der Mensch so reich?"

„Es ist nicht möglich, Tom!" sagte Joseph ganz erstaunt, „Du wirst Dich geirrt haben."

„Nun, ich werde doch unsere Missouri-Banknoten kennen," meinte Tom, — „die lieben, bunten Dinger, die nie in meiner Tasche bleiben wollten. — Ich sage Dir, die ganze Bibel ist voll davon. — Ich begreife nur nicht, wozu ein Mensch, der so viel Geld hat, nach Californien geht."

„Er sagte ja," fiel Joseph ein, „er habe das Kästchen Jemand zu übergeben, er habe einen Eid darauf geschworen."

„Das ist wahr," entgegnete Tom, — das Geld gehört also ihm nicht, — aber sonderbar bleibt's doch. Ich habe wohl schon gehört, daß von Californien viel Geld geschickt worden ist, aber daß man Geld nach Californien schickt, das ist wohl noch nicht vorgekommen."

„Was kümmert uns das übrigens," sagte Joseph, „laß uns davon schweigen, es ist besser, wenn Niemand im Zuge davon weiß."

„Im Zuge?" meinte Tom, — „ja, wenn wir den nur erst wieder hätten; — aber es wird Abend und ich kann fast die Wagenspuren nicht mehr unterscheiden. Joseph! mir kommt's vor, als ob wir nicht auf dem rechten Wege wären."

Ein Ruf Williams vom Wagen unterbrach jetzt ihr Gespräch, sie eilten rasch zu ihm, — William hatte sich aufgesetzt und sagte: „Oh Freunde! ich beschwöre Euch, gebt mir nur einen Tropfen Wasser, ich vergehe sonst."

„Wasser!" sagte Tom, sich hinter den Ohren kratzend,

— „hört, Freund William, Wasser ist in diesem Höllen=lande ein rarer Artikel, und wenn Ihr tausend Dollars für ein Glas Wasser bötet, so könnte ich Euch keins geben. Seht, ob in dem Korbfläschchen noch ein Tropfen Schnaps ist, den trinkt! mir klebt selbst schon die Zunge am Gaumen.“

William nahm die ihm gebotene Flasche und verschlang gierig den Inhalt.

Es wurde immer dunkeler und Joseph erklärte, die Wagenspur nicht mehr zu sehen, — Tom schlug vor, geradezu in der Richtung des Abendsternes fortzufahren, der in Westen am Horizonte funkelte, — dortzu müsse der Carson=Fluß sein. Die Ochsen wollten nicht mehr recht ziehen, — die armen Thiere ließen die breiten Zungen weit aus dem Maule hängen, — der Durst quälte sie.

Sie fuhren langsam weiter, — auf gut Glück, — von Zeit zu Zeit ließen sie einen lauten Ruf erschallen, um von dem Zuge vor ihnen Antwort zu erhalten, — aber ihre Rufe verhallten ungehört. Ihr Sinn ward verzagt, — immer mehr wurde es ihnen zur Gewißheit, daß sie vom rechten Wege abgekommen waren, — der Abendstern war längst untergesunken; sie hielten, andern Sternbildern in derselben Gegend folgend, ängstlich dieselbe Richtung ein, — aber es mußte schon weit über Mitternacht sein, und sie fuhren noch immer in der Irre, ohne Hoffnung, ohne Aussicht, ohne das gewünschte Ziel zu finden. William lechzte um Wasser, — Tom und Joseph konnten selbst den brennenden Durst nicht mehr bekämpfen, — die Ochsen waren kaum mehr weiter zu bringen, — endlich blieben sie ermattet stehen.

„Nun, ich denke,“ sagte Tom resignirt, „das wird

unser Kirchhof sein; mir ist's ganz gleich, ich kann nicht mehr weiter."

„Nicht doch, Tom," sagte Joseph ihn ermuthigend, „laß den Muth nicht sinken, — wir können nicht mehr weit vom Carson sein. Puck!" rief er jetzt, wie durch einen plötzlichen Einfall erfreut, — „Puck! such! such! such!"

Das treue Thier kam zwischen den Wagenrädern hervor, das bekannte Commando seines Herrn hatte ihm neue Kraft gegeben, er schlug sein kurzes Gebell an und wedelte mit dem Schweife.

„Such! such! Puck!" wiederholte Joseph, und der Hund fing an an der Erde schnuppernd weite und immer weitere Kreise zu durchstöbern, wie er bei seiner Jagd auf Eichhörnchen und Opossums zu thun gewohnt war, — endlich verloren sie ihn ganz aus den Augen.

„Das gute Thier," sagte Tom, „kann uns auch nicht mehr helfen, — es wird irgendwo zusammengefallen sein und krepiren. Das war seine letzte Kraftanstrengung."

„Nicht doch, Tom," ermuthigte ihn Joseph, „Puck hat einen scharfen Geruch, Du sollst sehen, er findet unsern Zug und man kommt uns zu Hülfe."

„Ach!" sagte Tom, wie irre redend, „ich wollte ich wäre in St. Louis und hätte das brave Mädchen geheirathet und wäre ein tüchtiger Arbeiter, — ach, ich wollte ja nie mehr weggehen aus St. Louis. Verdammter Einfall! nach Californien zu gehen."

„Tom!" sagte Joseph schmerzlich, „armer Tom! und ich bin Schuld an Allem!"

Jetzt hörte man plötzlich fernes Gebelle, — die Drei fuhren auf und lauschten ängstlich. „Das ist Puck!" rief

Joseph, — „er kommt zurück, — und er bellt, wie er gewöhnlich thut, wenn er ein Wild aufgebracht hat.“ —

„Hier giebt's kein Wild,“ sagte Tom mürrisch, — „hier giebt's nichts als Sand, — Spitzbubenland!“

Das Bellen kam immer näher, — und plötzlich kam Puck bellend und springend auf seinen Herrn zu, sich an ihm in die Höhe richtend. Der Hund war frisch und rüstig wie sonst.

„Wir sind gerettet!“ schrie jetzt Joseph, der den Hund gestreichelt hatte, — „Puck ist ganz naß, er hat Wasser gefunden und sich darin gebadet. — Vorwärts, Puck! such! wir folgen dir.“

Puck schien seinen Herrn verstanden zu haben, denn er lief bellend voraus. Mit Mühe wurden die Ochsen wieder in Bewegung gebracht, — Angst und Hoffnung beflügelte die Schritte der Verirrten, — endlich nach einer Viertelstunde hörten sie schwaches Rauschen, — der Sand wurde weniger, — sie fühlten spärliche Grashalme unter ihren Füßen, die die armen Ochsen im Gehen abfraßen; — jetzt bellte Puck laut und anhaltend, — man hörte einen Sprung und dann Plätschern im Wasser, — sie standen am Carson. Freude und Hoffnung belebte die Armen, — gierig tranken sie von dem frischen Wasser, die Thiere wurden getränkt und begossen, Kornmehl wurde vom Wagen genommen und mit Wasser zum Futter angemischt.

Während die Thiere sich erquickten, spähten Tom und Joseph nach dem Zuge, — endlich sahen sie vom Flusse aufwärts ein schwaches Licht, — es war das Wachtfeuer des gelagerten Zuges.

Mit neuem Muthe folgten sie dieser Richtung, — bald sahen sie das Feuer deutlich, — sie wurden angerufen, —

es war ihr Zug, — sie waren gerettet. Mit allgemeinem Jubel wurden sie empfangen, — William, der nicht verwundet war, sondern nur durch einen Schlag schwer betäubt unter dem umgefallenen Wagen gelegen hatte, — ward mit Theilnahme begrüßt, — er mußte den Ueberfall der Indianer erzählen, und erst nachdem die Neuangekommenen mit Speise und Trank erquickt waren, warf sich Alles wieder zur Ruhe nieder.

III.

Das Leben ist der Güter Höchstes nicht,
Der Uebel Größtes aber ist die Schuld.

Müllner.

Viele Tage waren bereits verflossen seit den Abenteuern des letzten Kapitels, — unsere California-Pilger hatten längst den Carson-Fluß verlassen und das Thal der tausend Quellen hinter sich, sie hatten die Schwierigkeit der steilen Bergpässe der Sierra Nevada überwunden und waren, an Bonplands See vorüber, bergabgestiegen im Thalbette des American-Flusses; — die Mühseligkeiten schienen überstanden, sie hatten das neue El-Dorada, die Gold-Region, erreicht, und vor ihnen lag der Sacramento-Fluß, und nahe an seinen Ufern: Sutters Fort oder Neu-Schweiz.

An den steilen Ufern eines in den Sacramento fließenden Baches lag das vom Capitain Sutter erbaute Fort, seine hohe Befestigungsmauer mit den stattlichen Eckthürmen, aus deren Schießscharten Kanonen hervorragten, gaben dem Ganzen einen achtunggebietenden Charakter, und die rings im Thale unter dem Schutze des Forts

errichteten Zelte, Hütten und Häuser belebten die anmuthige Gegend. Die Caravane lagerte sich unter den Mauern des Forts und genoß zum ersten Male wieder die Freuden der Ruhe und Erquickung. — Es war beschlossen worden, daß man sich hier trennen wolle, denn die Einen wollten nach St. Francisco, die Andern gleich nach den Minen aufbrechen, und wieder Andere wollten sich in dem neu entstehenden Sacramento ansiedeln. Capitain Sutter hatte die Ankömmlinge freundlich aufgenommen und ihnen frische Lebensmittel verabfolgt, die ihnen nach den Entbehrungen des langen Marsches doppelt gut mundeten.

Es war der letzte Abend des Beisammenseins so vieler Männer, die Mühen und Gefahren, Noth und Entbehrung innig an einander geschlossen hatte, — die Gruppen hatten sich um die Wachtfeuer gelagert und Alles schwatzte von den Plänen, Hoffnungen und Aussichten der nächsten Zukunft.

Auf einem riesigen Baumstamme, der gefällt dalag, saßen Tom, Joseph und William, ihr Abendbrod verzehrend, der treue Puck lag zu ihren Füßen, und die Stille und Frische des schönen Sommerabends, die Stunde der herannahenden Trennung und die Ungewißheit der Zukunft hatte die Reisegefährten beredter und mittheilsamer gemacht, als dies auf der ganzen, trübgestimmten Reise der Fall gewesen war.

„Nun Freunde!“ fragte William plötzlich, — „wo gedenkt Ihr hin zu gehen, welcher Partei schließt Ihr Euch an?“

„Ja, höre Joseph,“ sagte Tom sehr ernsthaft, „daran haben wir eigentlich noch gar nicht gedacht, seitdem wir uns damals im Walde vornahmen, nach Californien zu

gehen, haben wir nicht weiter davon gesprochen, — und ich wäre, bei Gott! sehr in Verlegenheit um eine Antwort, wenn mich jetzt Jemand fragte: was ich eigentlich hier will?"

„Nun, ich denke doch," fiel Joseph ein, — „wir wollen nichts Anderes, als was Alle hier wollen, — viel Geld verdienen und dann nach Hause gehen."

„Ganz recht, — Geld verdienen, — viel, sehr viel Geld, wo möglich, — aber wie? auf welche Art? Das ist die Frage," meinte Tom.

„Ich für meinen Theil," unterbrach William das Gespräch, — „ich muß nach St. Francisco und das Kästchen an seine Adresse überliefern, wie ich Euch schon gesagt habe. Ist das geschehen, habe ich mein heiliges Versprechen gelöst; dann gehe ich mit Euch, wohin Ihr wollt. Ihr habt mir das Leben gerettet, habt als wahre Freunde und Brüder an mir gehandelt, — wenn Ihr mich behalten wollt, so bleibe ich bei Euch. Dreie können immer mehr als Zweie, und ich denke, es soll keinen von uns reuen."

„Und wißt Ihr, was in dem Kästchen ist, das Ihr übergeben müßt, William?" fragte Tom forschend.

„Ich weiß es nicht," antwortete der Gefragte, „aber ich denke mir, der Inhalt muß ein sehr wichtiger sein, da es mir auf die Seele gebunden wurde und ich einen schweren Eid ablegen mußte, es richtig abzuliefern."

„Einen Eid?" fragte Tom erstaunt, — „hm! hm! — Ihr erinnert Euch doch noch, daß ich Euch sagte, eine alte Bibel sei in dem Kästchen."

„Ich weiß nicht, was darin ist," wiederholte William, — noch welchen Werth diese Bibel, wenn es eine ist, hat, aber ich habe geschworen, dieses Kästchen richtig abzuliefern, und ich würde es auch ohne Eid thun, denn der es mir

gab, rettete mir Ehre und Leben und ich bin ihm ewig verpflichtet."

„Wißt Ihr auch, Freund William," fiel jetzt Joseph ein, „daß Ihr unsere Neugierde immer höher spannt. — Wir sind Freunde, wir wollen hier treu zusammenhalten, aber Freunde sollen auch keine Geheimnisse vor einander haben. Wir haben Euch unsere Erlebnisse und die fatale Geschichte, die uns nach Californien trieb, offen erzählt, — Ihr aber wichet bis jetzt allen unsern Fragen aus. — Sprecht William, und wenn Euch eine Schuld drückt, so wird Euch das das Herz erleichtern."

William sah den Sprecher bewegt an, — dann strich er sich mit der Hand über die Stirne, als wolle er eine traurige Erinnerung verwischen, und nach einer Pause der Ueberlegung sagte er mit wehmüthiger Stimme: „Ja, Freunde! Ihr habt mir ja auch das Leben gerettet, — und mehr als das, Ihr habt mir es möglich gemacht, ein theures Gelübde zu erfüllen. Ich darf kein Geheimniß vor Euch haben und Ihr sollt Alles wissen."

Tom und Joseph hatten ihre Pfeifen angezündet und streckten sich in das weiche Gras auf die Erde, — William aber blieb auf dem Baumstamme sitzen und erzählte den Freunden die traurigen Erfahrungen seiner Jugend.

„Ich bin," fing er an, „der Sohn armer aber rechtschaffener Leute, die aus Deutschland nach Missouri eingewandert waren, aber in dem damals erst entstehenden Lande nur eine dürftige, schwierige Existenz fanden. — Mein Vater starb im kräftigsten Mannesalter und meine Mutter, die nur mich, ein damals noch kleines schwaches Kind, hatte, mußte die erst werdende Farm aufgeben und froh sein, einen Platz als Wirthschafterin auf der großen Farm eines reichen und unverheiratheten Pflanzers zu

finden. Auf dieser Farm wuchs ich auf, — ich lernte in der Schule unseres Townships mehr, als die andern Kinder, ein alter Schreiber im Hause gab sich ebenfalls Mühe mit mir, und als ich 16 Jahre alt war, war ich bereits so weit fortgeschritten, daß der Pflanzer auf mich aufmerksam wurde und mich als seinen Schreiber mit nach St. Louis nahm. Ich arbeitete in dem Hause meines Principals, wurde bald mit seinen ausgedehnten Geschäften vertraut und erwarb mir seine Zuneigung.

Als ich 21 Jahre alt war, kündigte mir der Administrator der Verlassenschaft meines Vaters an, daß er die Farm verkauft habe und daß ich meinen Antheil der Erbschaft nun bei ihm erheben könne. Dieser Antheil betrug fünfhundert Dollars.

Ich war bei meinem Principal sehr knapp gehalten worden, und obwohl ich Kost, Wohnung, Wäsche und Kleider bekam, so hatte ich doch nie einen Gehalt gehabt oder Geld bekommen. Ihr könnt Euch also denken, was fünfhundert Dollars für mich waren. Ich hielt diese Summe für unerschöpflich, — die Genußsucht der Jugend erwachte mit doppelter Gewalt, nachdem sie so lange in Schranken gehalten worden war, die leichtsinnigen Freunde und die vielen und schlechten Rathgeber fanden sich bald, und Kaffeehäuser, Theater, Bälle und Belustigungen aller Art waren das Einzige, für das ich nun Sinn hatte. Da ich meine Arbeitsstunden bei Tag nicht versäumte und nur die Nächte zu meinen Vergnügungen benutzte, so konnte mein Principal nichts sagen, obwohl er oft bedenklich den Kopf schüttelte, wenn er mein von den Anstrengungen des Tages und den Ausschweifungen der Nacht entstelltes Gesicht erblickte.

Mein böser Stern und schlechte Freunde führten mich

endlich in eines jener verderblichen Häuser, wo heimlich gespielt wird, wo Spieler von Profession und leidenschaftliche Thoren, wo Betrüger, Narren und Gimpel ihr Wesen treiben; ich gewann zuerst, ward auf das Spielen verpicht, — verlor, — gewann wieder, bis ich endlich in einer unglücklichen Nacht Alles, — Alles verlor, — meine ganze Baarschaft und Habe bis auf den letzten Cent verspielte.

In der Aufregung der Leidenschaft, gestachelt von der Hoffnung wieder zu gewinnen, lieh ich von einem meiner Spielfreunde hundert Dollars und — spielte weiter und verlor auch diese.

Halb wahnsinnig taumelte ich nach Hause; die Nacht war fürchterlich, das ganze mit dem Schweiße und Herzblute meines Vaters erarbeitete Erbtheil hatte ich verpraßt, und am nächsten Abende sollte ich, wie ich versprochen, die geborgten hundert Dollars zurückzahlen. Woher sollte ich das Geld nehmen? Endlich entschloß ich mich, meinen Principal um ein Darlehn von hundert Dollars anzusprechen, meine Schuld zu bezahlen und, wie ich mir eidlich gelobte, nie mehr zu spielen. Zu meinem Entsetzen erfuhr ich am andern Morgen, daß mein Principal noch vor Tagesanbruch auf eine Woche verreist sei. Ich kannte Niemand anders, der mir helfen konnte, — ich mußte zahlen, wollte ich nicht öffentlich beschimpft und bei meinem Principal als Spieler und Schuldenmacher verklagt werden, — meine Angst und Verwirrung stiegen immer höher, — mein Kopf drehte sich, — und nicht mehr Herr meiner selbst, beging ich, um einen Fehler wieder gut zu machen, — ein Verbrechen."

William hielt einen Augenblick, schmerzlich ergriffen, inne, — seine Zuhörer schwiegen ebenfalls, — endlich fuhr er fort:

„Ja, ich beging ein Verbrechen, und indem ich es Euch gestehe, fühle ich, wie meine Wangen vor Scham brennen und die Reue mich verzehrt. Aber Ihr sollt Alles wissen, das ist ein Theil meiner Buße; — mögt Ihr mich dann auch von Euch stoßen.

Mein Principal hatte mich gewöhnlich zum Einkassiren seiner Forderungen und Miethzinsen gebraucht, er gab mir die ausgefüllten und von ihm unterschriebenen Quittungen und ich sammelte das Geld darauf ein. Die Leute kannten mich alle, und dies brachte mich auf den Gedanken meines Verbrechens. Ich nahm eine von den gedruckten Zins-Quittungen, füllte sie auf den Namen des Miethers eines meinem Principale gehörenden Hauses aus, machte seine Unterschrift nach und begab mich zu dem Miether. Der Miethzins war gerade fällig, die Summe betrug etwas über hundert Dollars und wurde mir ohne Widerrede ausbezahlt. Ich zahlte meine Spielschuld mit klopfendem Herzen, denn jetzt erst kam das ganze zerschmetterte Bewußtsein dessen, was ich gethan, über mich. Ich beschloß, von Gewissensbissen gequält, meinem Principal bei seiner Zurückkunft Alles zu gestehen, seine Verzeihung zu erflehen und meine Schuld durch jede mir auferlegte Arbeit zu tilgen. Aber es sollte anders, schrecklicher kommen. Am Tage darauf saß ich an meinem Schreibtische, als der Geschäftsführer meines Principals mit einem Herrn eintrat. Er ging auf mich zu, hielt mir die nachgemachte Quittung mit der falschen Unterschrift vor und fragte mich: „Kennen Sie diese Quittung?“ Ein Donnerschlag traf mich, — Besinnung und Fassung flohen, — wie zerschmettert stürzte ich auf die Kniee und schrie: „Gnade! Gnade! machen Sie mich nicht unglücklich!“

„Haben Sie diese Unterschrift nachgemacht und das

Geld bei Smiths erhoben?" fragte der Herr, der mit dem Geschäftsführer gekommen war. — „Ja! ja!" schrie ich verzweifelnd, „aber Gnade! Barmherzigkeit!" „Nehmen Sie ihn nur mit, Sir," sagte der Geschäftsführer, „der Bursche verdient sein Schicksal." Der Andere öffnete die Thüre des Zimmers, zwei Polizei-Officiere traten ein, faßten mich und ich ward vor einen Friedensrichter und von da in die Jail gebracht. Als die erste Verzweiflung vorüber war und ich wieder ruhig denken konnte, erfuhr ich Alles. Mein Principal hatte die Zins-Quittungen vor seiner Abreise ausgefüllt und sie dem Geschäftsführer übergeben, — dieser hatte zufällig bei Smiths noch andere Geschäfte gehabt, war hingegangen, hatte bei dieser Gelegenheit die Quittung präsentirt und den Betrug und die Auszahlung des Geldes an mich entdeckt. Seine Aussage genügte zu einer Anklage und mein Prozeß ward auf den nächsten Termin angesetzt.

Ihr könnt Euch meine entsetzliche Lage denken, meine Mutter, der Gedanke an ihren Schmerz, die Aussicht, mindestens sechs oder sieben Jahre in der Penitentiary unter Verbrechern aller Art schmachten zu müssen, — der Verlust meiner Ehre, die Beschimpfung des rechtlichen Namens meiner Mutter, — Alles das machte mich halb wahnsinnig. Ich verfluchte meinen Leichtsinn, ich verjammerte Tage und Nächte, — meine Verzweiflung stieg, — jemehr der Tag des Prozesses heranrückte. — Eines Tages ward ich in das Sprachzimmer herabgerufen, — ich trat hinein, — mein Principal stand vor mir, — in Thränen zerfließend stürzte ich vor ihm auf die Kniee. „William," sagte er halblaut zu mir, „Du dauerst mich tief, — noch mehr aber dauert mich Deine Mutter. Ich möchte Dich gerne retten, aber wer verbürgt mir, wenn ich es thue,

daß Du ein ehrlicher, treuer und dankbarer Mensch sein wirst." — Ich wand mich zu seinen Füßen, ich schwor mit den heiligsten Eiden ihm treu und ergeben zu sein, — mit dem Leben selbst die Rettung meiner Ehre zu bezahlen. — „Gut," sagte er endlich, — „ich werde Dich retten, — sei ruhig und baue auf mich." — Er ging, und ich ward von Hoffnung neu belebt in mein Gefängniß zurückgeführt.

Am andern Tage erschien ich vor dem Criminalgerichte, Mr. Smiths, der Geschäftsführer sagten gegen mich aus, endlich ward mein Principal aufgerufen und beeidigt. Die falsche Quittung ward ihm vorgelegt und gefragt, ob dieses seine Unterschrift sei. — Mitten unter einer feierlichen Stille sagte er laut und bestimmt: „Ja!" — ich glaubte, ich müßte zusammen sinken; — er fügte hinzu: er habe die Quittung geschrieben und mir gegeben, dann aber in der Zerstreuung und Geschäftsüberhäufung dieselbe Quittung noch ein Mal ausgefüllt und mit andern dem Geschäftsführer übergeben. Dieser habe Argwohn geschöpft, die Anklage eingeleitet, und da er abwesend gewesen sei, so habe er nicht hindernd einschreiten können, — übrigens sei ich ganz unschuldig und er könne mir nur das beste Zeugniß geben. — Der Eindruck seiner Aussage war entscheidend, mein Advokat verzichtete auf jede fernere Vertheidigung, — die Geschworenen sprachen, ohne den Saal zu verlassen, ihr: Nicht-Schuldig aus und zitternd vor Freude und Glück, bewegt von den dankbarsten Gefühlen gegen meinen Retter, verließ ich an der Hand meines Principals den Gerichtssaal.

Als wir zu Hause kamen, nahm er mich mit auf sein Zimmer und sagte: „William! ich habe, um Dich zu retten, mein Gewissen schwer belastet, — ich habe einen

falschen Eid geschworen, — Du wirst mir durch Dein Benehmen in der Zukunft zeigen, daß Du dieses Opfers werth bist. Hier kannst Du nicht bleiben, — Du mußt fort, — hier sind 500 Dollars, — gehe damit nach Californien, versuche dort Dein Glück und kehre einst als rechtschaffener Mann zurück." Ich küßte seine Hand und dankte ihm unter heißen Thränen, — er fuhr fort: „Ich verlange nur einen Dienst von Dir, ich habe ein theueres, werthes Vermächtniß eines Verstorbenen einem Freunde in Californien zu überschicken. Ich werde Dir es übergeben und Du wirst mir eidlich geloben, diesen Auftrag auf jede Gefahr hin zu erfüllen."

Ich versprach es, — er sagte mir einen Eid vor, auf das Wohl und Seelenheil meiner alten Mutter, — auf mein eigenes Glück und Heil, — ich schwor, und mußte noch in derselben Nacht nach St. Joseph abreisen. — Dort suchte mich am Tage vor dem Aufbruche nach der Prairie ein ältlicher Mann auf, gab sich mir durch ein zwischen mir und dem Principal verabredetes Zeichen als sein Abgesandter zu erkennen und brachte mir meinen Koffer mit dem bewußten Kästchen für Samuel Hawkes in St. Francisco darin. Ich wiederholte ihm mein Versprechen, und Ihr begreift nun Freunde, daß es für mich Gewissenssache ist, mein Gelübde zu lösen."

William hatte geendet, er schwieg bewegt, aber Tom sprang auf, schüttelte ihm die Hand und sagte: „Du hast Recht, William, wir gehen mit Dir nach St. Francisco, und daß Du's nur weißt, wir haben Dich jetzt, wo wir Alles wissen, noch lieber als zuvor."

William drückte ihm dankbar die Hand, Joseph aber fragte: „Und darf man den Namen Deines Principals auch wissen?"

„Warum denn nicht?“ entgegnete William, „er heißt Jeremiah Smartborn.“

„Alle Teufel!“ schrie Joseph, „den kenne ich ja, — mein Vater hat von ihm die Farm gekauft. Oh! nun wundert's mich nicht mehr, — das ist ein braver lieber Herr.“

„Nun ja,“ meinte Tom, „es ist ganz gut, daß Du gerettet wurdest, William, — aber ich weiß nicht, ich hätte doch keinen falschen Eid schwören mögen.“

Eine Stunde später lagen alle Wanderer in tiefem Schlafe, um sich zu stärken für das nun beginnende abenteuerliche und mühevolle Leben Californiens.

IV.

Ueber ein Kurzes werdet ihr mich sehen und über ein Kurzes werdet ihr mich nicht sehen.

H. Schrift.

In St. Francisco herrschte das rege und geschäftige Leben und Treiben einer Weltstadt, obwohl die neue Metropolis des stillen Oceans mit ihren Zelten, Hütten, Blockhäusern, chinesischen Rohrpavillions und amerikanischen Backsteingebäuden, eher einem großen Dorfe oder einem lärmenden Jahrmarkte glich, als einer Hauptstadt. Auf den ersten Anblick scheint es den Ankommenden, als bestände ganz St. Francisco nur aus Stores und Wirthshäusern und die Bevölkerung theile sich ebenfalls nur in zwei Klassen, — in Wirthe und Verkäufer und in Gäste und Käufer. In der wunderbar schönen Bai von St.

Francisco, wo noch vor Kurzem kaum hie und da ein Kanot mit leichtem Ruderschlage die Wellen durchschnitt, lagen jetzt zwölfhundert Schiffe, geschmückt mit den Flaggen aller Nationen der Erde und auf der ansteigenden Hochebene ihrer Ufer, wo vor einigen Jahren noch der Indianer den wilden Büffel gejagt hatte, wuchs jetzt eine Stadt empor, wunderbar und abenteuerlich, bunt und zusammengewürfelt, wie die Bevölkerung, die darin umher trieb.

Unsere drei jungen Freunde waren seit zwei Tagen dort angelangt, sie hatten unter dem Zelte einer Familie von ihrem Zuge für einige Nächte ein Plätzchen zum Schlafen erhalten und strichen den ganzen Tag herum, um ihre Vorbereitungen zum Aufbruche nach den Minen zu machen. William hatte schon die halbe Stadt durchlaufen und vergebens nach Mr. Samuel Hawkes gefragt, — dem er durchaus erst das Kästchen überliefern wollte. — Niemand kannte Mr. Hawkes, Niemand konnte ihm Auskunft über ihn geben und William gab fast schon die Hoffnung auf, ihn je zu finden.

Er hatte den Freunden seine Noth geklagt und diese hatten sich erboten, gemeinschaftlich mit ihm einen Streifzug durch die ganze Stadt zu unternehmen, um den verwünschten Hawkes, der ihren Aufbruch nach den Minen verzögerte, endlich zu finden. Sie hatten bereits stundenlang die Hauptstraßen St. Franciscos durchrannt, die Aufschriften auf jeder Thüre, auf jedem Schilde gelesen, — aber der Name des Mr. Hawkes war nicht darunter. Müde und abgespannt gaben sie endlich zu Mittag die fruchtlose Jagd auf und gingen nach dem Hafen, um ein Schiff zu suchen, das den Fluß aufwärts ginge und sie der Gold-Region zuführen sollte. — Sie gingen eben an

der langen Reihe der segelfertigen Schiffe hinunter und lasen die ausgehängten Inschriften, welche die Abfahrtszeit und den Bestimmungsort des Schiffes anzeigten, als Tom plötzlich einen Freudenschrei ausstieß und davon eilte hinab an das Wasser. Joseph und William sahen ihm erstaunt nach, — aber er winkte ihnen jetzt lebhaft und schrie: „Hieher! hieher! da ist unser Mann!"

Auf dem Wasser lag am Ufer ein altes, schwerfälliges Boot, das einst als Holz = oder Marktschiff gedient haben mochte, jetzt aber ganz morsch und hinfällig war und an der Kette, an der es lag, langsam verfaulte. Auf diesem Boote war eine kleine Bretterhütte aufgeschlagen, mit einem Fenster, in denen statt der Scheiben Papier war, mit einer aus einem alten Kistendeckel gemachten Thüre und über derselben eine kleine schwarze Tafel, auf der mit Kreide geschrieben stand: „Samuel Hawkes, Lawyer".

„Da ist unser Mann," schrie Tom, als die Anderen herabkamen, — „wir haben ihn auf dem Lande gesucht und er logirt auf dem Wasser. Nun, seine Schreibstube sieht nicht sehr einladend aus."

„Er wird doch in dem Nothstalle nicht wohnen?" meinte Joseph, das wäre doch für einen Advocaten gar zu ordinair."

„Laßt uns hineingehen," sagte William, „und ist er's, so werde ich doch endlich das unglückliche Kästchen los, das ich nun schon drei Tage lang in allen Straßen von Francisco herumtrage."

William schritt auf die Hütte zu und klopfte leise an die Thüre, ein hübsches, braungelbes Mädchen vom Half-Bread-Schlage trat heraus, sie mochte ungefähr 14 Jahre alt sein und die regelmäßigen Züge des Weißen-Blutes in ihren Adern, gehoben durch die dunkele Hautfarbe des In-

dianer=Blutes, gaben der Dirne ein eigenthümliches, anziehendes Aussehen. — Sie trug die mexikanische Tracht, — ihre langen schwarzen Haare hingen in zierlichen Zöpfen über den Rücken herab, und das kurze Röckchen zeigte einen kleinen, niedlichen Fuß. „Quien llama a la puerta?“ fragte eine heisere Stimme aus der Hütte. „Ist Mr. Hawkes zu sprechen?“ fragte William, — das Mädchen aber drehte sich, ohne ihm zu antworten, um und rief hinein: „Es un sennor.“ — „Que pase adelante!“ erklang es von drinnen, und das Mädchen öffnete die Thüre, mit einer Bewegung der Hand William zum Eintreten einladend.

„Laß uns hier bleiben,“ sagte Tom zu Joseph, „denn wenn wir alle drei in die Barake hinein gehen, so muß der Hausherr herausgehen, so wenig Platz ist drinnen. Und einen sonderbaren Clerk hat er, der Mr. Hawkes, möchte wohl wissen, was die Leute in St. Louis sagen würden, wenn unsere Advocaten sich solche Clerks in Unterröcken anschaffen würden.“

William war indessen in das Innere der Bude getreten, das dem Außeren ganz entsprach. Ein kleiner Raum, aus rohen Brettern aufgezimmert, stellte eine Art von Zimmer vor, das durch das Fenster mit den Papierscheiben nothdürftig erhellt ward. Ein alter wackliger Tisch mit etwas Schreibmaterialien, zwei alte Strohstühle und in einer Ecke eine Binsenmatte und eine Decke bildeten das ganze Mobiliar der Office. Hinten war noch eine Oeffnung, vor der eine Art Vorhang von altem Segeltuch herabhing, und die in einen Alkoven oder eine kleine Kammer zu führen schien. An dem Tische saß ein ältlicher Mann im fadenscheinigen Rocke, — große grüne Brillen auf der Nase und einen mächtigen Lichtschirm darüber, sein Kinn war

halb in einer großen, weißen Halsbinde verborgen und ein struppiger schwarzer Backenbart, der sich bis zu beiden Seiten der Nase vorzog, gab dem Dasitzenden mehr das Ansehen eines Orang-Utangs als eines Menschen.

„Sie sind Mr. Hawkes?“ fragte William eintretend. —

„Ob ich Mr. Hawkes bin?“ wiederholte der Andere, — „hm! ich denke, ich bins.“ —

„Ja, Sir,“ fuhr William fort, — „das ist mir nicht genug, — ich wünsche mit Bestimmtheit zu erfahren, ob Sie Mr. Samuel Hawkes sind?“ —

„Ob ich Mr. Samuel Hawkes bin?“ — sprach der Sitzende ihm nach, — „nun ja, ich bins.“ —

„Wohl, Sir, erwarten Sie nichts von St. Louis?“ fuhr William fort. —

„Ob ich etwas von St. Louis erwarte,“ sagte Mr. Hawkes, — „ich erwarte vielerlei von dort. Warum?“ —

„Weil ich Ihnen etwas zu übergeben habe,“ — fuhr William fort, — „aber doch erst gewiß sein möchte, ob Sie auch der rechte Mann sind.“ —

„Ob ich der rechte Mann bin?“ schnarrte Mr. Hawkes. „Nun, das wird sich schon finden. Was habt Ihr? ein Zeichen? einen Brief? oder ein Kästchen?“ —

„Ein Kästchen,“ antwortete William, aber erst muß ich —“—

„Gar nichts müßt Ihr,“ fiel Hawkes ein, „als mir antworten. Wo ist das Kästchen?“

„Meine Freunde halten es draußen,“ entgegnete William, „aber ehe ich es Euch übergebe, müßt —

„Vaya Pepita!“ sagte Mr. Hawkes jetzt zu dem Mädchen, die an der Thüre stand und diese schlüpfte hinaus.

„So, wir sind allein,“ fuhr der Advocat jetzt fort, — „nun tretet her.“ Er zog eine große Brieftasche aus sei-

nem Rocke und nahm einen Brief heraus. „Kennt Ihr den Poststempel von St. Louis? — Ja? — Nun, jetzt les't diese Stelle:

„Ein junger Mann, Namens William Schulz, wird Euch das bewußte Kästchen überbringen. Laßt ihn Euch bestens empfohlen sein.“

— und da unten, — kennt Ihr die Unterschrift: „Jeremiah Smartborn“ — nun, ich denke doch wohl, ich bin der Mann, den Ihr sucht.“

„Verzeihung, Sir,“ sagte William, — aber Sie werden begreifen, daß ich hier, im fremden Lande, wo ich gar Niemanden kenne, vorsichtig sein mußte. Das Kästchen ist hier.“ Er eilte vor die Hütte hinaus, nahm das Kästchen aus Toms Händen und setzte es vor Hawkes auf den Tisch. — Dieser bat ihn Platz zu nehmen, trug das Kästchen hinter den Vorhang in den Alkoven und William hörte, wie er es mit Hammer und Stemmeisen schnell öffnete. — Nach einer kurzen Pause trat Mr. Hawkes wieder hervor und sagte sehr freundlich: „Danke, Sir, für die gütige Besorgung; — werde Mr. Smartborn mit dem nächsten Steamer schreiben und den richtigen Empfang melden. Ihr Diener, Sir!“

„Mr. Hawkes,“ sagte William, ohne sich um Advocaten-Hinaus-Complimentiren zu kümmern, — „Herr Smartborn hat mich an Sie empfohlen, — er sagte mir, Sie würden mir hier an die Hand gehen, — darf ich Ihren guten Rath für mich und meine Freunde in Anspruch nehmen?“ —

„Gewiß, Sir,“ entgegnete Mr. Hawkes, — „aber nur jetzt nicht, denn dringende Geschäfte rufen mich. Aber kommen Sie morgen Vormittag mit Ihren Freunden und es soll mir ein Vergnügen sein. Ihr Diener, Sir.“ —

William empfahl sich und versprach morgen wieder zu kommen, — als er hinaustrat, sah er Pepita im Gespräche mit seinen Freunden, — als sie ihn herauskommen sah, wendete sie sich um, — sagte: „Ya nos deja V.? Sennor. — A Dios.“ und flog in die Hütte. —

„Das ist eine närrische Hexe,“ sagte Tom, „schwatzt in einem fort, — spanisch oder mexikanisch, was kein Mensch versteht und wirft englische Brocken dazwischen, die sie, Gott weiß wo, aufgeschnappt hat.“ —

„Nun, hast Du Dein Kästchen angebracht?“ fragte Joseph. —

„Ja, Freunde!“ entgegnete William, „und ich bin recht froh. Mir ist eine Zentnerlast vom Herzen. Ein sonderbarer Kauz, dieser Mr. Hawkes, — so sonderbar wie seine Office. Morgen sollen wir wieder zu ihm kommen, — da will er uns Rath ertheilen, — wie wir's hier anfangen sollen, um zu etwas zu kommen.“

Die drei Freunde gingen nach ihrem Zelte zurück, und am andern Morgen waren sie auch schon auf dem Wege nach Mr. Hawkes schwimmender Office, — aber wer schildert ihr Erstaunen, als sie weder das Boot, noch die Bude mehr sahen. — Sie glaubten sich in der Gegend geirrt zu haben, liefen den Hafen auf und ab, aber nichts war zu sehen, — Mr. Hawkes und seine Office waren verschwunden.

Endlich erblickten sie Pepita auf einem Steine am Ufer sitzend und eilten rasch auf sie zu: „Wo ist Mr. Hawkes?“ fragten alle Dreie auf ein Mal. Pepita aber schaute sie groß an und zeigte hinaus ins Weite: „Fort!“ sagte sie in einem Gemisch von Spanisch, Englisch und andern Sprachen, — fort, — mich gestern Abend weggeschickt, — wie ich heute komme, — nichts Boot, nichts Haus, nichts Hawkes, — Alles fort.“ — Eine ausführlichere Erklärung

war aus dem Mädchen nicht herauszubringen, — sie wiederholte nur immer ihr: „Fort, — Alles fort, — nichts mehr da,“ bis Tom endlich sagte: „Ei zum Teufel, laßt ihn doch fort sein, — wozu brauchen wir ihn denn? Seinen guten Rath hätte er sich wahrscheinlich noch bezahlen lassen, wie alle Advocaten thun; wir werden auch ohne ihn fertig werden. Laßt uns zusammenpacken und nach den Minen aufbrechen.“ —

„Ja wohl,“ sagte Joseph, „das wird wohl das Beste sein, — unsere paar Dollars gehen hier auf dem theuern Pflaster rasch zu Ende. Wir müssen fort nach den Minen.

„Ich mit Euch gehen!“ sagte jetzt Pepita zutraulich und legte ihre Hand auf Williams Schulter, — „mich mitnehmen, — nicht wahr?“ —

Tom aber rief: „Es wird immer besser, — wir wissen noch nicht, was aus uns werden soll, und sollen nun noch für Andere sorgen.“ —

„Nicht doch,“ fiel William ein, „laßt sie doch mit uns ziehen, — das arme Mädchen ist ganz verlassen, der alte Schuft hat sie dagelassen, wenn wir sie auch zurückstoßen, was soll aus ihr werden?“

„Das ist wahr,“ sagte Joseph, „und ich mag das schnackische Ding wohl leiden. Willst Du wirklich mit uns gehen, Pepita?“ fragte er sie. Sie aber nahm seine Hand, legte sie auf ihr Herz und sagte feierlich: „Pepita mit Euch gehen — überall, — Pepita treu sein, wie Schwester, — jetzt drei Brüder haben. Oh Pepita sehr zufrieden.“ —

„Nun so schlag ein, arme Seele,“ rief Joseph gerührt und hielt ihr die Hand hin, — „wir haben selbst noch nichts, — aber was wir haben, sollst Du mit uns theilen.“

Am andern Morgen waren unsere drei Abenteurer mit dem Indianermädchen schon auf dem Wege nach den Minen.

V.

Herabgestürzt aus allen meinen Himmeln.
Schiller.

Eines der großen Missisippi-Dampfboote rauschte den majestätischen Fluß herauf, mit mächtigem Ruderschlage sich Bahn gegen den Strom brechend. Es hatte bereits Davenport und das freundliche Rock Island hinter sich und arbeitete seinem Bestimmungsorte Galena entgegen. Eine kleine Anzahl Einwanderer, die nach Jowa gingen, um dort ihre Hütten aufzuschlagen, waren im Decke, und selbst in den oberen Räumen der Cabin-Passagiere war nur eine wenig zahlreiche Gesellschaft versammelt. Die große Glocke des Schiffes gab jetzt ein Zeichen, das die bimmelnden Klingeln der Ingenieure im Maschinenraume wiederholten, und mit gewaltigem Brausen wendete sich das Boot dem Ufer zu und legte an einer einsamen Waldstelle an. Planken wurden als Laufbrücke ans Ufer gelegt; — traurig und schweigend gingen einige von den Einwanderern an's Ufer und fingen an, ein tiefes Loch zu graben, während die Andern von dem Schiffe aus ihnen trübe und verstimmt zusahen. — Endlich waren sie mit der Arbeit fertig und nun brachten Andere aus dem Boote zwei in Decken gewickelte Leichen, — eine Frau und ein Kind, — sie trugen sie an die Grube, senkten sie hinein und der Mann der Verstorbenen, von seinen übrigen Kindern umringt, brach mit diesen in lautes Wehklagen und Jammern aus. Der Arme! er hatte die weite Reise von Deutschland über den Ocean mit den Seinigen glücklich überstanden, so nahe schon war er der Stelle, wo er künftig seine Heimath finden sollte, und in dem letzten Augenblicke, auf der letzten Strecke des langen mühevollen Weges hatte der Tod seine

kalte Hand in die Mitte der armen Familie gelegt und die Mutter und eins ihrer Kinder herausgerissen. Der Mann kniete, in Thränen zerfließend, an dem offenen Grabe, — die Kinder riefen weinend: „Mutter! Mutter! arme Mutter! —" dann aber rollte von allen Seiten Erde herab, die Grube füllte sich, — die weinende Familie ward von den Uebrigen mit Tröstungen wieder an Bord geführt, die Glocke ertönte, der Dampf schnaubte und das Schiff arbeitete wieder den Fluß hinauf, — am Hintertheile standen der Wittwer und seine verwais'ten Kinder und ihre trauernden Blicke waren auf die öde Stelle am Ufer unter den Bäumen gerichtet, die die Ueberreste der theuern Todten aufgenommen hatte. Jetzt bog das Boot um eine Insel — die Stelle verschwand, — und mit einem tiefen Seufzer und einem schmerzlichen Abschiedsblicke kehrten die Armen in den Deckraum zurück.

Im Damen-Salon des Bootes lag Gräfin Cäcilie nachlässig auf dem Sopha hingestreckt und Mr. Beaujour saß auf einem Stuhle vor ihr. „Wie fühlen Sie sich, theure Cäcilie?" fragte er besorgt.

„Besser, lieber Louis," seufzte sie mit schmachtender Stimme, — „obwohl immer noch leidend. Ich wollte, diese Reise wäre schon vorüber, denn sie regt mich fürchterlich auf. Eine unbestimmte Angst, ein banges Vorgefühl quälen mich, — es ist, als ob ein großes Unheil meiner harrte." —

„Nicht doch, liebe Cäcilie," beruhigte sie Beaujour, — „es ist nichts als ihre aufgeregte Phantasie, die zahlreichen Cholerafälle auf dem Schiffe, diese sich täglich wiederholende Begräbnisse machen einen traurigen Eindruck auf Sie und verstimmen Ihre Nerven. Aber seien Sie ganz ruhig, — diesen Abend noch sind wir in Dubuque, — dort er-

holen Sie sich etwas, — wir machen dann die romantische Reise zu Lande nach Milwaukee, besuchen den Winnebago-See, Fond du Lac und andere Plätze, die Ihrem Künstlersinn gewiß gefallen werden, und gehen dann ohne Aufenthalt nach New-York und von dort nach dem schönen Frankreich.“ —

„Ach!“ seufzte Cäcilie, „wären wir nur erst schon dort, nie noch habe ich mich so nach Frankreich gesehnt als jetzt. Seit jener fürchterlichen Nacht, wo ich beinahe das Opfer eines entsetzlichen Mörders geworden wäre, habe ich keine ruhige Stunde mehr.“

„Glück und Freude sollen Ihnen dafür die ganze Zukunft erhellen,“ entgegnete Beaujour, „und in meinen Armen, in der schönen Heimath sollen Sie auf jene Schreckensnacht bald lächelnd zurückblicken, wie auf einen bösen Traum.“

„Wie wohl thut mir Ihre Liebe, Louis,“ sagte Cäcilie zärtlich, — „was wäre ich ohne Sie hier in diesem fremden, unfreundlichen Lande geworden. — Sie sind so gut, so aufmerksam, haben so viel Nachsicht mit meinen Launen, so viele Theilnahme für meine Leiden. — Guter Louis,“ setzte sie, ihm die Hand drückend, hinzu, „Sie sind mein einziges Glück.“

„Theure Cäcilie!“ flüsterte er, die dargereichte zarte Hand mit Küssen bedeckend. —

„Lieber Louis!“ sagte die Gräfin nach einer Pause, „darf ich Sie wohl um die Gefälligkeit bitten, mir ein Glas Limonade zu bereiten? Ich würde Sie gewiß nicht damit belästigen — aber was die Leute auf dem Boote hier für Limonade ausgeben, ist nicht genießbar. Seien Sie mein Mundschenk und bringen Sie mir Labung.“

„Gerne, theure Cacilie!“ rief Beaujour, und eilte zur Bar, — er ließ sich Wasser, Zucker und Citrone geben,

bereitete mit kunstgeübter Hand den Trank und kehrte damit über die äußere Schiffs-Gallerie nach dem Damen-Salon zurück.

Auf der Gallerie sah er sich vorsichtig nach allen Seiten um; — als er Niemanden erblickte, zog er rasch ein kleines Papier aus der Westentasche und schüttete ein darin befindliches weißes Pulver in das Glas. Er rührte die Mischung mit dem Kaffeelöffel heftig um und murmelte dabei: „Ja, so sei's! — die Cholera ist auf dem Schiffe; — dieser Tod wird auf ihre Rechnung kommen. Kein Arzt ist auf dem Boote, — so werde ich sie am schnellsten und sichersten los und kehre als betrübter Wittwer mit der vollen Chatouille nach St. Louis zurück.“ — Das Pulver hatte sich jetzt fast ganz aufgelöst und er schritt mit dem Glase weiter die Gallerie hinauf.

Aber plötzlich blieb er wie festgewurzelt stehen, — eine Thüre der Passagier-Cabinen hatte sich geöffnet und vor ihm stand Pater Hyacinth, der Beichtvater der Gräfin in St. Louis. Der sonst so gefaßte Beaujour hatte bei diesem unerwarteten Erscheinen seine ganze Geistesgegenwart verloren; — seine Abreise mit Cäcilien von St. Louis war so schnell und so geheim erfolgt, daß er nicht daran dachte, irgend Jemand könne darum wissen, — er hatte gleich am ersten Tage alle Passagiere auf dem Schiffe genau gemustert und kein bekanntes Gesicht gefunden; Zeit und Gelegenheit, seinen Plan auszuführen und sich in den Besitz von Cäciliens Vermögen zu setzen, schienen ihm günstig, — und nun plötzlich im entscheidenden Augenblicke trat ihm der Pater, wie eine unheilbringende Erscheinung, entgegen. Das Glas zitterte in seiner Hand und er war nicht im Stande einen Laut hervorzubringen. —

„Ah! guten Tag, Herr Beaujour!“ sagte der Pater

freundlich, als ob nichts vorgefallen wäre, „siehe da, wir sind Reisegefährten, ohne es zu wissen. Sind Sie allein an Bord?“

„Ja! — Nein!“ stammelte Beaujour, dessen Verlegenheit immer mehr stieg, — „Gräfin Cäcilie ist ebenfalls hier.“

„Ei, das ist mir ja unendlich lieb!“ sagte der Pater, „und wie doppelt bedaure ich nun, daß mein Unwohlsein mich die ganze Reise auf mein Bett in der Cabine bannte und mich Ihrer angenehmen Gesellschaft beraubte. — Aber was ist Ihnen denn,“ fügte der Pater theilnehmend hinzu, „Sie scheinen ja unwohl, — sind aufgeregt. Trinken Sie doch etwas, das wird Sie abkühlen,“ sagte er und führte Beaujours Hand mit dem Glase zu seinem Munde, — Beaujour stieß sie heftig zurück, — er war leichenblaß geworden, — der Pater nahm ihm das Glas aus der zitternden Hand, hielt es gegen das Licht, that, als ob er daran nippe und sagte dann trocken und ernst:

„Die Limonade ist schlecht. — Für wen ist sie bestimmt?“

„Für die — Gräfin,“ stotterte Beaujour, sie ist unwohl.“

„Sie könnte von dieser Limonade noch unwohler werden,“ sagte Pater Hyacinth ruhig, „sie darf sie nicht trinken. Fort damit.“ Er schleuderte das Glas hinab in den Fluß, — Beaujour zuckte krampfhaft zusammen. „Führen Sie mich doch zu der Gräfin, lieber Beaujour!“ sagte der Pater, wieder ganz freundlich geworden, „doch noch eines, — bald hätte ich darauf vergessen, — hier ist ein Brief für Sie — von Ihren Freunden in St. Louis.“ —

Beaujour nahm den Brief, der seine Adresse trug, —

als er das Siegel ansah, flammte sein Gesicht in dunkler Röthe auf und er erbrach hastig das Schreiben. Es lautete:

„Capitän Jones!

Die Oberen sind sehr unzufrieden. — Cäcilie steht unter dem Schutze von Mächtigeren als wir. — Blinden Gehorsam dem Ueberbringer. — Rückkehr hieher!

Die Raben.“

Er faltete schweigend den Brief zusammen und steckte ihn in die Brusttasche. — „Ich bin zu Ihrem Befehle, Herr Pater!“ sagte er nach einer Pause unterwürfig und Beide traten in den Damen-Salon. Cäcilie empfing den Pater mit großer Freude, er, der sie in St. Louis oft mit seinen Ermahnungen gelangweilt hatte, schien ihr jetzt eine willkommene Erscheinung, und der schlaue Jesuit mußte diesen günstigen Eindruck seiner Anwesenheit bemerkt haben, denn er wich nicht mehr von der Seite der Gräfin, bis das Boot in Dubuque anlegte.

Als das Boot fest lag, bot Pater Hyacinth der Gräfin den Arm und führte sie an das Ufer. Beaujour ließ das Gepäck an's Land schaffen und die Dreie wendeten sich der Wohnung des Bischofs zu. — Das Gepäck der Gräfin wurde im Hofe abgeladen und der Pater führte Cäcilien die Treppe hinauf in das Zimmer des Bischofs, der die Gräfin auf das Freundlichste empfing und ihr sagte: sie sei ihm schon von St. Louis aus auf das Wärmste empfohlen worden. Mit einnehmender Freundlichkeit bot er ihr seine Gastfreundschaft an, und als es dunkel geworden war, saßen die Gräfin, Beaujour, der Bischof und Pater Hyacinth an einer reich bedeckten Tafel und plauderten über die Ereignisse des Tages. Als sich endlich Alles zurückzog, nahm Pater Hyacinth den willenlosen

Beaujour mit sich und schritt mit ihm dem Ufer des Flusses zu.

„Mr. Beaujour!" sagte er ihm, als sie dort angekommen waren, „Ihre Koffer sind an Bord des Dämpfers Cora, der sogleich abgehen wird. Hier sind zehntausend Dollars, die ich beauftragt bin, Ihnen zu übergeben. Gehen Sie an Bord, — das Boot geht sogleich ab. Glückliche Reise, und grüßen Sie Ihre Freunde in St. Louis."

Beaujour schien den Ton der Ironie, der in den letzten Worten des Paters lag, nicht zu bemerken; — er nahm schweigend das Geld und verbeugte sich. —

Die Glocke des Boots gab das Zeichen zur Abfahrt, Pater Hyacinth deutete mit der Hand auf das Boot, — Beaujour wollte noch Etwas sagen, — aber er bezwang sich und eilte an Bord. — Ein zweites Glockenzeichen, — der Dampf brauste, die Räder setzten sich in Bewegung und das Boot flog den Strom hinab. Beaujour stand lange schweigend und brütend auf der Schiffsgallerie: „Verdammt!" murmelte er vor sich hin, „verdammt, daß die reiche Beute mir entgeht. — Mit einem Almosen fertigen sie mich ab — und ich muß gehorchen. — Sind die Brüder in St. Louis toll geworden? Trauen unsere Oberen ihrem Capitain Jones nicht mehr? — Doch Geduld! das Blatt wendet sich noch eimmal und ich vergelte den Streich." Es war längst Mitternacht vorbei, als Beaujour noch immer schlaflos auf der öden Schiffsgallerie stand und in die finstere Nacht hinausstarrte. — — — — —

„Gräfin" sagte der Bischof, als Pater Hyacinth und Beaujour sich entfernt hatten, „Sie begreifen recht wohl, daß ich Ihnen leider die Gastfreundschaft, die ich einer so frommen und hochgeachteten Dame schulde, nicht in meinem Hanse bieten kann. Pater Hyacinth hat für Ihren

Freund, Herrn Beaujour, gesorgt und Sie werden in dem Kloster „zum geheiligten Herzen“ eine freundliche Unterkunft finden und bei den würdigen Frauen die wenigen Tage, die Sie uns hier gönnen wollen, gewiß angenehm zubringen. Mein Wagen steht in Bereitschaft Sie hinzuführen, — Ihr Gepäck ist schon hingebracht.“

Cäcilie nahm Abschied von dem Bischofe; ein Diener geleitete sie an den Schlag des Wagens, der bald vor dem Kloster „zum geheiligten Herzen“ hielt. Die Oberin empfing sie mit großer Herzlichkeit und geleitete sie in ein freundliches Schlafgemach, — ihre Sachen standen schon bereits alle da, — eine dienende Schwester half ihr und bald entschlief die Gräfin sanft, — sich wohl und heimisch fühlend und freier athmend nach den Bedrängnissen und trüben Eindrücken der letzten Tage. — Welch’ greller Abstand, als sie am andern Morgen erwachte!

Der heitere, weltliche Aufputz, die freundliche Einrichtung des Zimmers, in dem sie sich zur Ruhe begeben hatte, waren verschwunden, — die vier weißen Wände einer Klosterzelle starrten sie an. Ein Kruzifix hing an der Wand, — ein hölzerner Betschemel stand davor. Auf einem Tische lagen Gebetbücher, Heiligen = Legenden und andere ascetische und mystische Schriften, — ihre Sachen waren verschwunden, — und auf dem Stuhle vor ihrem Bette lag das einfache schlichte Gewand einer Nonne. — Cäcilie starrte, wie betäubt, die neue Umgebung an, — sie rieb sich die Augen, — sie glaubte zu träumen. War sie im Schlafe in ein anderes Zimmer gebracht worden, — hatte man ihren tiefen Schlummer benutzt, um diese Veränderung vorzunehmen? — sie konnte sich keine Rechenschaft darüber geben. Sie rief laut, — immer heftiger wurden ihre

Rufe, — tiefe Stille herrschte im Gemache, — Niemand antwortete ihr. Endlich sprang sie, von Angst und Entsetzen ergriffen, aus dem Bette, — vergebens suchte sie ihre Kleider und nahm endlich mit Widerstreben das rauhe, unfreundliche Nonnenkleid. — Sie rüttelte an der Thüre, sie war fest verschlossen, — sie rief, schrie, weinte, — keine Antwort. — Endlich fielen ihre Blicke auf eine an der Wand hängende Tafel und sie las darauf mit Schaudern folgende Worte:

Die Zeit der Lust ist vorüber, — die Tage der Buße sind gekommen. — Sünderin! gehe in Dich! — Bete! — Büße! — Bereue!"

Eine schreckliche Ahnung durchflog ihre Seele — sie sah sich unwiederbringlich verloren für die Welt. Ihre Verzweiflung war gränzenlos, die Ausbrüche ihres Jammers stiegen bis zum tobenden Wahnsinne, aber sie verhallten ungehört in der lautlosen Zelle. Das Fenster war vergittert und bot die Aussicht auf einen kleinen, leeren Hof, die Thüre war und blieb verschlossen. Eine Klappe darin wendete sich Morgens, Mittags und Abends herum und schob eine einfache Mahlzeit in das Zimmer, die Cäcilie Anfangs unberührt stehen ließ, — später aber, von Hunger und Erschöpfung getrieben, nicht verschmähte. Ein Krug mit frischem Wasser, der jedesmal mit erschien, war das Getränke.

Wir wollen es hier nicht unternehmen, die fürchterlichen Seelenleiden Cäciliens zu schildern; wer in solchen Lagen war, wird sie begreifen. Nach und nach wurde ihr Jammer sanfter, sie weinte, sie betete still, sie nahm ihre Zuflucht zu den heiligen Büchern, — die Hoffnung auf baldige Befreiung hielt sie aufrecht. — Aber der Tag ver-

ging und Niemand kam, — der stillen Nacht folgte dasselbe trostlose Erwachen.

So vergingen Stunden, Tage, Wochen in qualvoller Einsamkeit.

VI.

Den Himmel tragt ihr, Lügner! auf den Lippen
Und Fluch und Hölle wohnt in euern Herzen.
Müllner.

In Mr. Smartborns Hause herrschte große Bewegung; eine alte schwerfällige Kutsche, dem Anscheine nach einst der Staatswagen eines spanischen Gouverneur-Lieutenants, hielt vor der Thüre und hatte einen zahlreichen Schwarm von Gassenjungen versammelt, die das sonderbare Fuhrwerk und dessen hinten aufgethürmte Koffer und Schachteln lachend angafften. Alle Dienstleute des Smartborn'schen Hauses waren herausgeeilt und umgaben die Kutsche, — am Schlage aber stand Mr. Asa Populorum mit dem süßesten Gesichte, das er nur auftreiben konnte, und hielt mit zierlicher Armbewegung die Fingerspitzen hin, um der im Wagen befindlichen Lady beim Aussteigen zu helfen. „Ach, werthe Miß Rebecca," lispelte er, „sind Sie endlich da? Welch' eine Freude für Herrn Smartborn, welches Glück für unser ganzes Haus. Wir haben aber auch zu dem Herrn der himmlischen Heerschaaren alle Tage für Sie gebetet, daß er Ihre Wege beschützen und Ihre Tage segnen möge."

Mit diesen Worten empfing Mr. Asa die dem Wagen entstiegene Dame, die Niemand anderes war als Fräulein Rebecca Smartborn, einzige Schwester des ehrenwerthen Herrn Jeremiah. Sie aber blickte gen Himmel und faltete

die Hände und sprach mit geweihter Salbung: „Da bin ich, — der Herr segne meinen Eingang und Ausgang.“ Sie schritt von Asa geführt ins Haus, — wo ihr Mr. Jeremiah Smartborn mit offenen Armen entgegen kam und mit thränenweicher Stimme ausrief: „Meine gute Rebecca! bist Du's endlich. Ach, wie haben meine Augen sich nach Dir gesehnt, — wie hat mein Herz nach Dir gedürstet!“

Fräulein Rebecca umarmte den werthen Bruder mit zimperlicher Jungfräulichkeit und sprach salbungsvoll: „Wer an mich glaubt, wie die Schrift sagt, von dessen Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen. Oh mein theurer Bruder, ist das Licht endlich eingezogen in Deine Seele und hat Dein Gemüth sich gewendet zu den Füßen des Kreuzes.“ —

„Komm in Dein Zimmer, gute Rebecca,“ sagte Herr Smartborn mit einem etwas gelangweilten Gesichte, — „ich sehe, Du bist noch immer die gute, fromme Seele, wie sonst, — viel besser als ich, der ich nur ein sündiger, weltlicher Mensch bin.“ Und durch die bis zu Thränen gerührten und von solcher christlichen Frömmigkeit tief erbauten Dienstleute hindurch schritten Beide hinauf in die obern Zimmer.

Fräulein oder Miß Rebecca Smartborn behauptete seit mehreren Jahren mit anerkennenswerther Consequenz, daß sie dreißig Jahre alt sei, — gründliche Kenner des weiblichen Geschlechtes aber waren so unverschämt zu meinen, sie habe die verhängnißvollen Dreißig schon vor so langer Zeit überschritten, daß sie keinen gesetzlichen Anspruch mehr darauf machen könne und das Gesetz der Verjährung bereits in Wirksamkeit getreten sei. Miß Rebecca war eine schlank gewachsene Jungfrau von wenigstens sechs Fuß Höhe, hervorragend über alle ihre Genossinnen nicht nur schon

durch ihre Größe, sondern auch durch ihre Tugend und Frömmigkeit. Ihr stark blondes Haar, dessen Farbe an Californiens Goldbluffs in der Abendröthe erinnerte, ringelte sich in unzähligen kleinen Löckchen um das längliche Oval ihres etwas magern Antlitzes, aus dessen Mitte eine sehr lange und sehr spitzige Nase majestätisch in die Welt hinausragte, — zwei kleine graue Aeuglein, die einst von einem hungrigen Gelegenheitsdichter als „blau" besungen worden waren, waren bald zum Himmel empor gerichtet, bald zur Erde niedergeschlagen, und an diese Schönheiten schloß sich würdig ein Mund an, dessen lang gezogene Lippenmündung mit den weitausgreifenden Winkeln von der Natur eigends zu einer Ehrabschneidmaschine geschaffen schien. Ein Hals, der in Hinsicht der Länge den Namen eines Schwanenhalses mit vollem Rechte verdiente, stieg senkrecht aus zwei dünnen ängstlichen Schultern und einer busenlosen Einöde empor, während ein Paar lange Arme mit noch längeren Fingern an der schönen, schlanken Gestalt, wie geknickte Zweige einer Trauerweide herabhingen. Wenn man nun noch hinzudenkt, daß Miß Rebecca, wie Spötter sagten, auf einem sehr großen Fuße lebte, so kann man sich vielleicht einen schwachen Begriff von den Reizen machen, die die holde Schwester des guten Herrn Smartborn in sich vereinigte. War die Natur nun auch gegen den Körper stiefmütterlich gewesen und hatte ihn nur in der Länge, nicht aber auch in der Fülle bedacht, so hatte sie dafür mehr Vorliebe für die Seele, das Herz und das Gemüth dieses frommen weiblichen Wesens gehabt und dieselben mit allen auf dieser Welt gangbaren und Cours habenden Tugenden ausgestattet.

Miß Rebecca war die Frömmigkeit selbst, — jeden Morgen ging sie in die Kirche und war die fleißigste Be-

terin der Gemeinde, — sie fehlte in keiner Abendandacht und kam stets zerknirscht und in Thränen zerfließend nach Hause. — Die Bibel wußte sie vom Anfange bis zum Ende auswendig, und alle Jahre gab sie hundert Dollars der Traktat-Gesellschaft, um das Wort des Herrn auf dieser sündhaften Erde zu verbreiten. Miß Rebecca war die personificirte Wohlthätigkeit, — sie ließ sich alle Tage durch ihre Negerin einen halben Dime in Kupfer-Cents umwechseln und gab ihren Hausarmen, über die sie ein eigenes Register führte, und die der Reihe nach bei ihr vorkommen mußten, davon sehr reichliche Almosen, nicht so sehr an schnödem Gelde, als an guten Lehren, und zu jedem Cent, den sie gab, hielt sie dem Beschenkten eine halbstündige Predigt voll Moral, Erbauung und Bibelsprüchen, und wenn die armen Leute von ihr fortgingen, waren sie stets bis in's Innerste erschüttert. Aber die Tugend Rebeccas übertraf nicht nur alle ihre andern guten Eigenschaften, sondern auch Alles, was bisher in diesem Fache noch geleistet worden war und verdunkelte alle Lucretien, Susannen und sonstige Tugendheldinnen der alten und neuen Geschichte. Sie rühmte sich nie einen Mann geliebt zu haben, nie geduldet zu haben, daß ein Blick zu ihr erhoben, ein Seufzer nach ihr losgelassen werde, sie war so keusch, daß sie kein männliches Wesen ansehen konnte, ohne zu erröthen, und in ihrem Wohnzimmer mußten sogar die B e i n e der Tische und Stühle kleine niedliche Hosen von Mousselin tragen. Gewöhnlich floh sie die sündhafte Stadt St. Louis, die sie ein zweites Sodom und Gomorrha nannte, und lebte auf dem Lande, ihre Thätigkeit theilend zwischen der strengen Herrschaft über ihre Sclavinnen und Sclaven und dem erbaulichen Umgange mit einigen gleichgesinnten, frommen Freun-

dinnen und noch frommeren Methodisten-Predigern. So war die Miß Rebecca beschaffen, die nach langer Abwesenheit sich endlich entschlossen hatte, wieder einmal St. Louis zu besuchen, theils um einige unaufschiebbare Einkäufe zu machen, theils um ihre weltlichen Geschäfte, wie sie die Eintreibung der Zinsen ihrer mit zwanzig Prozent verliehenen Kapitalien nannte, in selbsteigener Person zu besorgen.

Mister Smartborn war selbst ein sehr frommer Mann, aber seine Schwester war ihm doch viel zu biblisch, und deshalb hatte er sich nach den ersten Empfangsbegrüßungen wieder wie gewöhnlich auf sein Arbeitszimmer zurückgezogen und schrieb dort emsig. Sein Factotum aber, Mr. Asa, dem alle unangenehmen Geschäfte des Hauses aufgeladen waren, mußte auch jetzt der frommen Miß Rebecca Gesellschaft leisten, — und er schien diese Pflicht gerne zu erfüllen, was übrigens bei seinem weichen Herzen und seiner angeborenen Galanterie gegen Damen sehr natürlich war.

„Nun, wie steht es mit Ihnen, guter Asa?“ fragte Miß Rebecca, in die weichen Kissen ihres Sophas gelehnt und mit ihrer Katze spielend, Herrn Populorum, der in steifer Haltung ehrerbietig vor ihr stand, „hat das Licht des Herrn Sie erleuchtet? — ist Ihr Gemüth endlich so erweicht und zerknirscht worden, daß es den Himmelsborn der göttlichen Gnade in sich aufnehmen kann?“

„Ach beste Miß!“ seufzte Herr Asa, — „Sie wissen, wie wenig Zeit ich habe, um dem Herrn zu dienen, — aber mein Gebet steigt Morgens und Abends für Sie zum Himmel empor.“

„Keine Zeit, guter Asa?“ sagte Miß Rebecca salbungsvoll, „keine Zeit für den Himmel ob irdischer Dinge?

Wissen Sie nicht, was geschrieben steht: Ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolget, der wird nicht wandeln in Finsterniß, sondern das Licht des Lebens haben."

„Allerdings weiß ich es, theure Miß," klagte Herr Asa, „aber Mr. Smartborn ist ein Geschäftsmann, ich bin sein Geschäftsführer, und die Geschäfte gehen ihm über Alles."

„So Ihr solches wisset, selig seid Ihr, so Ihr es thut," warf Fräulein Rebecca ein und setzte hinzu: „Ach mein guter Bruder hat seinen Sinn viel zu sehr auf weltliche Eitelkeit gerichtet und vernachlässigt darob die himmlische Seligkeit. Sagen Sie mir doch, guter Asa, was macht denn meine gute Freundin, die würdige Mrs. Snookshill, — die fromme, liebe Seele?"

„Hm!" sagte Mr. Asa bedenklich, — „man spricht nicht gerne davon, beste Miß, — sie hat sich auf's Land zurückgezogen, uns zwar, weil ihr Mann sich von ihr scheiden lassen will, — wegen einer stillen Andacht, in der er sie mit einem unserer Brüder überraschte, und die er in seiner Hitze übel auslegte."

„Schweigen Sie, Asa," bat Miß Smartborn zimperlich, — „nichts von solchen Dingen, — Sie beleidigen mein Zartgefühl. Und wie geht es Miß Bimple, meiner theuern Freundin im Herrn?"

„Nicht mehr Miß," verbesserte Herr Asa, — „sie hat den Hauslehrer ihrer Brüder heirathen — müssen, wie man sagt, wegen allzu sichtbarlicher Folgen eines —"

„Asa! Sie martern mich!" unterbrach ihn das Fräulein hoch erröthend, — „sagen Sie mir kein Wort weiter von solchen Schandflecken unseres Geschlechtes. — Also Miß Bimple — und mit einem Hauslehrer, — oh! ich

habe dieses kleine, schnippische, aufdringliche Ding nie leiden mögen."

„Und Mrs. Peige," fuhr Asa fort, „ist auch nicht mehr hier, sie ist mit einem jungen Advocaten durchgegangen, — man sagt: nach Californien, — und ihr Mann hat sich scheiden lassen und gleich wieder geheirathet."

„Sodom und Gomorrha!" jammerte Miß Rebecca, — „aber der Himmel wird sich aufthun und in seinem Grimm Pech und Schwefel herniederregnen lassen auf dieses sündhafte Geschlecht. — Aber, daß ich nicht darauf vergesse, guter Asa, wie haben Sie meine 6000 Dollars placirt, die bei Dixon fällig geworden sind?"

„Ich habe sie, wie ich denke, gut untergebracht," antwortete der Geschäftsführer, — „Waltson und Brüder standen etwas schief, brauchten Geld, konnten keins bekommen, — ich ließ ihnen die 6000 Dollars durch die dritte Hand offeriren, wenn sie ihr ganzes Grundeigenthum verpfänden und eine Note von 8000 Dollars in zwölf Monaten zahlbar ausstellen wollten. Was ich vorausgesehen hatte, geschah, sie griffen mit beiden Händen zu, — es ist ein gutes Geschäft, — zahlen können sie nicht, und Sie kriegen das ganze Grundeigenthum, das seine 12,000 Dollars werth ist, um 6000 Dollars. Aber, beste Miß Rebecca," setzte Herr Populorum nach einer kleinen Pause mit großer Anstrengung hinzu: — „erlauben Sie mir nun auch von mir selbst zu sprechen. Sie wissen, wie treu ich Ihnen seit Jahren diene, wie aufrichtig ich Ihnen ergeben bin. Seit lange schon wissen Sie auch, daß ich Sie verehre und anbete, wie eine Heilige, stets haben Sie meine schüchterne Bewerbung hinausgeschoben, und —"

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt!“ fiel das Fräulein ein.

„Sie haben mir, als ich Sie das letzte Mal an den Wagen begleitete,“ fuhr Asa ohne sich stören zu lassen fort, „bei Ihrer Rückkehr die endliche Entscheidung versprochen. Sprechen Sie, darf ich noch immer nicht hoffen, diese schöne Hand einst mein nennen zu können?“

„Oh Asa!“ sagte das Fräulein hoch erröthend, und ihm die ergriffene Hand entziehend, „man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen. — Der Herr ist mein Theil, darum will ich auf ihn hoffen.“

„Und ich soll indeß hoffnungslos vergehen?“ fragte Asa schmerzlich. „Oh theure Miß, lassen Sie sich endlich erweichen.“

„Wie viel haben Sie sich denn erworben und erspart, guter Asa?“ fragte Miß Rebecca jetzt mit süßer Stimme.

„Sie wissen,“ entgegnete dieser, „daß ich Ihnen, als Sie zum letzten Male hier waren, mein Herz und einen kleinen Sparpfennig von 17,000 Dollars zu Füßen legte. Jetzt sind es schon 20,000 Dollars geworden, — darf ich endlich hoffen?“

„Ich erinnere mich,“ sagte das Fräulein bedeutungsvoll, Ihnen damals gesagt zu haben, daß, wenn ich mich je entschließen könnte einem Manne mein Herz zu geben, — er an Vermögen nicht unter mir stehen dürfte, damit ich nie zu dem trostlosen Argwohn verleitet werden könnte, — er habe mich nur wegen meines Geldes geheirathet. Sie kennen meine Rechnungen, — ich besitze jetzt 30,000 Dollars, — wenn Sie eben so viel haben, dann wollen wir wieder davon sprechen.“

Oh theuerste Miß!“ rief Asa entzückt und stürzte vor ihr auf die Knie, „so habe ich doch endlich Hoffnung, —

ja halbe Gewißheit. Bald werde ich Ihrer würdig sein, — ich habe eine Speculation vor, die, wenn sie mir gelingt, mich schnell auf den Gipfel dieses lang ersehnten Glückes führen wird. Oh ich überglücklicher Mensch!"

Sie aber sprach: „Lassen Sie das jetzt, guter Asa, ich weiß, daß Sie mir zugethan sind, — wir wollen jetzt meine Rechnungen mit einander in Ordnung bringen."

Sie trug Handlungsbücher und Papiere herbei, und Beide schrieben, rechneten und calculirten bis in die späte Nacht.

VII.

Unerbittlich trennt das Schicksal
Die sich eben erst gefunden,
Und in kaum verharschte Narben
Schlägt es neue, tiefe Wunden.
Auffenberg.

Der Herbst, die schönste Jahreszeit in unserm Amerika, fing an Wald und Flur in neue Farben zu kleiden, — gelbe und rothe Blätter traten in hellen Schattirungen zwischen dem grünen Laube hervor, das hohe Prairiegras verlor nach und nach seinen Blumenschmuck und fing an herb und dürr zu werden und auf den Feldern stand nur noch das schon gelb werdende Wälschkorn. Dichte, schwere Morgennebel und Abends jene schönen Dunst- und Duftwolken von violetter Färbung, die uns den sogenannten „Indianer-Sommer" ankündigen, waren bereits zur täglichen Erscheinung geworden, und wenn die Sonne auch in den Mittagsstunden noch glühende Strahlen herabsandte, so waren die Nächte doch schon kühl und erfrischend. —

Auf Böttchers Farm war die Erndte schon eingebracht,

— die späte Zeit, in der die Familie die Farm angetreten hatte, hatte den größeren Feldarbeiten mächtige Hindernisse entgegen gestellt, und der Ertrag der Erndte lieferte gerade nur so viel, als nöthig war, um die Lebensbedürfnisse des Hauses bis zur nächsten Erndte zu decken. Das Geld, das nach der Zahlung an Smartborn noch übrig geblieben war, war in den Anschaffungen der ersten Einrichtung aufgegangen und Frau Böttcher mußte schon zu allerhand Einschränkungen und Ersatzmitteln ihre Zuflucht nehmen, um die laufenden Ausgaben der Haushaltung nur im Gange erhalten zu können. — Kaffee und Zucker, die mit baarem Gelde bezahlt werden mußten, waren längst abgeschafft worden und seinen Tabak hatte Vater Böttcher selbst im Hausgarten gepflanzt und begnügte sich gerne damit.

Diese eben nicht erfreulichen Aussichten hatten eine etwas trübe Stimmung über die Familie gebracht, und quälende Sorgen, die Eines gegen das Andere nicht einmal auszusprechen wagte, verbitterten ihre Stunden. — Vater Böttcher war nach Sappington geritten, — Frau Elise war in der Küche, — Bob hatte mit den Kindern einen Spaziergang dem Vater entgegen gemacht und Karl und Marie saßen unter der Porch und erfreuten sich des schönen Herbstabends. Marie nähte ein Hemdchen für ihre kleine Schwester und Karl arbeitete an einer Zeichnung, die eine Scene aus dem Brande von St. Louis darstellte, und die von einem reichen Farmer aus der Nachbarschaft bei ihm bestellt worden war.

Emsig mit ihrer Arbeit beschäftigt, sprachen die Liebenden von der nächsten Zukunft und den wenig erfreulichen Aussichten, die sie biete. Karl klagte, daß die Zeit ihrer Verbindung dadurch auf lange hinausgeschoben würde, —

und bereute es bitter, kein Handwerk gelernt zu haben. „Gewiß," sagte er unmuthig den Bleistift hinwerfend, „wäre ich ein tüchtiger Zimmermann geworden, ich könnte zehn Mal mehr verdienen, als mit meiner Malerei und Euch allen viel nützlicher sein." —

„Nicht doch, lieber Karl," beschwichtigte ihn Marie, — „Du könntest ja nicht mehr thun, als Du thust, Du arbeitest mit dem Vater und Bob auf dem Felde, Du unterrichtest die Geschwister und arbeitest noch obendrein an Deinen Zeichnungen und Malereien. Es geht nicht so gut, als wir es uns vielleicht in Europa gedacht haben, — aber es wird schon besser werden. — Der Vater hofft für das nächste Jahr auf eine gute Erndte, — alle Vorarbeiten sind gethan und der Gewinn des nächsten Jahres wird reichlich ersetzen, was uns jetzt abgeht."

„Möglich!" sagte Karl traurig, „aber wie lange ist nicht ein Jahr, — und so lange muß ich der Hoffnung, Dich, Marie, endlich ganz mein nennen zu können, entsagen, denn wie können wir daran denken jetzt zu heirathen?"

„Und warum könnt Ihr nicht daran denken?" fragte eine Stimme hinter ihnen, — sie blickten rasch um, — es war Mr. Josuah Shaw, der von hinten in den Hof gekommen und jetzt aus dem Zimmer unter die Hausthüre getreten war.

„Mr. Josuah," sagte Marie erröthend, „es schickt sich nicht zu horchen."

„Habe auch gar nicht gehorcht, Miß Mary," entgegnete der Nachbar, „bin ganz zufällig herausgetreten und habe nur da den Gentleman klagen gehört, daß er Euch nicht heirathen könne, — und darauf habe ich ihn gefragt: Warum er's nicht könne?"

„Wie? Sie fragen noch, Mr. Shaw," sagte Karl ernst, — „wir haben doch vor Ihnen keine Geheimnisse, — und Sie wissen, wie hart und schwer unser Anfang in diesem Lande ist. — Vater Böttcher kann kaum durchkommen, und können wir da noch auf die Einrichtung eines neuen Hauswesens rechnen?"

„Gewiß, Nachbar," fiel Marie ein, „wir beklagen uns nicht, wir wollen gerne warten, bis die schweren Zeiten des Anfangs vorüber sind und unserer Heirath dann nichts mehr im Wege steht."

„Hm! sonderbare Leute seid Ihr, — Ihr Fremden," — sagte Mr. Josuah und schüttelte bedenklich mit dem Kopfe, — „Ihr könnt nicht heirathen? Ihr wollt warten? — Warum könnt Ihr nicht? Worauf wollt Ihr warten? Miß Mary, Sie sind schon achtzehn Jahre alt, das rechte Alter zum Heirathen, und der Gentleman da sieht mir eben auch nicht aus, als ob er noch unmündig wäre. — Ihr liebt Euch, — Ihr seid versprochen, — was fehlt denn noch?"

„Was noch fehlt?" antwortete Karl unmuthig, — „leider etwas, das herbeizuschaffen nicht in unserer Macht steht, — das leidige Geld."

„Also," sagte Mr. Shaw bedächtig, „muß man bei Euch in Deutschland Geld haben, um heirathen zu können. — Well! Freunde! das ist aber bei uns hier in Amerika nicht der Fall. — Hier heirathet man auch ohne Geld. Wißt Ihr, was ich und meine Frau gehabt haben, als wir uns heiratheten? — Will's Euch sagen; — weiß es noch ganz genau und kann's leicht erzählen. Ich hatte einen Riffle, eine Axt und einen Kochofen, und meine Frau brachte mir ein Bett und einen Sattel zu, — damit haben wir geheirathet und jetzt haben wir eine Farm

von 360 Acres und plenty Pferde, Ochsen, Kühe, Schweine und auch wohl etwas Geld. — Macht's eben so, es wird schon gehen."

„Ach, wie sehr beschämt Ihr einfachen Menschen uns verwöhnte Europäer," gestand Karl erröthend, — „und wie sehr fühle ich, daß Ihr Recht habt. Welch' ein seliges Gefühl liegt schon darin, Alles sich selbst, seiner Ausdauer und Arbeit zu danken."

„Und Ihr müßt nicht glauben," fuhr Mr. Josuah fort, „daß es die Andern nicht ebenso machen. — Habe neulich recht herzlich gelacht, als mir Mistreß Böttcher vorzählte, was ein Mädchen in Deutschland Alles an Aussteuer haben müsse, wenn sie heirathe. Wozu das Alles? Ein guter Anzug, ein Bett und eine Bibel, — das ist die Aussteuer unserer Töchter, — und das hat noch immer ausgereicht. Freilich muß man dann tüchtig schaffen und sich hart plagen, — aber die ersten schweren Jahre sind bald herum, und dann geht es schon lustiger. Ihr Fremden müßt auch nicht gleich den Kopf hängen lassen, wenn Ihr in dies Land kommt und es fliegen Euch nicht gleich die gebratenen Vögel ins Maul. — Nur brav darauf losgearbeitet und Ihr kommt bald vorwärts, so gut wie wir."

„Der Vater!" rief jetzt Marie und sprang auf, — er war es und ritt langsam die Straße heran, während Bob und die Kinder neben ihm gingen. Vater Böttcher schien traurig zu sein, eine düstere Wolke lagerte auf seiner Stirne, und als er abstieg, konnte er die Grüße seiner Lieben nur mit gepreßtem Herzen erwiedern.

Mr. Josuah erkundigte sich angelegentlich nach Neuigkeiten aus der Nachbarschaft und brach dann nach Hause auf, um, wie er sagte, seine Frau noch zu einer Abendandacht zwei Meilen von seiner Farm zu fahren.

„Ich gehe nicht gerne zu diesen frommen Versammlungen,“ sagte er lächelnd, „ich langweile mich entsetzlich, aber meine Anna hängt einmal daran, — nun! was thut man nicht dem Hausfrieden zu lieb. Während sie betet, finde ich wohl ein Viertelstündchen, um einen Abstecher in die Grocery zu machen. Sie haben gewöhnlich verdammt guten Whisky dort.“

Mr. Josuah ritt fort und Frau Elise kam jetzt, den zurückgekehrten Gatten zu bewillkommnen, — ihrem geübten Frauenauge entging die Wolke der Schwermuth auf Böttchers Stirne nicht: „Was hast Du, lieber Mann?“ fragte sie besorgt, „ist Dir etwas Unangenehmes begegnet?“ —

„Ich habe schlechte Nachrichten erhalten,“ sagte Böttcher seufzend, — „auf der Post lag ein Brief aus Deutschland und der enthielt die Hiobspost. — Unser Nachbar Kruse, Ihr wißt ja, der uns unsern Mayerhof und das Haus abkaufte und die Hälfte noch darauf zu zahlen hatte, ist wegen Betheiligung bei den letzten revolutionären Unruhen zu zehn Jahren Zuchthaus und zur Confiscation seines Vermögens verurtheilt worden. — Der Notar zeigt mir das an und meint, wir würden das Geld, das er uns schulde, wohl ganz verlieren oder vielleicht im Gnadenwege von der Regierung theilweise und dann erst nach einer Reihe von Jahren erhalten.“

„Armer Kruse!“ sagte Frau Elise mitleidig, „zehn Jahre Zuchthaus, — und die arme Frau, — die kleinen Kinder!“

„Er war so ein guter, braver Mann,“ setzte Marie herzlich hinzu, — „gewiß, er hat keinem Menschen je etwas zu Leide gethan.“

„Sein Unglück geht mir tief zu Herzen,“ sagte Bött-

cher, — „aber es ist etwas dabei, was mich eben so traurig macht.“

„Was ist das, Vater?“ fragte Marie bestürzt.

„Die Besorgniß, daß sein Unglück uns auch unglücklich macht,“ antwortete Böttcher traurig, — Ihr wißt, daß ich auf das Geld, das Kruse uns schuldete, rechnete, um Herrn Smartborn die andere Hälfte des Pachtschillings zu bezahlen. Der Termin rückt immer näher heran, — woher soll ich Ende April das Geld nehmen? Die Farm hat dieses Jahr knapp so viel abgeworfen, daß wir bis zur nächsten Erndte nothdürftig unser Leben durchbringen können. Wir haben kein Geld, — Niemand borgt uns, da die Farm noch nicht schuldenfrei ist. — Lieber Himmel! was soll daraus werden?“

„Muth, lieber Vater,“ sagte Marie mit dem vollen Klange ihrer weichen Stimme, — „Muth! so schlimm ist es nicht. Bis zur nächsten Erndte sind wir versorgt, — die Felder sind alle bestellt und das nächste Jahr können wir schon viel Früchte verkaufen und Geld lösen, — nun bis dahin wird Herr Smartborn ja wohl Nachsicht haben und warten.“

„Gewiß, Mann,“ sagte Frau Elise, — es ist ja ein so guter, braver Herr, — sein Geld ist ihm sicher, — und so wird er wohl gerne ein Jahr warten.“

„Ich meine,“ unterbrach Bob die Sprechende, — „Ihr sollt auf den Mr. Smartborn nicht zu sehr bauen. — Er gefällt mir nicht mit seinem süßen Wesen und Mr. Josuah sagt auch: er sei nichts als ein Wucherer und ein Landspekulant, der den Leuten das Fell über die Ohren ziehe.“

„Ich will auf jeden Fall morgen in die Stadt,“ sagte Böttcher, „und mit ihm sprechen. Ich will ihm die Sache ganz offen mittheilen, ihm den Brief zeigen und sehen, daß

er die Zahlungsfrist verlängert. Es ist besser, — ich sage es ihm jetzt gleich, als erst im letzten Augenblicke."

„Ach, siehst Du Marie! daß ich vorhin Recht hatte," rief Karl jetzt heftig, „als ich meinen Künstlerstand verwünschte, — ich sehe Euch in Noth und kann Euch nicht helfen. — Wäre ich doch lieber ein tüchtiger Handwerker, — ich könnte — "

„Da ist auch ein Brief für Sie, Karl," sagte Vater Böttcher jetzt und zog einen großen Brief aus der Brusttasche, — „der kommt nicht aus Deutschland; vielleicht enthält er bessere Nachrichten."

Karl ergriff hastig den Brief. „Von Dubuque!" rief er, als er den Poststempel sah, — „ach! möchte er doch enthalten, was ich hoffe. In den Zeitungen waren die Malereien für die neue katholische Kirche in Dubuque ausgeschrieben und Bewerber wurden aufgefordert, sich zu melden. Ich habe hingeschrieben, mein Anerbieten gemacht, — meine Zeugnisse beigelegt, — was wird der Brief enthalten? Gute oder schlimme Nachricht?"

„Lesen Sie, Karl, lesen Sie!" — sagte Frau Elise ängstlich.

Karl erbrach den Brief, — er überflog die Zeilen, — er wurde glühendroth: „Glück über Glück!" rief er jubelnd, „die Arbeit ist mir übertragen, — ich erhalte 500 Dollars und alle Auslagen bezahlt, — ich soll sogleich kommen. Oh! nun ist Alles gut, nun sind wir aller Sorge enthoben."

„Guter Karl!" sagte Frau Elise bewegt, „Sie freuen sich unsertwillen so." —

Vater Böttcher aber las den Brief, drückte Karl dann die Hand und sagte: „Nun sehen Sie, — daß Sie vorhin Unrecht hatten, — als einfacher Handwerker hätten Sie

so viel Geld nicht auf einmal verdienen können. Aber Sie sollen gleich eintreffen, — steht da als Hauptbedingung."

„Ich gehe morgen nach St. Louis," sagte Karl, „und mit dem ersten Boote den Fluß hinauf, besuche meine gute Mutter in Rock Island und eile dann nach Dubuque. So wie die Arbeit beschrieben ist, kann ich März ganz fertig sein und komme gerade noch zu rechter Zeit mit dem Gelde für Smartborn hieher zurück."

„Oh Karl! auf so lange Zeit sollen wir uns trennen?" seufzte Marie tief betrübt.

„Es muß sein, liebe Marie," tröstete der Jüngling die holde Braut, „das Wohl Deiner Eltern, unser Glück ist der Preis, und ich hoffe meine Arbeit soll mir Ehre und andere Bestellungen verschaffen und uns schneller an das Ziel unserer Wünsche bringen."

Alle Anstalten zu Karls Abreise wurden sogleich getroffen, und nach einem thränenreichen Abschiede von Marien, mit den heißen Segenswünschen der ganzen Familie überschüttet, befand sich Karl, von Vater Böttcher begleitet, am nächsten Morgen schon auf dem Wege nach St. Louis.

VIII.

Schwatzt mir nicht von Gericht und Polizei, — ich verstehe es besser, — ich finde euch einen Dieb heraus und wenn er in der Haut von zehn ehrlichen Leuten steckte. Swift.

Vater Böttcher hatte den, in rosigen Zukunftshoffnungen schwelgenden, Karl an das zur Abfahrt nach Dubuque bereite Boot gebracht und begab sich jetzt zu Herrn Smart-

born, um auf jeden Fall hin mit ihm zu sprechen und ihn für den möglichen Fall einer Nichtbezahlung des zweiten Termines vorzubereiten.

Er traf Herrn Smartborn in seinem Cabinette und ward mit großer Freundlichkeit empfangen. Als er seine Angelegenheit auseinandergesetzt und den Inhalt des Briefes aus Deutschland mitgetheilt hatte, schloß er mit der Bitte: er hoffe zwar zu rechter Zeit den Rest des Kaufschillings bezahlen zu können, sollte es ihm aber doch unmöglich werden, so hoffe er, Herr Smartborn werde Nachsicht und Geduld haben und ihm einen längeren Termin bewilligen. Herr Smartborn hörte ihm aufmerksam und ruhig zu, — schien zu überlegen und sagte dann nach einer langen Pause: „Mein guter Böttcher! die Zeiten sind hart und das baare Geld ist sehr selten, — ich hoffe, Sie werden zu rechter Zeit zahlen können, was mir sehr lieb sein wird, da ich selbst dann große Zahlungen zu machen habe. Ich kann Ihnen jetzt schon unmöglich etwas Bestimmtes zusagen, — sollte aber die Zeit herankommen und Sie sich dann wirklich in der Unmöglichkeit, mich zu bezahlen, befinden, so werde ich gewiß thun, was recht und billig ist.“

„Tausend Dank, Herr Smartborn,“ sagte der erfreute Böttcher, — „ich wußte es ja, daß Sie als Freund an uns handeln würden.“ —

„Aber sagen Sie mir doch, guter Böttcher,“ fiel ihm Mr. Smartborn in die Rede, — „wenn nun das Geld in Deutschland für Sie verloren wäre, — und wenn zufällig die nächste Erndte mißriethe, — wie wollten Sie mich dann bezahlen?“

„Ja! das weiß der liebe Himmel!“ seufzte Böttcher, „warum aber auch gleich das Schlimmste denken?“

„Nun ich meinte nur,“ erläuterte Mr. Jeremiah, —

ob Sie gar keinen anderen Rückhalt mehr hätten, ob Sie auf nichts hofften, — auf Eintreibung einer alten Schuld — oder — auf Wiederauffindung, —" er brach forschend und lauernd ab.

„Auf Wiederauffindung? von was? Herr Smartborn," fragte Böttcher. „Obwohl in diesem Lande geboren, habe ich es doch so früh verlassen, daß ich weder Verwandte, noch Bekannte hier habe, — worauf sollte ich hoffen?"

„Hm! mich dünkte," fuhr Herr Smartborn fort, „ich hörte in Ihrem Hause von Jemanden etwas Aehnliches äußern, — nun vielleicht habe ich mich auch getäuscht. Kennen Sie die Lebensgeschichte Ihres Vaters, als er noch hier lebte, genau? Ist Ihnen der Name Laforge nicht vorgekommen?"

Vater Böttcher dachte einen Augenblick nach, — dann sagte er: „Ich erinnere mich, daß dieser Name in den Gesprächen meiner Eltern vorkam, und daß sie von ihm, wie von einem alten Freunde sprachen. Das Leben meines Vaters in diesem Lande betreffend, so weiß ich wenig, denn ich zählte erst acht Jahre, als wir St. Louis verließen, und in Europa lebte ich mit der Mutter auf einem kleinen Dorfe im Elsaß, während mein Vater als Soldat unter dem Kaiser Napoleon diente. In späteren Zeiten, als wir ihn wieder bei uns sahen, sprach er nur sehr selten und sehr wenig von Amerika."

„Aber Ihre Mutter," fragte Smartborn weiter, „sie lebte ja noch, als Sie hieher kamen? Hat sie Ihnen nichts erzählt, nichts Besonderes mitgetheilt?"

„Nicht daß ich wüßte," entgegnete Böttcher treuherzig, „die gute, alte Frau war es zwar, die uns zur Auswanderung nach Amerika bestimmte und uns oft sagte, daß unserer dort ein großes Glück harre, — aber außer diesen

Andeutungen sagte sie uns nichts Bestimmtes. Wahrscheinlich sprach sie auch nur so, um uns leichter zu der Reise nach der ihr so theuern Heimath zu bestimmen."

„Vielleicht war es auch mehr, guter Böttcher," sagte Herr Smartborn, „darum erlauben Sie mir noch eine Frage: Hat Ihnen Ihre Mutter nicht gewisse wichtige Papiere hinterlassen?"

„Mir?" fragte Böttcher, „nicht das Mindeste; auch habe ich nie von ihr gehört, daß sie solche bewahre."

„Und wer war bei der letzten Krankheit und dem Tode Ihrer Mutter anwesend?" fragte Mister Jeremiah noch mit dem Ausdrucke getäuschter Hoffnung.

„Niemand, als meine Marie, Herr Smartborn," antwortete Böttcher, „aber sie weiß in dieser Hinsicht nicht mehr, als ich."

„Sehen Sie, guter Böttcher," sagte Herr Smartborn jetzt aufstehend, „ich fragte nicht ganz umsonst; — ich interessire mich für Sie, — und es schien mir, als sei mir der Name Böttcher schon in alten Prozeß-Acten hier vorgekommen. Ich hoffte, Sie auf eine gute Spur leiten zu können, — nun, ich sehe, daß es leider nichts damit ist. Nehmen Sie mit meinem guten Willen vorlieb. — Und, wie gesagt, wenn der Zahlungstermin herankommt und Sie das Geld nicht haben, dann kommen Sie zu mir, wir wollen dann die Sache zu arrangiren suchen."

„Herzlichen Dank, Herr Smartborn!" sagte der sichtlich beruhigte Böttcher und schickte sich an, Abschied zu nehmen, — „ich danke Ihnen nicht nur in meinem, sondern in meiner ganzen Familie Namen, die in Ihnen einen Menschenfreund und Wohlthäter ehren und lieben wird."

„Nun, wie geht es Ihrer Familie? Ist Alles wohl und munter?“

„Dem Himmel sei Dank, ja. Von meinem Sohne Joseph, der nach Californien gegangen ist, habe ich zwar von dort noch keine Nachricht, — aber ich hoffe, er ist wohl und gesund, wie die Andern alle.“

„Und was macht Ihre liebe Tochter, die liebenswürdige Marie?“

„Meine Marie ist Braut, Herr Smartborn,“ sagte Böttcher vergnügt, „ihr Bräutigam ist ein wackerer junger Mann und ein geschickter Maler. Er war bis jetzt auf unserer Farm und ist heute nach Dubuque gereist, wo er eine Bestellung für eine Kirche auszuführen hat, die ihm eine hübsche Summe Geldes einbringen wird. Er bleibt den Winter über oben und im Frühjahre, wenn er zurück kommt, soll die Hochzeit sein.“

„Nun, da gratulire ich, guter Böttcher,“ sagte Herr Smartborn, auf dessen Antlitz eine leichte Röthe aufgeflammt war, — „aber — gut, daß wir auf diesen Punkt kommen. Mir fällt da etwas ein, was für Sie und Ihre liebe Tochter von Vortheil sein könnte. Meine gute Schwester ist wieder hier, sie wird den Winter in der Stadt zubringen, — eine liebe, fromme Seele, — der Inbegriff aller Tugenden. Nun geht sie wenig aus, sieht nur einen kleinen Kreis und wünscht eine Freundin, eine Gesellschafterin um sich zu haben, die ihre Arbeiten theilen, ihr vorlesen könnte. Sie sagte mir es gestern, da habe ich gleich an Ihre liebe Mary gedacht und wollte Ihnen heute eben deshalb schreiben. Jetzt im Winter sind die Wirthschaftsgeschäfte nicht so bedeutend, — Sie könnten Ihre Tochter ganz gut entbehren, und diese würde hier bei meiner Schwester nicht nur eine sehr angenehme Existenz

führen, sondern sich auch eine kleine Aussteuer zurücklegen können. Nun, was sagen Sie dazu, guter Böttcher?"

„Nun, Herr Smartborn," entgegnete dieser halb verlegen, halb erfreut, — „ich sage Ihnen aufrichtig, wir entbehren das Mädchen ungern, sie ist unsere Freude und unser Stolz, und in der Wirthschaft der Mutter rechte Hand. Bei allem dem wäre es ein Glück für sie und uns, — und wenn das Mädchen will, so habe ich auch nichts dagegen."

„Sagen Sie ihr," fügte Herr Smartborn hinzu, „daß sie hier versorgt und gehalten sein würde, wie eine Schwester, daß alle ihre Bedürfnisse von meiner guten Rebecca bestritten würden und daß sie einen baaren Monatsgehalt von zwanzig Dollars für ihre Aussteuer ganz zurücklegen könnte."

„Sie sind sehr gütig gegen uns, Herr Smartborn," sagte der erfreute Böttcher, und nach einer kurzen Abrede, sogleich nach seiner Heimkehr Antwort geben zu wollen, verabschiedete sich Mariens Vater und kehrte mit der frohen Botschaft zu den Seinigen heim.

Smartborn ging nach seiner Entfernung noch lange schweigend im Zimmer auf und ab, — endlich blieb er stehen und sagte im Tone heftiger Leidenschaft: „Sie muß mein sein, — koste es, was es wolle!"

Herr Asa Populorum schob sich jetzt in's Zimmer und berichtete, daß Marschall Felps da gewesen und über seine Nachforschungen wegen des Diebstahls Nachricht gebracht habe. Alle Schritte, die er gethan habe, seien ganz fruchtlos und nicht die leiseste Spur zu entdecken gewesen. Der Marschall bedauere sehr, daß er Herrn Smartborn nicht dienen und zur Wiedererlangung des gestohlenen Geldes habe behülflich sein können.

„Ich dachte es mir gleich," sagte Smartborn höhnisch, — „lächerliche Polizei, die Vagabunden und Dirnen hetzt und kleine Diebe von fünf Dollars fängt, die aber den großen Dieben ruhig zusieht. War sonst noch Jemand unten, guter Asa?"

„Ja, guter Herr Smartborn," entgegnete dieser, — „ein Schlosser mit seinem Arbeitszeug, — er sagte, Sie hätten ihn bestellt, um eine Arbeit zu machen. Er wollte mir aber nicht sagen, was es sei."

„Schon gut, lassen Sie ihn kommen, guter Asa," fiel Herr Smartborn hastig ein, „und gehen Sie dann zu meiner Schwester, die schon zwei Mal nach Ihnen gefragt hat."

Mr. Asa schob sich wieder zur Thüre hinaus und bald darauf trat der angemeldete Schlosser ein. Er warf seinen Ledersack mit dem Handwerkszeug zur Erde und schritt auf die eiserne Geldcasse zu, die Smartborn ihm aufschloß. Er machte das Schloß los, — zog ein anderes Schloß mit einer wunderbar complicirten Mechanik aus seinem Sack und fing an, es fest zu machen. — Herr Smartborn trat zu ihm hin, und während der Schlosser mit mächtigen Hammerschlägen einen betäubenden Lärm machte, der es jedem möglicher Weise vor der Thüre befindlichen Horcher unmöglich machen mußte, etwas zu hören, fragte ihn Smartborn gedämpft: „Nun Jim, — Du bist also Deiner Sache sicher?"

„Ganz sicher," entgegnete der Andere, der Niemand anderes als Meister Jim war, — „wir haben Alles auf das Genaueste untersucht, der Dieb ist nicht von außen, sondern von innen gekommen. Die Fensterscheibe ist von innen eingeschnitten worden, wie man an einer Stelle, wo die Schnittstelle nicht herausgebrochen war, ganz deutlich

sehen konnte. Das Loch in der Jalousie ward von innen ausgesägt, denn der größere Theil der Sägespähne lag außen, während er sonst inwendig auf dem Fenstergesimse hätte liegen müssen. Endlich ist das Loch so angebracht, daß man selbst mit dem längsten Arm die Feder nicht erreichen und das Fenster hätte öffnen können."

„Weiter, weiter," sagte Smartborn unruhig und ungeduldig.

„Das Loch wurde sammt der Scheibe ausgeschnitten," fuhr Jim, immer darauf los hämmernd, fort, — „um Sie auf eine falsche Spur zu bringen, so waren auch zwei Ziegeln aus der noch ganz neuen Gartenmauer herausgebrochen, — aber nicht durch das Herüberklettern eines Diebes, sondern durch ein Stemmeisen, dessen Eindruck man noch auf dem Mörtel sieht. Der Kerl hat seine Sache verdammt pfiffig gemacht, — aber wir sind doch viel geriebener, als er."

„Und auf wen soll ich Verdacht haben?" fragte Smartborn, — „die Dienstleute — der Neger Hector, — oder — doch nein! das ist unmöglich, — Asa kann es nicht sein."

„Nichts ist unmöglich," sagte Jim, „und Mr. Asa hat auf der Bank mehr Geld, als er je bei Ihnen verdienen konnte. Uebrigens wollen wir nicht vorschnell urtheilen, sondern ihn lieber bei der That ertappen. Lassen Sie fleißig den Schlüssel an der Cassa stecken, — aber nie zu viel Geld darin. — Die neue Vorrichtung bezeichnet uns den Dieb, sowie er wieder kommt. Sie kennen das Geheimniß und haben sich nur in Acht zu nehmen. Aber ich verwette meinen Hals, ehe vierzehn Tage vergehen, ist der Vogel gefangen, wenn er anders noch hier im Hause ist."

„Du hast recht, Jim," entgegnete Smartborn, — Gewißheit ist besser, als aller Argwohn. — Ist der Capitain zurück?"

„Seit einigen Tagen," sagte Jim, sein Arbeitszeug zusammen suchend, — aber er ist höllisch wild und nicht gut auf Sie zu sprechen."

„Er soll sich in Acht nehmen, daß ich ihn nicht wie einen Strohhalm zerknicke," sagte Smartborn ernst; — „seit wann hat er den blinden Gehorsam verlernt? Ich will mit ihm schon fertig werden. — Gehe jetzt," setzte er hinzu, „und verlasse die Mühle für's erste nicht, — ich könnte sie bald brauchen. Behalte die Apple-Farm im Auge und schicke mir fleißig Bericht. Was macht Big Bob?"

„Oh! der ist ein ehrlicher Mann geworden," sagte Jim mit Hohngelächter, „und ich brenne vor Begierde, ihm die gebührende Belohnung dafür zu ertheilen. — Nun, leben Sie wohl, Sir, und passen Sie auf."

Jim ging und Mr. Smartborn blieb lange nachsinnend am Fenster stehen, mit ganz andern Gedanken beschäftigt, als das vorhergehende Gespräch sie vermuthen ließ; endlich sagte er: „Ob sie wohl kommen wird? Und wenn sie kommt, so ist sie mein, unwiederbringlich mein!"

IX.

> Ihr ladet glühende Kohlen auf mein Haupt
> Und tödtet mich mit allzu großer Milde.
>
> Halm.

Unsere California-Abenteurer hatten St. Francisco auf einem kleinen Dämpfer verlassen und waren aus der Bai in den St. Joaquin eingelaufen. An flachen, sumpfigen Ufern vorüber lief das Boot stromaufwärts, bis die Gegend etwas freundlicher wurde und einige am Ufer aufgeschlagene Bretterhütten und Zelte die neu entstehende Stadt Stockton ankündigten, jetzt bereits die Hauptstadt des südlichen Minengebietes, wie Sacramento des nördlichen. Reges Leben und Treiben herrschte am Strande, und Minen-Arbeiter, die ihre Einkäufe an Proviant machten, kreuzten sich hier mit neuen Ankömmlingen, die sich Fuhrwerk und Geräthschaften kauften, um nach den noch 75 Meilen entfernten Minen zu gehen. Joseph, Tom und William kauften einen Wagen mit vier Ochsen, luden ein Zelt, Werkzeuge, Kochgeschirre, Vorräthe und etwas Waaren nebst der in einem fort plaudernden Pepita darauf und traten ihre Reise nach den Goldgruben an. Durch Sümpfe und Gräben, durch schlammige Flußbetten und öde Ebenen zog sich der Weg hin und war so schlecht, daß es oft eines halben Tages bedurfte, um eine Meile vorwärts zu kommen. Endlich erreichten sie nach tausend Mühseligkeiten den Calidares, setzten über diesen und waren nun in der Nähe der Murphy Diggins. Eine paradiesische Gegend breitete sich hier vor ihren erstaunten Augen aus, — eine hügelige Prairie mit malerischen Baumgruppen, überfäet mit dem reichsten und üppigsten Blumenflore voll des würzigsten Wohlgeruches, führte all=

mählig höher und höher, bis ganz im Hintergrunde üppig bewaldete Felsen aufstiegen, die ersten Vorboten der hier auslaufenden Gebirgskette. Fröhlich und heiter ward hier die Reise in der wunderschönen Gegend, und unsere Abenteurer fühlten sich wohl und heimisch in dieser schönen Natur. Der freudigsten Hoffnungen voll kamen sie endlich an den kleinen, lebhaften Bergstrom, der von den fruchtbaren Thälern zwischen Angels Camp und Murphys Höhen herabstürzend in den Diggins dahin rauscht und mit seinem Laufe an die goldreiche Murphys Flat, eine Hochebene, auf welcher der aus dem Gebirge herabstürzende Strom einst zu urweltlichen Zeiten dahingerollt war und das oben den Felsen entrissene Gold abgelagert hatte. Hier unter Tannen und Eichen mit herrlichem saftgrünen Unterholze schlugen unsere Abenteurer an den Ufern eines kleinen Creek ihr Zelt auf. Junge Baumstämme wurden gefällt und in die Erde gepflanzt, die Wände mit altem Segeltuche überzogen, ein Dach von Reisig und Laubwerk darauf gesetzt und das mitgebrachte Zelt wurde daneben aufgeschlagen. Die Laubhütte diente als Wohnzimmer und Schlafstelle für die Männer, in dem Zelte war das Gepäck und Pepita schlief darin.

Das mexicanische Mädchen übernahm sogleich die Besorgung der Küche und des Hauswesens, und die drei jungen Männer machten sich rüstig an das Graben, Waschen und Schlemmen. Mit Spitzhacken und Schaufeln wurde die Erde aus den Uferwänden des Creeks herausgerissen und dann geprüft; sowie sich Goldspuren zeigten, gewaschen und gesiebt, — allein manche Wagenlast voll Erde ging so durch ihre Hände, ohne auch nur einen Cent Werth eingebracht zu haben, und der ungeduldige Tom wünschte wenigstens zehn Mal des Tages Californien und

das Goldgraben zu allen Teufeln und schloß gewöhnlich mit dem Refrain: „Wenn ich nur einmal erst so viel beisammen habe, um zurück gehen zu können, so sieht mich Niemand mehr hier, und verdammt soll der Fuß sein, den ich je wieder auf Californischen Boden setze.“ Joseph und William lachten ihn dann aus und brachten ihn mit ihren Scherzen und der phantastischen Erzählung, wie sie als Millionäre wieder ihren Einzug in St. Louis halten würden, gewöhnlich in gute Laune. — Nach längerem Suchen und Probiren hatten sie endlich ein ziemlich einträgliches Plätzchen gefunden, der Goldstaub kam hier ziemlich reichlich zu Tage und der Gewinn der Arbeit ließ sich an jedem Abende auf 20 bis 25 Dollars anschlagen. Es war an einem heißen und schwülen Tage, als Tom und William ermüdet von der schweren Arbeit nach ihrem Zelte zurückkehrten, um die steilrechten Sonnenstrahlen der Mittagsstunde vorüber gehen zu lassen, während Joseph die Flinte genommen hatte, um, wo möglich, einen Hirsch für die Küche zu schießen; — ein Auftrag, der ihm vorzüglich von Tom auf die Seele gebunden war, — „denn,“ sagte der etwas verwöhnte Ex-Phönix-Feuermann, „ich kann das verdammte Salzfleisch nicht mehr hinunterbringen, — das ganze Zahnfleisch ist mir schon geschwollen und es ist mir, als ob alle Zähne im Munde wackelten.“ —

Pepita, deren Sprachtalent sich in unglaublicher Weise entwickelt hatte und die immer weniger spanische Brocken in den geläufigen Fluß ihrer Rede mischte, empfing die Heimkommenden mit der fröhlichen Nachricht, daß das Essen fertig sei, daß aber Sennor José noch fehle. Sie habe übrigens ganz in der Nähe schießen gehört und vermuthet, er sei nicht weit, — sie wolle daher nach ihm

aussehen. Flink wie ein Reh flog die leicht geschürzte Dirne in den Wald und klimmte die Felsenabhänge hinan, mit ihrer hellen, klaren Stimme ihr weit vernehmliches: „Sennor José! Sennor José!“ erschallen lassend. Sie mochte ungefähr eine halbe Stunde waldeinwärts gegangen sein, ohne Joseph zu finden, und nur das Echo hatte bis jetzt ihren Ruf beantwortet. Jetzt kam sie an eine freie Stelle unter den Bäumen und ließ von hier aus ihren Ruf ertönen, als ein Knistern und Rauschen in den Zweigen des Baumes über ihr hörbar wurde. Ein Blick aufwärts war für das an solche Erscheinungen gewöhnte Mädchen genug, um die Größe der Gefahr, die sie bedrohte, zu ermessen. Mit dem unwillkührlich ausgestoßenen Schrei: „Jesus, Marie, Joseph! ein Panther!“ sprang sie unter dem Baume weg auf die Ebene hinaus, und lief pfeilschnell, um dem Thiere zu entgehen; — aber der Panther war bereits herabgesprungen und kam in scharfen Sätzen dem Opfer nach, das ihm zu entschlüpfen drohte. Mit einem mächtigen Satze war das starke und gewandte Thier auf Pepitas Rücken und riß sie zur Erde, seine scharfen Krallen auf ihre Brust setzend, mit gräßlichem Knurren die Zähne fletschend, schickte es sich an, seine wehrlose Beute zu zerreißen. — Pepita befahl ihre Seele Gott, — sie wagte nicht, sich zu rühren, um den letzten Angriff des Thieres nicht zu beschleunigen, — jetzt hob der Panther seine Tatze, mit der er sie nur niedergedrückt hatte, um sie in das Fleisch einzuschlagen und sein blutiges Mahl zu beginnen, als Pepita, der die Sinne vergingen, ihren Namen rufen hörte, — ein schwerer Körper fiel auf sie und das Thier, und ein fürchterlicher Ringkampf begann. Joseph war es, der gerade aus den Bäumen durch Pepitas Rufen hervorgelockt, auf den freien

Wahlplatz getreten war und den Anfall des Raubthieres gesehen hatte. Sein Gewehr, das er eben erst abgeschossen hatte, war ihm ohne Nutzen, er warf es hin, war mit zwei Sprüngen bei Pepita und stürzte sich ohne Zögern mit den Fäusten auf den Tiger, ihn fest bei dem Felle am Halse fassend und ihm die Kehle zudrückend. Das wüthende Thier heulte furchtbar und hieb verzweifelnd seine scharfen Krallen in Josephs Arm, daß das Blut herausspritzte; aber dieser ließ nicht los und wälzte sich mit dem wuthschäumenden Thiere auf der Erde herum. Pepita hatte sich schnell ermannt, sie war aufgesprungen, hatte aus ihrem Busenlatze ein scharfes, spitziges Messer gerissen und mit dem Rufe: „Muth Sennor José, — ich helfe Euch!“ warf sie sich auf die Kämpfenden und benutzte den günstigen Moment, um das Dolchmesser tief in den Hals des Panthers zu stoßen. Ein Blutstrom schoß im Bogen aus der klaffenden Wunde, dem ein röchelndes Heulen, dann ein Zappeln und Zucken folgte, und bald lag der gefährliche Gegner todt und regungslos da.

Die Hitze des Kampfes, die Erbitterung, die Aufregung hatten Josephs Kräfte während des schrecklichen Ringens mit dem Thiere erhalten, jetzt aber brach er zusammen, der Blutverlust hatte ihn geschwächt, und neben dem todten Panther lag der blasse Jüngling mit Blut bedeckt leblos da. Pepita warf sich auf ihn: „José! José!“ rief sie verzweifelnd, — „er ist für mich getödtet worden! — mich zu retten, ist er gestorben! — Und ich! verdiene ich es? — Oh nein! nein! — Verflucht sei meine Mutter, daß sie mich gebar!“ setzte sie mit der ihr eigenen Heftigkeit hinzu.

Joseph schlug jetzt die Augen auf und seufzte: „Pepita! Du lebst.“

Sie aber, wie rasend, warf sich auf ihn, bedeckte seinen Mund mit heißen Küssen und schrie halb wahnsinnig: „Er ist nicht todt! — er lebt! — oh! nun ist Alles gut.“ Sie zerriß ihr Tuch, ihre Schürze und verband seine Wunden, die sich nur als tiefe Risse im Fleische erwiesen, aber sonst nicht gefährlich waren.

„Wie kamst Du hieher, Pepita?“ fragte der Jüngling, der sich, auf sie gestützt, zur Heimkehr anschickte.

„Ich sollte Euch rufen, José,“ sagte sie, — „zum Essen!“ Plötzlich aber stieß sie einen grellen Schrei der Verzweiflung aus, raffte das blutige Dolchmesser vom Boden auf und hielt es Joseph hin: „Tödte mich, Herr!“ schrie sie, mit dem Ausdrucke tiefster Verzweiflung, „tödte mich! — stoß mir das Messer in's Herz. Ich will mich nicht wehren, nicht einmal um mein Leben bitten. Tödte mich, aber schnell und sicher!“

„Bist Du verrückt, Pepita?“ fragte Joseph, vor dem irren Blicke des Mächens zurückbebend, — warum sollte ich Dich tödten?“

„Weil ich es verdiene,“ sagte sie finster, „weil ich Dich und Deine Freunde tödten wollte, — Dich, der mit Gefahr seines Lebens mich vom schrecklichen Tode gerettet hat.“

„Mich? meine Freunde? wolltest Du tödten? Du? Pepita!“ fragte Joseph staunend.

Das braune Mädchen aber griff ihn beim Arme und zog ihn fort: „Oh komme!“ sagte sie leidenschaftlich, „komme, — schnell! schnell! ehe es zu spät ist, — und ist es zu spät, dann tödte mich.“

Joseph, der sie nicht verstand, folgte, von einer unnennbaren Angst getrieben, ihren eilenden Schritten, — aber er konnte mit ihr nicht gleichen Schritt halten, —

je näher sie der Zeltstelle kamen, je mehr nahmen seine Kräfte ab, er mußte sich auf einen Baumstamm setzen und rasten, — Pepita aber, — sowie sie in der Ferne das Zelt erblickte, verließ ihn und flog mit Windeseile auf dasselbe zu. Als sie seinen Blicken entschwunden war, bemächtigte sich lebhafte Unruhe seiner Seele, — es duldete ihn nicht mehr; mit Anstrengung aller seiner Kräfte raffte er sich auf und eilte zu seinen Freunden.

Tom war ob des langen Ausbleibens der Beiden längst ungeduldig geworden. „Höre, William," sagte er, „ich meine, unserm Joseph gefällt die braune Hexe und sie ist ihm nicht umsonst entgegen gegangen. Aber während das Pärchen draußen im Walde liebelt, brauchen wir hier nicht zu verhungern. Ich denke, wir essen indessen, halten dann unser Schläfchen und gehen, wenn es kühler wird, wieder an die Arbeit."

William wollte zwar durchaus warten, aber Tom ließ sich nicht irre machen, hob den Topf vom Feuer und trug die Schüssel herbei. „Wir stellen ihnen ihren Theil warm," sagte er, — „aber wir essen jetzt."

In diesem Augenblick flog Pepita athemlos, verstört, mit fliegenden Haaren und ganz mit Blut bedeckt in das Zelt; — die beiden Männer sprangen entsetzt auf und starrten die erschreckende Erscheinung an. Pepita aber setzte das Dolchmesser, das sie noch immer in der Hand hielt, an ihre Brust und fragte mit markerschütterndem Tone: „Habt Ihr schon gegessen?!"

„Ist sie toll geworden?" fragte Tom.

„Nein, wir wollten gerade," antwortete William.

„Nicht!!" schrie sie in höchster Bewegung, — „nicht? Gott und die heilige Mutter Gottes seien gelobt!" Sie warf den Dolch weg und stieß den auf der Erde stehenden

Topf mit dem Fuße um, daß der Inhalt rings umher auf den Boden ausfloß.

„Bei Gott, sie ist toll geworden!“ sagte Tom, „da sieh einmal, William, unser Mittagsmahl; — wir müssen sie binden, — sie schlägt sonst noch Alles entzwei.“

Jetzt trat Joseph in demselben Zustande, blaß und mit Blut bedeckt, in das Zelt; — entsetzt stürzten die Freunde auf ihn zu: „Um des Himmelswillen, Joseph! was ist Dir geschehen?“ rief William leichenblaß vor Schrecken.

„Ist denn heute die Hölle losgelassen?“ fragte Tom, ganz verwirrt werdend, — „aber ich sage es ja immer, es ist ein Hundeland, dieses Californien.“

„Sprich doch, Joseph!“ bat ihn William.

„Ich will es Euch sagen,“ erhob jetzt Pepita mit furchtbarem Nachdrucke ihre Stimme, — „hört mich ruhig an und macht dann mit mir, was Ihr wollt. — José hat mich aus den Klauen und Zähnen eines Panthers gerettet, — gerettet mit Gefahr seines Lebens, — er hat meine Rechnung mit seinem Blute bezahlt — und er that das — in demselben Augenblicke, — wo ich Euch Alle vergiften wollte.“

„Du? uns vergiften? Pepita! — Entsetzlich!“ schrien bestürzt die jungen Leute.

Pepita aber kniete vor Joseph nieder und sagte demüthig, indem sie ihm abermals das Dolchmesser hinreichte: „Laß mich Alles beichten, Herr, und dann tödte mich. — Der alte Schurke Hawkes, an den meine Mutter mich verkauft hatte, befahl mir mit Euch zu gehen, — ich sollte Euch nicht verlassen, und sobald Ihr in den Minen wäret, Euch ein weißes Pulver, das er mir gab, unter das Essen mischen. Ihr würdet dann sterben, sagte

er mir, — dann sollte Alles, was Ihr besäßet, mein gehören und ich noch obendrein frei sein und thun können was mir beliebe. Ich ließ mich von ihm bethören Euch, die er gottverdammte Ketzer und Ungläubige nannte, zu hassen, ohne daß Ihr mir etwas gethan hattet. Ich erwartete Euch am Hafen und ging, seiner Anweisung gemäß, mit Euch hieher in die Minen. Aber je länger ich bei Euch war, je mehr ich sah, wie gut Ihr seid, je mehr schwand mein Haß und machte" — sie hielt stockend inne und schlug einen flüchtigen Blick zu Joseph auf, — „andern Gefühlen Platz. — Da erschien diesen Morgen Hawkes hier —"

„Wie!" rief Joseph, „er war hier?"

„Wo ist der Schurke?" fragte Tom, seine Flinte aufnehmend.

„Weiter, weiter!" drängte William.

„Ja!" fuhr Pepita fort, „er erschien diesen Morgen, als Ihr Alle bei der Arbeit waret, — er schmählte mich, daß ich mein Versprechen noch nicht gehalten, und als ich ihn bat, davon abzustehen, drohte er mir mit den fürchterlichsten Flüchen, und schwur, wenn Ihr bis Abend das Gift nicht genommen hättet, so schneide er mir diese Nacht den Hals ab. — Meiner selbst nicht mehr mächtig, — halb wahnsinnig vor Angst und Furcht warf ich das Gift in den Topf — — fort, Puck, fort!" schrie sie jetzt und stieß den Hund fort, der eben angefangen hatte, das kalt gewordene Essen von der Erde aufzulecken. Der Hund zog sich zurück, aber trotzdem, daß er nur sehr wenig genossen hatte, fing er gleich vor dem Zelte zu brechen an, fiel auf die Seite und lag in heftigen Zuckungen da. Tom sprang ihm zu Hülfe, begoß ihn mit Wasser und murmelte: „Armes Thier, du leidest für uns! — und

du bist doch besser, als alle diese Menschen. — Ein Teufelsland! ich sage es ja immer."

Pepita schwieg, — aber ihre zitternde Hand hielt Joseph das blutige Dolchmesser hin, — nach einer langen Pause, während die Männer sie mit wechselnden Gefühlen betrachteten, sagte sie ruhig und fest: „Tödte mich, Herr, — ich will nicht länger leben."

„Pepita!" sagte Joseph ernst und wehmüthig, — „ich tödte Dich nicht, — ich habe keinen Haß gegen Dich, — ich bedauere Dich. — Geh', verlasse uns, kehre zu Hawkes zurück. Wir lassen Dich ungehindert ziehen."

Pepita sah ihn starr an, dann wurde sie leichenblaß, sie zitterte heftig, und mit einem Schrei der Verzweiflung wälzte sie sich plötzlich vor ihm im Staube, mit den Nägeln ihre Arme zerfleischend, ihre schönen schwarzen Haare ausraufend: „Nein!" jammerte sie, „jage mich nicht fort, — tödte mich, räche Dich, martere mich langsam zu Tode, — aber jage mich nicht von Dir."

Joseph und William wechselten einige Blicke des Mitgefühls, dann trat Joseph zu der am Boden Wimmernden, richtete sie empor und sagte sanft: „Pepita! ich und meine Freunde verzeihen Dir, — Du bleibst bei uns, — wir vertrauen Dir nun und Du sollst alle Tage unser Essen bereiten. Bist Du's zufrieden?"

Sie richtete sich bei diesen Worten auf, hohe Röthe flog über ihr dunkles Gesicht, — sie rang mühsam nach Athem, ihr Busen bebte zum Zerspringen, endlich stürzte ein Strom von heißen Thränen aus ihren Augen, — sie sank langsam auf die Knie und sagte mit tief aus dem Herzen kommenden Tone: „Herr! Pepita ist von nun an Deine Sclavin; sage ihr: Lebe! und sie wird für Dich leben! sage ihr: Stirb! und sie wird für Dich sterben."

Joseph hob das arme Mädchen auf und drückte ihr die Hand, — Tom, der in das Zelt trat, meldete, daß Puck sich etwas erhole, aber noch sehr schwach sei und sich kaum aufzurichten vermöge. „Nun, — und wann hängen wir die Dirne auf?" fragte er mit einem Seitenblicke auf Pepita.

Joseph aber sagte: „Pfui Tom! richte nicht so scharf, — klebt nicht an unsern Fingern auch Blut? Die Arme ward von einem Bösewichte verleitet und ist nicht schuldiger als wir. Wir haben ihr verziehen."

„Verziehen?!" sagte Tom mit offenem Munde, — „verziehen? und sie bleibt hier. — Auch gut, — aber das sage ich Euch, — von heute an esse ich nicht mehr zu Hause."

Joseph und William nahmen den Brummenden und führten ihn vor das Zelt hinaus, wo sie lange und angelegentlich sprachen; — Pepita aber saß indessen in einem Winkel des Zeltes auf der Erde und weinte heiße, bittere Thränen.

X.

Es war Hülfe in der höchsten Noth. — Ihr könnt das gar nicht begreifen.

Schiller.

„Das ist ja aber eine verdammte Geschichte!" rief Tom ärgerlich aus, nachdem die Freunde lange die eben vorgefallenen Ereignisse und Pepitas Mittheilungen besprochen hatten, — „da ist man ja seines Lebens keine

Minute sicher. Was will denn dieser alte Schuft Hawkes von uns, warum will er uns aus der Welt schaffen?"

„Du fragst noch, Tom," sagte Joseph, — „erinnerst Du Dich nicht an die Entdeckung, die Du in der Bibel machtest? — Das dicke Buch war voll Banknoten, wie Du sagtest. Wie? wenn das nun gestohlenes Geld wäre, das auf diese Art in Sicherheit gebracht wurde, — und Hawkes sich die einzigen Personen, die um das Geheimniß wissen, auf diese Art vom Halse schaffen wollte."

„Ihr vergeßt, Freunde," fiel William rasch ein, „daß mir das Kästchen von Herrn Smartborn übergeben ward, — dem wackersten und rechtlichsten Manne auf der Welt, den ich nach seinem Benehmen gegen mich keiner Theilnahme an einem Verbrechen schuldig glauben kann."

„Nun, dann ist nur noch Eines denkbar," sagte Joseph, „das Geld wurde von Smartborn an Hawkes gesandt, um hier nach dessen Angabe zu irgend einem Zwecke verwendet zu werden, — und der alte Schurke will es für sich behalten, will den richtigen Empfang abläugnen und deshalb uns, die wir die Ueberbringer waren, aus der Welt schaffen."

„Hört!" sagte Tom jetzt unwillig, „an dem: Warum? und Weswegen? liegt mir eben nicht viel. Die Hauptsache ist, daß wir des alten Spitzbuben Pläne vereiteln und daher auf unserer Hut sind. Am besten wäre es, wenn wir Pepita zum Teufel jagten und bei Nacht und Nebel unser Standquartier veränderten, so daß wir ihm für immer aus den Augen kämen."

„Nein, für Pepita bürge ich!" fiel Joseph rasch ein, „sie ist uns jetzt treuer und ergebener, als je zuvor, und gerade in ihr werden wir die sorgsamste Wächterin haben. Darin aber bin ich mit Tom einverstanden, daß wir so

bald als möglich eine andere gute Stelle zum Arbeiten suchen und bis dahin vorsichtig und auf unserer Hut sind."

Tom ließ sich durch Zureden der Freunde endlich beschwichtigen, seinen Argwohn und Groll gegen Pepita aufzugeben. — Es wurden nun alle Pläne für die nächste Zukunft besprochen. Als die Dreie nach dem Zelte zurückkehrten, erhob sich Pepita bei ihrem Eintritte langsam, ihre rothgeweinten Augen waren auf den Boden geheftet, zitternd und schwer athmend stand sie da und erwartete ängstlich eine Ansprache: „Pepita," sagte Joseph, den das Mädchen dauerte, mit sanftem Tone, „die Freunde denken wie ich, Du wirst unsere Schwester sein und uns lieben wie Deine Brüder. Willst Du das?"

Das braune Mädchen schlug jetzt die Augen zu den Männern auf, ein seelenvoller Blick des Dankes und der Freude leuchtete daraus, sie trat zu Joseph, küßte, trotz seines Widerstrebens, dessen Hand, — ergriff dann die Hände Toms und Williams, legte sie mit Josephs und ihrer Hand zusammen und sagte feierlich: „Pepita ist Euere Schwester, — sie bleibt bei Euch bis in den Tod."

Das Mädchen hatte sich durch die Vorfälle und Eindrücke der letzten Stunden wundersam verändert, — aus dem tollen, muthwilligen Mädchen hatte sich die ruhige, ernste Jungfrau entfaltet, ihr Gang, ihre Haltung, ihr ganzes Benehmen war weiblich, würdig geworden und nicht ohne Staunen sahen die Freunde diese Veränderung.

Die Viere hatten bei einem, für Zeit, Ort und Umstände ganz gutem Abendessen, die Unfälle und Entbehrungen des Tages eingebracht, sie hatten lange geplaudert und kühne Luftschlösser für die ferne Zukunft gebaut und zogen sich endlich auf ihre Lagerstätten zurück. Pepita, die früher sorglos und unbefangen da gesessen und ge-

plaudert hatte, während die Männer zur Ruhe gingen und gewöhnlich erst das Zelt verließ, wenn sie von den Fest-eingeschlafenen keine Antwort mehr erhielt, verschwand dieses Mal bei der ersten Andeutung, daß es Zeit zur Ruhe sei. Das jungfräuliche Schamgefühl war in dem Mädchen erwacht, neue, bisher ihr unbekannte Gefühle durchwogten ihren Busen, — sie setzte sich träumerisch und nachdenkend auf einen Holzblock im Freien, — lange dachte sie hier über die Ereignisse des Tages nach, und erst als sie die Männer fest eingeschlafen wähnte, schlüpfte sie in das kleine Nebenzelt und warf sich hier auf ihre Strohmatte zur Ruhe nieder.

Mitternacht war schon längst vorüber und tiefe Stille herrschte in der Gegend, als zwei Gestalten im Dunkel der Nacht vorsichtig und behutsam sich der Laubhütte näherten. — Sie schlüpften in ein dichtes Gebüsch, das an den Ufern des Creeks, etwa fünfzig Schritte von der Hütte stand und hielten sich dort eine Weile ruhig und lautlos, als wollten sie erspähen, ob Alles sicher sei. Endlich löste sich ein dunkler Körper von dem Gebüsche los und kroch wie eine Schlange dicht am Boden hin zu der Wohnung unserer Abenteurer. Es war ein kräftiger, athletisch gebauter Mann, — nur eine dunkele Leinwand-hose und ein farbiges Hemd umhüllten seine kräftigen muskulösen Glieder, und in dem breiten Ledergürtel steckte das scharfe spanische Dolchmesser. Der Mann war jetzt an der Hütte angelangt und lauschte, flach am Boden liegend, — endlich hob er die Zeltwand etwas auf und schob seinen Kopf in das Innere. Alles blieb stille, — man hörte nur den lauten Athem der in tiefem Schlafe liegenden jungen Leute. Der Mann schob sich langsam und vorsichtig wieder zurück und kroch nach dem Gebüsche,

von wo er ausgegangen war. „Sie schlafen fest, Samuelo,“ flüsterte er hier dem Andern zu, — „der Eine liegt quer vor dem Eingange, — die beiden Andern liegen zusammen auf einem Lager in der Mitte. Laß uns keine Zeit verlieren, — hast Du Deine Axt?“

„Ja!“ flüsterte der Andere.

„Wohl denn,“ fuhr der Erste fort, — „mache Du Dich an den Eingang, ich nehme die Beiden auf mich, und so wie Du mich am Werke hörst, schlage den vorne nieder.“

„Und das Mädchen?“ fragte der Andere.

„Sie muß nicht mehr da sein,“ lautete die Antwort, „wahrscheinlich haben sie sie weggejagt. — Ich hörte deutlich nur drei verschiedene Athemzüge.“

„So komm!“ sagte der Andere, „mir liegt nichts an der Dirne, — aber die Burschen müssen aus dem Wege.“

Beide krochen jetzt aus dem Gebüsche hervor und nahmen in derselben schlangenartigen Weise ihren Weg nach der Hütte; ungefähr zehn Schritte davon blieben sie ruhig liegen und lauschten, — Alles war stille, sie theilten sich nun, — der Eine kroch dem Eingange zu, während der Andere sich derselben Stelle näherte, die er früher recognoscirt hatte. — Der Mann mit dem Messer schob vorsichtig seinen Kopf unter die Zeltwand und horchte, — dann schob er sich langsam vorwärts, — er hatte das breite Messer zwischen den Zähnen, und mit den Händen fühlte er vorsichtig vor sich her, um nicht an irgend einen Gegenstand anzustoßen und Geräusch zu verursachen.

Jetzt plötzlich hörte man das leise Zischen eines Stichs und gleichzeitig einen furchtbaren Todesschrei, — heftiges Zappeln folgte ihm, fast in demselben Augenblicke fuhr

am Eingange ein furchtbarer Axthieb zur Erde und Joseph schrie: „Auf! Tom! William! Räuber sind da!"

Während dieser blitzschnell folgenden Ereignisse hatte sich Joseph, der quer vor dem Eingange gelegen und den der Beilhieb in der Dunkelheit verfehlt hatte, aufgerafft, — der Mörder hatte das Beil zu einem zweiten Hiebe geschwungen, aber es hatte sich in die Zeltwand ober dem Eingange verwickelt, und Joseph, der die Gestalt im Eingange sah, stürzte sich mit Löwenstärke auf diese und warf sie zu Boden. Der Angefallene hatte das Beil fahren lassen, faßte Joseph am Halse und würgte ihn so heftig, daß dieser loslassen mußte, — so wie er Josephs Hände erlahmen fühlte, sprang der Mörder auf und suchte sein Heil in der Flucht; Joseph, schnell gefaßt, von Zorn und Leidenschaft gestachelt, ihm nach, — durch Bäume und Büsche, über Felsen und Gräben ging die wilde Jagd; doch der Verfolgte, ein geübter Renner, gewann immer mehr Vorsprung, — Joseph, fast athemlos, sah ihn jetzt vor sich verschwinden, — vermuthend, daß er gestürzt sei, warf er sich nun mit Aufbietung aller seiner Kräfte auf den Punkt hin, wo jener verschwunden war; aber der Boden wich plötzlich unter seinen Füßen, Sand und Erde prasselten um ihn herum und er stürzte kopfüber einen Abhang hinab. — An allen Gliedern zerschlagen, athemlos, erschöpft lag er da, — er konnte sich kaum rühren, — seine Sinne fingen an zu schwinden, — er fühlte, daß er jetzt wehrlos in die Gewalt seines Gegners gegeben war und schloß seine Rechnung mit dem Leben ab.

Allein Alles blieb stille, vergebens horchte er nach allen Seiten, um das Heranschleichen des Mörders zu erlauschen, — aber die lautlose Stille der Nacht ward durch kein Geräusch unterbrochen. Schlaf und Ermattung über-

wältigten endlich seine Kräfte, die Augen fielen ihm zu, — wirre Bilder drehten sich wirbelnd in seinem Gehirne; ein schwerer, von bösen Träumen durchwebter Schlaf, eine tiefe Betäubung senkten sich auf ihn herab.

Plötzlich erweckte ihn ein lauter Schrei und der Ruf seines Namens, — er schlug die Augen auf, starrte um sich, — es war heller Tag, — und Pepita stand mit freudestrahlendem Antlitze vor ihm. Der Anblick der bekannten Gestalt, die genossene Ruhe, die belebende Kraft der Strahlen der Morgensonne wirkten wohlthätig auf den Jüngling, — er raffte sich auf, — er fühlte, daß seine Kraft wieder zurückgekehrt, — und daß er durch den Sturz mehr betäubt als verletzt gewesen sei.

Pepita half ihm mit ängstlicher Sorgfalt: „Du lebst, Herr,“ sagte sie zitternd, „oh, nun ist Alles gut.“

„Was ist denn geschehen, Pepita? — erzähle doch,“ bat der Jüngling, „mir ist Alles noch wie ein böser Traum. Wo sind Tom, — William? —

„Sei ruhig, Herr,“ sagte das Mädchen, „sie leben und suchen Dich.“

Jetzt hörte man laute Rufe immer näher kommen, — Pepita antwortete ihnen: „Hierher! Hierher!“ und in wenigen Minuten lagen Tom und William in Josephs Armen. — Sie erzählten dem dringend Fragenden die ihm noch unerklärbaren Ereignisse der Nacht. Pepita war es, der die Freunde ihre Rettung verdankten, — eingedenk der Drohungen, die Hawkes gegen sie ausgestoßen hatte, hatte sie beschlossen Wache zu halten. In ihrem Zelte flach auf den Boden gestreckt, den Kopf unter der Zeltwand, konnte sie sehen, was um die Hütte vorging. So hatte sie das Herannahen der Mörder belauscht, und in dem Augenblicke, wo der Eine, mit dem Messer zwischen

den Zähnen, unter der Wand der Hütte in das Innere kriechen wollte, war sie herbeigeschlichen und hatte ihm ihr Dolchmesser tief in den Rücken gestoßen. Der Andere, der den Schrei für den Beginn des Todeswerkes seines Helfershelfers hielt, hatte zugeschlagen, aber Joseph im Dunkeln verfehlt, worauf der Kampf und die Verfolgung eintraten. Pepita hatte indessen Licht gemacht, — Tom und William hatten ihre Flinten ergriffen, — der Todte lag in seinem Blute am Boden, das Messer krampfhaft zwischen den Zähnen, — der Zusammenhang ward ihnen schnell klar. Sie durchsuchten die Gegend um das Zelt und zündeten zugleich ein großes Reisigfeuer an, allein als Nichts sich zeigte und auch Joseph nicht zurückkehrte, wurden ihre Befürchtungen für ihn immer lebhafter und sie beschlossen, ihn zu suchen. Sie streiften schon seit drei Stunden herum, bis Pepita ihn im ausgetrockneten Bette eines Flusses gefunden hatte.

Fragen und Antworten, Berichte und Erzählungen folgten rasch auf einander, — Joseph drückte die erröthende Pepita dankbar an sein Herz, und als nun auch Tom und William ihr herzlich die Hand drückten und sie: Schwester! nannten, „da entstürzten Freudenthränen den Augen des armen Mädchens, das wohl fühlte, jetzt erst sei auch die letzte Spur der bösen Vergangenheit verschwunden und vergessen.

„Der Kerl, der in der Hütte liegt," sagte Tom endlich, „ist übrigens nicht Hawkes, — sondern wie mich däucht, ein Argentiner, ein schlimmer Geselle, der sich schon lange hier herumtrieb, und vor dem ich schon mehrere Male gewarnt ward."

„Dann war der Andere, den ich verfolgte, Hawkes," sagte Joseph, — aber wo ist er hingekommen, — hier

verschwand er, — gerade ehe ich über das steile Ufer in das Bett des Creeks hinabstürzte, — und ich hörte von dem Augenblick an nichts mehr. Sollte er ebenfalls herab gestürzt und todt geblieben sein?"

Sie durchsuchten die ganze Gegend, fanden nichts, wohl aber bemerkten Pepitas geübte Augen frische Fußspuren in dem feinen Wellsande des Bettes, und sie zeigte ihnen, wo er am andern Ufer wieder emporgeklettert sei und Josephs Sturz und Hülflosigkeit nicht ahnend, seine Flucht fortgesetzt habe.

„Well!" sagte Tom, „laßt ihn laufen, — aber von nun an muß Einer von uns abwechselnd Wache halten, und gnade Gott dem Schurken, wenn ich ihn einmal vor die Mündung meiner Flinte kriege."

„Herr! Herr! sieh hieher!" rief jetzt plötzlich Pepita und zeigte auf eine Stelle an der Uferwand, wo Joseph herabgestürzt war. Ein Stück Erde hatte sich im Sturze mit abgelöst, und aus der nun bloß gelegten Stelle glitzerte und funkelte Goldstaub hervor.

„Bei Gott! wir haben da ein reiches Lager gefunden," sagte William nach einer schnellen Untersuchung, „Dein Sturz bringt uns Glück. — Laßt uns schnell unsere Arbeit hieher übertragen."

„Wahrhaftig!" jubelte Tom, „es sieht da drinnen aus, als ob das Glück uns endlich günstig werden wollte. Wenn das der Schurke von Hawkes wüßte, — er würde sich doppelt ärgern."

Alle Vorbereitungen wurden sogleich getroffen, und ehe es Abend wurde, stand die tragbare Nomaden-Wohnung unserer Abenteurer schon an der neuen Stelle, und sie machten sich rüstig an die Arbeit, die reichlichen Ertrag versprach.

Der Getödtete war indessen von den Minen-Arbeitern als der Argentiner Fra Felice erkannt worden, — ein verrufenes Subject, das schon mehrerer Diebstähle und eines Mordes verdächtig war, den man aber bis jetzt nicht ergreifen konnte. Eine Coroners-Jury ward gebildet, die drei Freunde und Pepita machten ihre Aussagen, — dann ward der Leichnam an einen Baum gehängt und eine auf seiner Brust befestigte Tafel erhielt die warnende Inschrift: „Bestraft als Dieb und Mörder."

XI.

Voi ch'intrate, lasciate ogni speranza. DANTE.

Vater Böttcher war nach Hause zurückgekehrt und hatte Marien Herrn Smartborns Antrag mitgetheilt. Wohl schüttelte die gute Mutter bedenklich den Kopf und meinte, sie werde Marien nicht gut im Hause entbehren können, wohl fühlte Marie selbst ihre ursprüngliche, unerklärliche Abneigung gegen Smartborn mit neuer Kraft erwachen, und selbst Big Bob, den der Gedanke an eine Trennung von seinem Schutzengel, wie er das Mädchen nannte, mit tiefer Trauer erfüllte, gab seine Meinung dahin ab, daß zwanzig Dollars monatlich allerdings ein schöner Zuschuß in die Wirthschaft seien, daß es aber doch bei Allen dem besser sei, die fleißige und thätige Marie im Hause zu behalten, wo sie mehr Segen und Glück bringe, als alles Geld der Welt. Nachdem lange hin und her gesprochen ward, überließ Böttcher seiner Tochter einzig und

allein die Entscheidung und verlangte diese am andern Tage zu erfahren, um Smartborn schreiben zu können. Allein Mariens Entschluß war längst gefaßt, — sie hatte oft, schlaflos im Bette liegend, die kummervollen Abendgespräche ihrer Eltern mit angehört, sie hatte gesehen, wie die trübe ungewisse Zukunft den sonst so regen Geist ihres Vaters niederdrückte, sie hatte die kummervollen Blicke und stillen Seufzer ihrer armen Mutter verstanden, — und sie war entschlossen, den Antrag anzunehmen, den Winter während Karls Abwesenheit bei Miß Smartborn zuzubringen, um mit dem so erworbenen Gelde ihren Eltern helfen zu können.

Am andern Morgen erklärte sie dem Vater ihre Entschließung, Herrn Smartborns Antrag anzunehmen, — dieser schrieb sogleich zusagend, und alle Anstalten zu Mariens Uebersiedlung nach St. Louis wurden getroffen. Bald kam auch die Antwort des Herrn Smartborns zurück, der sich höchlich freute, eine so würdige Dame als Gesellschafterin und Freundin seiner theueren Schwester bald in seinem Hause begrüßen zu können, und Marie einlud, so bald als möglich einzutreffen.

Der letzte Abend, den Marie auf der Farm zubringen sollte, war da, — es war schon Spätherbst und der Wind pfiff scharf und unfreundlich über die leeren Felder, die Bäume verloren allmählig ihr Laub und die Natur legte jenes traurige und farblose Winterkleid an, dem bald das Alles deckende Todtenhemd des Schneefalles folgen sollte.

„Hören Sie, Bob,“ sagte Marie unter die Porch hinaustretend, wo Bob saß und einen Axtstiel schnitzte, — „ich habe Sie vor meiner Abreise nach der Stadt noch um eine Gefälligkeit zu bitten. Sie waren immer so freundlich

und aufmerksam gegen mich, daß ich Ihnen schon vielfach zum Danke verpflichtet bin —"

„Nicht doch, nicht doch, — ich danke Ihnen viel mehr, Mamsell Marie," unterbrach sie der Alte lebhaft, — „schöne friedliche Tage, ruhige Nächte und das Glück unter ehrlichen Leuten leben zu können."

„Ich will Ihnen meinen Dank dadurch bezeigen," fuhr das Mädchen fort, „daß ich Sie in ein kleines Geheimniß einweihe und ihnen ein Geschäft übertrage, die mir beide gleich lieb und theuer sind."

„Sprechen Sie! Mamsell Marie! Was Sie mir anvertrauen, bleibt in meinem Herzen begraben, — was Sie mir auftragen, wird pünktlich erfüllt werden, so lange Bob noch einen Athemzug zum Leben hat."

„Nun denn, — so kommen Sie mit mir!" sagte Marie und nahm den Alten bei der Hand. Sie schritten in den Wald hinein, die Anhöhe hinauf und kamen endlich auf dem, Marien wohlbekannten, Pfade zu der Schlucht, in der die Erdhöhle des armen Wahnsinnigen war. — Wolf saß bereits, auf seine Pflegerin wartend, am Rande der Schlucht — als er Marie erblickte, stieß er ein unartikulirtes Freudengeschrei aus und wollte ihr entgegeneilen, aber so wie er Bob sah, sprang er entsetzt zurück, hinab in die Schlucht und verkroch sich in seine Höhle.

„Wolf!" sagte das Mädchen sanft, indem sie ihm nacheilte, „bleibe, fürchte Dich nicht, — es ist ein Freund, — den ich Dir bringe."

„Wolf hat keinen Freund, — Wolf ist todt!" stöhnte es ängstlich aus der Erdhöhle herauf.

„Nicht doch, Wolf," sagte Marie mit leichtem Schritte in die Schlucht hinabsteigend, — Du brauchst jetzt einen Freund, denn ich muß Dich auf einige Zeit verlassen."

Der arme Wahnsinnige schien diese Trauerbotschaft zu verstehen, denn er zuckte schmerzlich zusammen und verhüllte sein Gesicht mit beiden Händen. Bob war indessen auf Mariens Wink ebenfalls leise herabgestiegen und stand vor der Höhle. Der Wahnsinnige hatte nach und nach das Loch immer weiter ausgegraben und es zu einer ziemlich geräumigen Unterkunft gemacht. Die Erdwände hatte er in phantastischer Art mit Reisig, Moos und getrockneten Blumen bekleidet, — ein großer Stein, den er herbeigewälzt hatte, diente ihm zugleich als Sitz und Tisch, — und ganz im Hintergrunde war seine Lagerstätte aus frischem duftendem Heu.

„Wolf!" sagte Marie nach einer Pause, — „hier ist mein Freund Bob, der während meiner Abwesenheit für Dich Sorge tragen wird, — Du kannst ihm ganz vertrauen, er ist gut und wird Dich, wie ein Bruder lieben."

„Gewiß, das werde ich, armer Mann!" sagte Bob weich und reichte Wolf die Hand hin, — dieser erhob sich langsam und sah Bob schüchtern an; — Marie aber nahm Wolfs Hand und legte sie in die Bobs, der sie herzlich drückte. Der Wahnsinnige, über den Marie eine unwiderstehliche Gewalt auszuüben schien, sah nun Bob lange und prüfend an, endlich sagte er: „Wolf ist gut, — Wolf thut Niemanden etwas Böses, — thue ihm auch nichts."

„Sei unbesorgt, armer Wolf!" sagte Bob gutmüthig, „ich werde Dein Freund sein und für Dich Sorge tragen, wie Mamsell Marie es that. Es soll Dir an nichts fehlen."

„Und nun lebe wohl, Wolf," fiel Marie ein, „sei gut und freundlich gegen meinen Freund Bob und laß mich Dich wohl und heiter wieder finden.

Der Wahnsinnige fühlte die Trennung, die ihm bevor-

stand, — er fing bitterlich zu weinen an, — stürzte Marien zu Füßen und bedeckte ihre Hand mit Küssen, — dann reichte er Bob noch ein Mal die Hand und sagte herzlich: „Sei gut gegen den armen Wolf, Mann, — sei so gut wie sie!“ — Noch ein Mal ergriff er Mariens Hand und benetzte sie mit Thränen; — dann riß er sich gewaltsam los und schlüpfte in seine Erdhöhle, wo ihn Bob und Marie noch lange weinen und schluchzen hörten.

Wehmüthig gestimmt traten Beide den Rückweg an und Marie theilte auf dem Heimgange dem aufmerksam zuhörenden Bob mit, wie sie den arnen Wahnsinnigen gefunden, sich mit ihm befreundet und bis jetzt für ihn gesorgt habe. Sie legte es ihrem Freunde Bob auf das Angelegentlichste an das Herz, für ihren Pflegling zu sorgen und es ihm an Nichts fehlen zu lassen, und Bob versprach dieses auf das Heiligste. — Es dunkelte bereits, als sie nach der Farm zurückkehrten und im traulich beleuchteten Zimmer Mr. Josuah Shaw fanden, der gekommen war Abschied zu nehmen von Miß Mary, seinem erklärten Lieblinge.

„Bei Gott,“ sagte Mr. Josuah, als das Gespräch auf Mariens künftigen Aufenthalt in Smartborns Hause gekommen war, — „der süße Wucherer ist so eine Engelseele gar nicht werth; — seine Schwester kenne ich zwar nicht, aber ich stelle mir vor, daß sie nicht besser ist, als er, — denn an einem Dornstrauche können keine Aepfel wachsen.“

„Ihr habt einen Haß gegen Smartborn, Nachbar,“ sagte Böttcher, „der Euch ungerecht macht. Er hat Euch ja doch nie etwas zu Leide gethan.“

„Weil ich ihm nie in die Nähe gekommen bin,“ entgegnete Josuah, „weil ich nie, wie Andere, Geld von ihm borgte, sondern lieber ein Pferd verkaufte und mit dem Erlöse zahlte, was ich schuldig war, als mich ihm auf

Wucherzinsen zu verschreiben. Ich habe gesehen wie er's Andern gemacht hat, — und gebt Acht! Ihr werdet ihn auch noch kennen lernen."

Marie fühlte sich durch die scharfen, aber mit dem Ausdrucke innerer Ueberzeugung gesprochenen Worte des Nachbars schmerzlich bewegt; zum ersten Male stieg eine Anwandlung von Reue über ihren Entschluß in ihrem Herzen auf, — aber sie kämpfte sie mit dem Gedanken an die gegen ihre Eltern zu erfüllende heilige Pflicht nieder und entschlossen, was sie unternommen, auch durchzuführen, lenkte sie das Gespräch auf andere Gegenstände. Mr. Josuah gab ihr allerhand gute Lehren, wie sie sich in der Stadt verhalten und besonders den jungen, artigen Herren, an denen es dort nicht fehle, nie ein Wort glauben solle und versprach schließlich sie, so oft er nach St. Louis komme, zu besuchen.

Am andern Morgen, nach einem schmerzlichen Abschiede, der durch den Gedanken gemildert ward, man bleibe sich ja nahe und könne sich oft besuchen, fuhr Marie mit ihrem Vater nach St. Louis und betrat an seiner Hand Mr. Smartborns Haus.

Mr. Jeremiah, der ihnen schon auf der Hausflur entgegen kam, war sichtlich mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich angezogen, er hatte förmlich Toilette gemacht, und selbst sein kurzes, struppiges Kopfhaar zeigte deutliche Spuren, daß es unter der kunstgeübten Behandlung eines mit Pomade verschwenderischen Friseurs gewesen war. — „Ach! seien Sie mir herzlich willkommen, meine Freunde!" sagte er in dem süßesten Tone der Rede, — der Himmel segne Ihren Einzug in dieses Haus, das jetzt ein Haus der Freude und des Glückes sein wird."

„Herr Smartborn!" sagte Böttcher herzlich, „ich bringe

Ihnen hier meine Marie; — ich empfehle Sie Ihnen und Ihrer Schwester auf das Beste, — vertreten Sie meine und der Mutter Stelle an dem Mädchen."

„Gewiß, guter Böttcher!" sagte Mr. Jeremiah, — „Ihre liebe Mary soll sich hier wie zu Hause fühlen. — Ich kann zwar," setzte er mit einem wohlgefälligen Blicke auf den Spiegel hinzu, „nicht füglich Ihren Vater repräsentiren, Miß Mary, — aber einen Bruder sollen Sie stets in mir finden, sowie in meiner Rebecca eine zärtliche Schwester. — Doch Sie sollen die fromme Seele gleich selbst kennen lernen, kommen Sie, wir wollen zu ihr hinaufgehen."

Mr. Smartborn führte Vater Böttcher und seine Tochter in das obere Stockwerck, wo sie Miß Rebecca im Lesen der Bibel gerade bei dem Propheten Hesekiel antrafen. Smartborn stellte seiner Schwester ihre zukünftige Gesellschafterin vor, und Miß Rebecca, die sichtlich erfreut schien, übergoß sie mit süßen Reden und eingemengten Bibelsprüchen aller Art. Sie führte Marie in das für sie bestimmte Zimmer, das im Hintergebäude im zweiten Stockwerke war und die Aussicht auf den Garten bot, und erzählte ihr, ihr theurer Bruder habe es sich nicht nehmen lassen, das Zimmer ganz neu und auf das Geschmackvollste einzurichten und sie hoffe, es werde ihrer lieben Mary hier besser gefallen, als auf der Farm. Mariens Koffer war indessen heraufgeschafft worden und Mr. Asa, der erschien, und sich ebenfalls als Hausgenosse präsentirte, meldete, daß das Essen aufgetragen sei. „Nun, bester Böttcher," sagte Herr Smartborn heiter, „führen Sie meine Schwester zu Tische, Sie speisen doch heute gleich bei uns." Böttcher reichte dem Fräulein seinen Arm und Asa näherte sich in gleicher Absicht Marien, aber ein zurück-

geworfener zorniger Blick der glutroth gewordenen Miß Rebecca schleuderte ihn in einen Winkel zurück und Mr. Smartborn bot Marien den Arm. — Nach Tische nahm Vater Böttcher Abschied, um noch vor Nacht über den Merramec zu kommen, und Marie begab sich auf ihr Zimmer, um sich ein wenig einzurichten und ihre Sachen auszupacken.

Miß Rebecca aber hielt in ihrem Zimmer dem zerknirschten Asa eine herbe Strafpredigt und schloß mit den Worten: „Merken Sie sich's, — für Sie ist Miß Mary so gut, wie nicht im Hause, — oder — —"

Mr. Asa fiel ihr mit einem Strom von Entschuldigungen ins Wort und beruhigte endlich mit schwerer Mühe die Aufgeregte.

XII.

Verschmäht von ihr, — zurückgestoßen!
Fluch und Verdammniß über mich und sie!
Byron.

Mehrere Wochen waren bereits vergangen, seit Marie in Smartborns Hause war; und ihre Anwesenheit war nicht ohne Einfluß auf das innere Wesen und Treiben des Familienlebens des Geschwisterpaares geblieben. Marie konnte sich zwar mit der frömmelnden und prüden Miß Rebecca nicht innig befreunden, aber sie ertrug, mit Hinblick auf die Aufgabe, die sie sich gestellt hatte, die Launen und Schwächen der alternden Jungfrau und suchte sich ihr auf alle Art gefällig und nützlich zu beweisen. Miß Rebecca hatte Anfangs mancherlei Bekehrungs-Versuche gemacht, um Marien „auf den Weg des Herrn und zu den Füßen des Kreuzes" zurückzuführen, aber ihre stundenlangen Predigten und endlosen Bibel-Citate waren wir-

kungslos abgeprallt an dem hohen, reinen Sinne des Mädchens, das ein höheres, klareres Gottesbewußtsein in ihrem Herzen trug, als der todte Buchstabe und das eitle Formenwesen je geben können.

Sie hatte gleich Anfangs ihre Abneigung erklärt, Miß Rebecca zu ihren zahlreichen Kirchenbesuchen und Andachten zu begleiten, und nach einigen fruchtlosen Versuchen erhielt sie endlich die Erlaubniß daheim zu bleiben und ihre Stunden mit Besserem auszufüllen. — Mr. Asa, durch die drohenden Blicke seiner Auserwählten auf immer zurückgeschreckt, war gegen Marie kalt und gemessen-höflich, was dem Mädchen, die diese hausbackene Natur nicht beachtete, wenig Kummer machte. Den auffallendsten Einfluß schien Mariens Anwesenheit aber auf Mr. Jeremiah Smartborn selbst zu üben, der in seinem häuslichen Leben fast nicht mehr zu kennen war. Er, der jedes tête à tête mit seiner Schwester möglichst vermieden hatte, der ihr Zimmer nur bei höchst seltenen Gelegenheiten betrat, um nicht mit frommen Vorlesungen und Bibeltexten gelangweilt zu werden, — ja, der sogar meistentheils außer dem Hause gegessen hatte, war jetzt die Häuslichkeit selbst und der aufmerksamste Gesellschafter. Er speiste täglich mit Miß Rebecca und Marien, nahm Abends den Thee mit ihnen und konnte halbe Tage in Gesellschaft seiner Schwester zubringen, wobei er sich stets als sehr duldsam und nachgiebig gegen Miß Rebecca, als sehr aufmerksam, fast zärtlich gegen Marie erwies. Das Mädchen fing an, eine bessere Meinung von Herrn Smartborn zu bekommen und sich Vorwürfe zu machen, daß sie ihn so ungerecht und lieblos beurtheilt habe.

Es war an einem schönen Wintersonntage, eine dichte weiße Schneedecke lagerte auf den Straßen und Dächern,

die Glocken hallten laut und schallend durch die reine Luft, leichte Schlitten flogen mit munterm Geklingel durch die Straßen, und die Fußgänger eilten mit beschleunigten Schritten der Kirche zu, als auch Miß Rebecca ihr großes, in schwarzen Sammet eingebundenes, Gesangbuch nahm und sich, von dem Neger Hektor gefolgt, auf den Weg zur Kirche machte. Marie hatte ihre Morgen-Toilette beendigt, ihr Zimmer aufgeräumt und geschmückt, daß es aussah wie ein kleiner Tempel der Weiblichkeit, und saß, Miß Rebeccas Zurückkunft erwartend, in deren Zimmer, in Zschokkes Stunden der Andacht lesend.

Mr. Smartborn trat, wie immer in letzter Zeit, sorgfältig geputzt, ein und wünschte der aufstehenden und ihn begrüßenden Marie einen guten Morgen. Ein Gespräch über gleichgültige Gegenstände knüpfte sich an die erste Begrüßung, und Marie sprach ihr Bedauern aus, daß ihr Vater sie gar nicht mehr besuche und seit einer Woche nicht in die Stadt gekommen sei, — während sie ihn doch sonst alle Woche wenigstens ein Mal zu sehen pflegte.

„Darüber müssen Sie sich nicht wundern, gute Miß Mary,“ sagte Herr Smartborn, „unsere Landstraßen sind leider nicht von der Art, daß man im Winter viel reisen kann. Sie sehen es ja unsern Märkten an, wie spärlich wir versorgt werden und wie schwer es zu dieser Zeit dem Farmer wird, von einer nur etwas abgelegenen Farm mit seinem Wagen nach der Stadt zu gelangen. Ihre Eltern sind ohne Zweifel wohl und gesund, — aber es geht ihnen wie andern Leuten auf dem Lande, — die Wege sind grundlos und schlecht, und man muß daheim bleiben, mag man wollen oder nicht.“

„Ach! sehen Sie doch, Herr Smartborn,“ sagte Marie, die am Fenster saß, jetzt lebhaft, „sehen Sie doch

die arme Frau mit den Kindern, wie traurig und kümmerlich sie daher schleicht. Das sind gewiß arme Einwanderer."

Herr Smartborn trat an's Fenster und blickte hinab. Auf der Straße stand eine arme Frau in dürftigem Anzuge, der sie nur wenig gegen den schneidenden Nordwestwind schützte, — drei kleine Kinder, halb nackt, standen frierend und zitternd neben ihr, und das vierte, einen Säugling, eingewickelt in den Rest einer alten Decke, hatte die Frau auf dem Arme. Sie blickte kummervoll und verzagend zu den stattlichen Häusern auf, ihr Auge richtete sich flehend auf die zahlreichen Kirchengänger, die theilnahmlos vorüberstreiften, aber sie schien nicht den Muth zu haben, Jemanden anzusprechen, und so stand sie da, unbeachtet und verlassen, ein Bild des Jammers und Elends.

„Sie haben Recht, Miß Mary," sagte Herr Smartborn, „das ist eine arme Einwanderers-Frau; sie scheint in schlechten Umständen zu sein, — wenn es nicht etwa eine Bettlerin von Profession ist, wie sich deren so viele in unserer Stadt herumtreiben."

„Nicht doch, Herr Smartborn," sagte Marie bewegt, — „sehen Sie doch die arme Frau an, — bettelt sie denn, — ich beobachte sie schon längere Zeit und sie hat noch Niemand angesprochen, an kein Haus geklopft. — Oh gewiß, die Arme ist sehr unglücklich. — Und die armen Kleinen, — wie sie frieren."

„Ja, ja!" sagte Herr Smartborn, „es scheint zu sein, wie Sie sagen. Unsere Armen-Commission ist sehr fahrlässig; — ich habe in der letzten Versammlung fünfzig Dollars für die Armen unterschrieben und allenthalben klagen die Leute, daß sie keine Hülfe erhalten können."

„Ich will Ihnen sagen, woran das liegt, Herr Smartborn," sagte Marie rasch, — „das kömmt daher, weil

sich übel verstandene Frömmigkeit in das rein menschliche Amt der Mildthätigkeit gemischt hat, — weil die Herren Geistlichen über diese Vertheilungen Einfluß üben und es auf diese Art nicht genügt, arm und elend zu sein, um Hülfe zu erhalten, sondern daß man ein fleißiger Kirchengänger, daß man äußerlich fromm sein muß, um Gnade vor den Augen der Ehrwürdigen zu finden."

„Fromme Menschen sind gute Menschen," entgegnete Herr Smartborn, „und den guten sollten wir doch vor allen andern helfen."

„Sie wankt weiter, die Arme," sagte Marie jetzt aufspringend, — „nein! sie soll wenigstens nicht ohne eine kleine Hülfe von hier gehen." Sie nahm rasch aus ihrem Geldbeutel einen Dollar und flog zur Thüre, Mr. Smartborn vertrat ihr den Weg mit den Worten: „Sie werden doch deshalb nicht selbst auf die Straße wollen, Miß Mary, — warten Sie." Er zog seine Brieftasche hervor und nahm eine Zehn-Dollarnote aus derselben.

„Das Mädchen, die Lucy, soll der Frau das Geld hinab bringen," sagte Herr Smartborn und griff nach dem Glockenzuge.

„Nicht doch, Herr Smartborn! lassen Sie mich!" rief Marie freudig, nahm die Note und flog zur Thüre hinaus, die Treppe hinab. Als sie vor die Hausthüre kam, war die arme Frau schon die Straße hinabgeschritten, aber Marie, sich nicht um die erstaunten Blicke der Vorübergehenden kümmernd, eilte ihr nach und rief sie an.

„Kommt mit mir, gute Frau!" sagte sie athemlos, als sie sie erreicht hatte und führte die freudig Erstaunte in das Haus zurück. Mit freundlichen Worten fragte sie die Arme hier nach ihrem Schicksale und erfuhr schnell, daß sie sich nicht geirrt hatte. Es war die Frau eines

deutschen Einwanderers, die mit ihrem Manne und ihren Kindern über den Ocean gekommen war, um hier eine neue Heimath zu suchen. In New-Orleans war der Mann erkrankt, — die Frau hatte ihn treu gepflegt, aber seine geschwächte Natur erlag den verderblichen Einflüssen der Ueberfahrt im Zwischendecke und des Klima-Wechsels, er war nach langem Krankenlager gestorben, die Wittwe und die Waisen arm und hülflos zurücklassend. Das bischen mitgebrachte Geld hatten Krankheit und Begräbniß aufgezehrt, — und nur durch die Unterstützung der deutschen Gesellschaft war es ihr möglich geworden, St. Louis zu erreichen, wo sie Verwandte zu finden hoffte. Seit zwei Tagen war sie hier, allein alle ihre Nachforschungen waren fruchtlos geblieben, — sie hatte ihre Verwandten nicht erfragen können. Marie sprach der Verzagenden Muth ein, gab ihr das Geld, rieth ihr ihre Nachforschungen fortzusetzen, jedenfalls aber in einigen Tagen wieder bei ihr vorzusprechen; — sie wolle sich, versprach sie der Erfreuten, alle Mühe geben, um durch Herrn Smartborns oder seiner Schwester Vermittlung ihr eine Unterkunft zu verschaffen.

Die arme Frau, durch die milde, freundliche Erscheinung des guten Mädchens, das ihr wie ein Engel in der höchsten Noth erschien, auf's Innigste gerührt, brach in heiße Dankesthränen aus und konnte ihren Gefühlen kaum Luft machen. Sie mußte versprechen, bald wieder zu kommen, und als sie mit den nun fröhlich um sie herum jubelnden Kindern getröstet fortgeeilt war, kehrte Marie freudig erhoben und mit strahlendem Antlitze in Miß Rebeccas Zimmer zurück.

„Wie gut Sie sind, Miß Mary!" sagte Herr Smartborn, der von der Treppe oben dem rührenden Auftritte

zugesehen, aber wenig verstanden und dem Marie nun Alles erzählt hatte, — „wie gut gegen alle Menschen, — nur gegen mich nicht.“

„Wie so, Herr Smartborn?“ sagte Marie erstaunt, — „wodurch habe ich Ihnen Ursache zu Mißfallen gegeben?“

„Sie wollen mich nicht verstehen, beste Miß,“ entgegnete Herr Smartborn in zärtlichem Tone, — „oder Sie haben mich bisher nicht verstanden. — Nun wohl denn, der Augenblick ist günstig und ich muß mir ein Herz nehmen und Ihnen gerade heraus sagen, Miß Mary, daß ich Sie liebe, daß ich Sie anbete, daß ich seit dem Tage, wo Sie mein Haus betraten, nur Sinn und Augen für Sie habe. Bis jetzt haben Sie meine Aufmerksamkeit für Sie, meine zärtlichen Gefühle unbeachtet gelassen, — Sie wußten vielleicht nicht, wie weit Sie mir glauben konnten, — aber nun, wo ich Ihnen die innigsten Gefühle meines Herzens klar ausgesprochen, wo ich meine heiße Liebe Ihnen zu Füßen gelegt habe, jetzt können Sie nicht mehr hartherzig sein. Oh, beste Miß! beglücken Sie mich mit einem Wort der Gegenliebe, lassen Sie mich nur hoffen, und Sie sollen die reichste, die glücklichste, beneidetste Dame der ganzen Stadt werden.“

Marie hatte ruhig und schweigend diesen plötzlichen Ausbruch der Gefühle des verliebten Landspeculanten angehört, — sie war Anfangs erröthet, — dann blaß geworden, — zu Ende seiner Rede hatte sie jedoch ihre Fassung ganz wieder gewonnen und sie sagte mit fester, klarer Stimme: „Herr Smartborn, mein Vater hat Ihnen gesagt, daß ich die Braut eines jungen Mannes bin, ich selbst habe Ihnen dieses wiederholt und Ihnen erklärt, daß ich meinen Verlobten herzlich liebe; — nach diesen Mittheilungen, Herr Smartborn, hätte ich nie von Ihnen

eine Eröffnung, wie die vorige erwartet, und Sie entheben mich auch wohl jeder Antwort darauf. — Lassen Sie dies, Herr Smartborn, das erste und letzte Gespräch sein, das wir über diesen Punkt geführt haben, — wenn Sie anders wünschen, daß ich in Ihrem Hause bleiben soll."

Ernst und würdevoll schritt die Jungfrau an dem verblüfften Smartborn vorüber zur Thüre hinaus und begab sich auf ihr Zimmer; — er aber starrte ihr lange lautlos nach, — endlich, nachdem die Thüre sich lange hinter Marie geschlossen hatte, murmelte er zähneknirschend: „Oho! du willst nicht, hochmüthige Dirne! nun wohl, ich werde dich zu zwingen wissen!"

XIII.

Oh, daß sie ewig grünend bliebe,
Die schöne Zeit der ersten Liebe.
Schiller.

Mit der Erklärung Mariens und Smartborns Abweisung war abermals eine Veränderung im Hause der Geschwister eingetreten. Herr Smartborn erschien nur noch selten und dann nur auf wenige Augenblicke in dem Zimmer seiner Schwester, er speiste meistens außer dem Hause, und wenn er auch fortwährend artig und höflich gegen Marien war, so schien er doch ihre Gesellschaft nicht mehr wie früher zu suchen. — Einige Male nach jenem Sonntage hatte er noch, als er zufällig Marien allein getroffen hatte, das damals abgebrochene Gespräch wieder anzuknüpfen und eine Sinnesänderung Mariens herbeizuführen gesucht, allein diese hatte jedes Mal gleich bei den ersten

in diesem Sinne gesprochenen Worten ihm schweigend den Rücken zugekehrt und augenblicklich das Zimmer verlassen. — Smartborn hatte daher alle ferneren Versuche aufgegeben, — aber wenn er auch sein Aeußeres gewaltsam zu beherrschen wußte, so war dagegen die leidenschaftliche Wuth in seinem Innern nur gestiegen, und er brütete über Pläne, die ihm Rache und Befriedigung seiner Gelüste bringen sollten.

Es war abermals Sonntag, Miß Rebecca saß zur Kirche geputzt auf ihrem Sopha und sah ungeduldig auf die Uhr, deren langsame Zeiger durchaus nicht vorrücken wollten, als es leise pochte und Mr. Asa sein zwischen zwei Vatermördern eingeschlossenes Antlitz voll süßen, festlichen Lächelns zur Thüre hereinschob; — gleich nach diesem Vorboten erschien auch die kleine dürre Gestalt selbst, einen prächtigen Blumenstrauß vor sich herhaltend, und schritt mit feierlichem Gange auf Miß Rebecca zu. „Erlauben Sie mir, theure Miß," begann Herr Asa in dem sanftesten Nußknackertone seines hölzernen Organs, „erlauben Sie Ihrem unwürdigsten Diener Ihnen an Ihrem heutigen Geburtstage seine aufrichtigsten Glückwünsche und dieses Abbild Ihrer Reize zu Füßen zu legen. Die Blumen sind aus den Gewächshäusern von Plant und Salisbury, und das Schönste und Seltenste, was in dieser Jahreszeit aufzutreiben ist." — Herr Asa unterbrach sich hier und schluckte gewaltsamer Weise den Schlußsatz einer Rede hinunter, denn seinem kaufmännischen Instinkte folgend, war er schon im Begriffe gewesen, hinzuzusetzen: „Und sie kosten mich auch vier Dollars und sechs Bitt cash," was er jedoch, da seine Galanterie und Liebe zu rechter Zeit warnend einschritten, wohlweislich unterließ.

„Wie aufmerksam Sie sind, guter Asa," sagte Miß

Rebecca, hold erröthend und die Blumen mit Wohlgefallen an ihre majestätische Nase führend, — „Sie denken an meinen Geburtstag, während mein eigener Bruder darauf vergessen zu haben scheint. — Man sollte einen Geburtstag zwar nicht freudig begehen, guter Asa, denn man ist damit wieder um ein Jahr weiter gerückt, — aber ich sage mit den Worten der heiligen Schrift: Alles ist eitel! — und: Was sind tausend Jahre vor dem Herrn!"

„Theuerste Miß," hub jetzt Asa mit Rührung und mit einer weinerlichen Stimme, ähnlich dem Quieken einer ungeölten Thierangel, an, — ach! begehen Sie immerhin diesen Tag als einen Freudentag und lassen Sie ihn auch für mich einen Tag der Festlichkeit sein, indem Sie meine schönsten Hoffnungen krönen."

„Asa! Asa!" sagte das Fräulein, „kommen Sie schon wieder mit diesen weltlichen Gedanken?!

„Oh beste Miß," quiekte Asa, „kann ich denn anders? Sie wissen, daß ich Sie liebe, daß ich Sie anbete — —

„Es steht geschrieben, Asa," unterbrach ihn das Fräulein, „du sollst nur Gott den Herrn anbeten und keine falschen Götter neben ihm verehren."

„Theuerste Miß Rebecca," sagte Mr. Asa, ohne sich durch die Bibeltexte, an die er schon gewöhnt war, beirren zu lassen, „Sie sagten mir vor einigen Monaten, daß, sobald mein Vermögen mit dem Ihrigen gleich sein würde, Sie einwilligen würden, mich mit Ihrer Hand zum Glücklichsten aller Menschen zu machen. — Ich stehe jetzt am Ziele meiner Wünsche, — morgen werde ich Ihnen meine Bücher vorlegen, — sie weisen Cash on hand ein Capital von 30,000 Dollars aus. Ich habe die von Ihnen gestellten Bedingungen erfüllt und ich gestehe Ihnen, in dieser Prüfungszeit ist nicht nur mein Capital,

sondern auch meine Liebe zu Ihnen ungeheuer gestiegen. Erlauben Sie mir nun, beide in Ihren schönen Händen auf glückbringende Interessen für mein ganzes Leben anzulegen.“

„Wie? — Sie haben — — Sie sind noch immer fest entschlossen, guter Asa,“ sagte die holde Miß, leicht erröthend, so daß ihre Haare sich auf ihren Wangen abzuspiegeln schienen, — „mein Gott, ich thörichtes Mädchen! — ich gab Ihnen leichtsinniger Weise damals mein Wort, — ich dachte, Sie hätten längst darauf vergessen, — und nun — was soll ich thun?“

„Ihr Wort halten, beste Miß! und mich durch Ihre Hand zum glücklichsten Menschen machen,“ flötete der feurig werdende Asa.

„Ach! ich sehe wohl, ich kann jetzt nicht anders!“ seufzte Miß Rebecca verschämt, — nun denn, guter Asa, — ja, hier ist meine Hand, ich bin die Ihrige.“

Mr. Asa stürzte sich wonneberauscht zu den Füßen der Holden, wobei er jedoch nicht vergaß, zur Schonung seiner neuen Inexpressibles erst sein Taschentuch auf den Boden zu breiten, dann bedeckte er die längliche Hand mit heißen Küssen und seufzte und stöhnte wie verzückt: „Dank! Dank! oh himmlische Miß Rebecca!“

In diesem Augenblicke der Wonne und Entzückung öffnete sich leise die Thüre und Mr. Jeremiah Smartborn trat in's Zimmer. Ein französischer Genre-Maler würde viel darum gegeben haben, die drei Figuren in diesem Augenblicke auffassen und mit gewandtem Pinsel auf die Leinwand zaubern zu können. Herr Smartborn sah aus, wie ein Farmer, der plötzlich die Entdeckung macht, daß die Feldmäuse seine ganze Erbsensaat aufgefressen haben, — er stand an der Thüre und richtete einen halb fra-

genden, halb spöttischen Blick auf das Liebespaar. Mr. Asa war aufgesprungen und putzte die Kniestellen seines Beinkleides emsig ab, — wobei man nicht entscheiden konnte, ob er dieses wirklich in der Absicht sie zu reinigen that, oder nur als Vorwand gebrauchte, um in dieser gebückten Stellung sein dunkelgeröthetes Antlitz den Blicken des gefürchteten Principals zu verbergen. Miß Rebecca schien am meisten Fassung behalten zu haben, — denn sie erhob sich, nahm den noch immer an seinem Knie herumreibenden Asa bei der Hand und trat mit ihm Herrn Smartborn entgegen: „Was bringst Du mir zu so früher Stunde, lieber Bruder?“ fragte sie, — um nicht selbst eine Antwort auf eine vielleicht indiscrete Frage des Bruders geben zu müssen.

„Ich bedauere recht sehr, wenn ich störte, gute Schwester,“ sagte Herr Jeremiah mit leichtem ironischem Lächeln, — aber ich kam, um Dir meine herzlichsten Glückwünsche zu Deinem heutigen dreißigsten Geburtstage darzubringen.“

Es war eine lobenswerthe Gewohnheit des Herrn Smartborn, daß er seit zehn Jahren regelmäßig seiner Schwester jedes Mal zu ihrem dreißigsten Geburtstage gratulirte, und Miß Rebecca nahm diese jedes Jahr wiederkehrende Schmeichelei auch stets mit dem honigsüßen Lächeln der Erkenntlichkeit auf.

Auch dieses Mal schien der dreißigste Geburtstag seine zauberische Wirkung nicht zu verfehlen, und Miß Rebecca entgegnete mit holdseligem Lächeln: „Ich danke Dir, guter Bruder, für Deine Glückwünsche, — ich weiß, daß sie aus Deinem liebevollen Herzen kommen, — aber ich will Dir Gelegenheit geben sie zu verdoppeln, und deshalb stelle ich Dir hier meinen Verlobten und Bräutigam Herrn Asa Populorum vor.“

Der kleine Asa faßte sich jetzt ein Herz, er streckte sich in die Höhe so sehr es ging und wagte es zum ersten Male wieder seinem Principale in die Augen zu sehen, der jedoch zu seiner Verwunderung keineswegs zürnend die Stirne runzelte, sondern mit freundlichem Lächeln ihm die Hand bot und sagte: „Mein guter Asa! es freut mich herzlich, daß Ihre treue Anhänglichkeit an unser Haus diese schöne Belohnung findet, und ich heiße Sie mit Freuden als den Mann meiner theuern Schwester willkommen.“

Dem armen Asa fiel jetzt ein Stein vom Herzen, seine steifleinenen Züge verklärten sich in rosiger Wonne und er erschöpfte sich in überschwänglichen Redensarten voll heißen Dankes und glühenden Versicherungen von treuer Anhänglichkeit. —

Miß Rebecca vergaß in der jungfräulichen Wonne des Brautstandes zum ersten Male auf den Kirchenbesuch, und Mr. Smartborn, der guter Laune ward, sagte endlich: „Wir müssen aber dieses freudige Ereigniß doch festlich begehen; leider bin ich diesen Mittag schon versagt, und muß heute Nacht eine Geschäftsreise nach St. Charles antreten; — aber der Abend gehört mein und ich lade mich bei Dir, liebe Schwester, ein, um bei einem Glase von meinem besten Madeira das Verlobungsfest zu feiern und das Brautpaar hoch leben zu lassen.“

Herr Smartborn ging endlich und ließ die Liebenden allein, und Marie, die nun von ihrem Besuche von der armen Einwandererfrau und deren Kindern zurückkehrte, erfuhr bei ihrem Eintritte mit entsprechender Feierlichkeit das große und wichtige Ereigniß, zu dem sie Miß Rebecca ihren aufrichtigen Glückwunsch darbrachte.

Miß Rebecca machte indessen alle Anstalten, um ihr

Verlobungs-Souper mit gebührendem Anstande herzurichten, — die dienenden Neger des Hauses wurden zu allen Conditors und Fruchthändlern herumgesprengt, um Leckerbissen und Delikatessen aufzutreiben und eine reich besetzte Tafel ward bereitet.

Mr. Asa wollte in dem Taumel seiner Glückseligkeit alle Freunde, Freundinnen und Bekannte seiner Braut eingeladen haben, aber Miß Rebecca machte ihm bemerklich, daß eine solche Einladung am Tage selbst höchst unschicklich erscheinen und an eine übereilte Entschließung glauben lassen würde, der man allerhand unlautere Motive unterlegen könne, und so ward beschlossen, den festlichen Abend nur en famille zu feiern.

Als es Abend wurde, das trauliche Feuer im Kamine flackerte und Armleuchter mit zahlreichen Wachskerzen das Gemach festlich beleuchteten, setzten sich Mr. Smartborn, das Brautpaar und Marie an die reich servirte Tafel und ein munteres Gespräch, in das Miß Rebecca nur sehr selten Bibeltexte einschaltete, war bald im Gange. Beim Dessert verfügte sich Hr. Smartborn selbst in seinen Keller und brachte zwei Flaschen Madeira von der edelsten und feinsten Qualität, mit dem Siegel 00, von Gouv. Kirbys Originalflaschen, wie sie das Astorhaus in New-York, Gourmands nur um zehn Dollars die Bouteille liefert, herauf. Er brachte die Gesundheit des Brautpaares aus, dann die der künftigen kleinen Nachkommenschaft, wobei Miß Rebecca pflichtschuldigst bis hinter die Ohren erröthete, die Gesundheit von Mariens Eltern, wobei das gute Mädchen ihm herzlich Bescheid that, er brachte Toaste auf die Abwesenden, — auf „was wir lieben!“ aus, kurz als man von Tische aufstand war Alles sehr heiter und lustig und Mr. Jeremiah bedauerte doppelt, sich aus so angenehmer

Gesellschaft losreißen und nun auf einem langweiligen Dampfboote die Nachtfahrt nach St. Charles machen zu müssen. Vergebens ward er gebeten zu bleiben und die Reise um vierundzwanzig Stunden zu verschieben, — er erklärte, es sei unmöglich, da zu wichtige Interessen auf dem Spiele ständen, und empfahl sich bald, da das Boot Punkt elf Uhr abgehen sollte.

XIV.

Mit diesem Zaubertrank im Leibe
Siehst du bald Helenen in jedem Weibe.
Göthes Faust.

Die kleine Gesellschaft hatte sich nach Herrn Smartborns Entfernung bald getrennt; der heute Abend ungewöhnlich liebenswürdige Asa und seine immer gleich liebenswürdige Braut hatten noch ihr neues Hauswesen und die zu treffenden Einrichtungen besprochen und waren endlich auch auf Festsetzung des Hochzeittages gekommen. Miß Rebecca wünschte denselben, mit jungfräulicher Ziererei, noch auf einige Jahre hinauszuschieben, um theils länger die Freuden des schönen Brautstandes zu genießen, theils sich, wie sie sagte, würdiger für den wichtigen Stand der heiligen Ehe vorbereiten zu können, der ungeduldige Asa aber, der an dem Hangen und Verlangen des Bräutigam-Provisoriums kein sonderliches Gefallen zu finden und der Miß Rebecca auch für schon hinlänglich vorbereitet zum Ehestande zu halten schien, ließ nicht nach mit Drängen und Bitten, und es gelang ihm endlich die Spröde zu erweichen. Die Hochzeit wurde über vierzehn

Tage festgesetzt, und nachdem der liebeglühende Buchhalter noch den ersten feurigen Kuß der Liebe auf die blaß veilchenblauen Lippen der über und über erröthenden Miß applicirt hatte, trennten sich die Liebenden und begaben sich zur Ruhe. Marie hatte sich schon früher entfernt und auf ihr Zimmer zurückgezogen; — sie wollte noch diesen Abend ihrem Vater schreiben und ihm ankündigen, daß die nahe bevorstehende Vermählung Miß Rebecca's ihren Aufenthalt in Smartborns Hause abkürze und sie somit bald wieder in die Arme ihrer geliebten Eltern eilen werde.

Papier und Schreibzeug lagen längst bereit auf dem Tische, — das Licht brannte immer tiefer herab, — es ward Mitternacht und Marie hatte noch keine Zeile geschrieben. Sie fühlte sich gewaltsam aufgeregt, — ihr Blut rollte tobend und stürmisch durch die Adern, — ihr Herz schlug heftig, — und wirre, beängstigende Bilder jagten sich schwindelnd in ihrem Hirne. Ein ungewohntes, verzehrendes Feuer schien in ihr zu wüthen, Gedanken, Gefühle, Regungen wurden lebendig, die die Jungfrau nie geahnt hatte, — dazwischen trat eine heiße Sehnsucht nach dem abwesenden Geliebten, die stürmische Begierde, ihn hier bei sich sehen, ihn in die verlangenden Arme schließen zu können; — ihr Busen wogte gewaltig, — abenteuerliche, verlockende Bilder tauchten vor ihrer Seele auf, — Angst und Lust, Beklemmung und Wonne theilten sich im erschöpfenden Wechselkampfe in ihr Wesen, — es war ihr, als ob sie schwer träume und doch nicht erwachen möge, und ihre Aufregung stieg von Minute zu Minute.

Vergebens öffnete sie das Fenster und ließ die kalte Nachtluft über ihre glühende Stirne streichen, vergebens stürzte sie ein Glas Wasser nach dem andern hinab, — sie fühlte sich befangen, verwirrt, aufgereizt, wie unter dem

Einflusse eines verderblichen Zaubers. Sie wußte sich ihren Zustand nicht zu erklären, — sie hatte nicht mehr als ein Glas Wein getrunken und so alt und geistig dieser auch war, so konnte ein Glas doch nicht eine so befremdende Wirkung hervorbringen.

Die in das Zimmer strömende kalte Winterluft, der Genuß des kalten Wassers schienen endlich doch einen beruhigernden Einfluß auf sie zu üben, — nach und nach fühlte sie sich etwas freier, leichter, — sie athmete nicht mehr so schwer und die wüsten aufregenden Bilder und Gedanken traten verblassend immer mehr ins Unbestimmte zurück. — Sie schloß endlich das Fenster und setzte sich an den Tisch, um den Brief an ihren Vater zu schreiben und so ihren Geist gewaltsam mit andern Gedanken zu beschäftigen.

Mühsam und schwer nur gelang es ihr, ihre verwirrten und sich bunt jagenden Gedanken etwas zu sammeln und den Eingang des Briefes niederzuschreiben, — aber nun traten, auf die gewaltsame Aufregung, Ermattung und Abspannung ein, — es lag ihr wie ein Bleigewicht auf den Augen, — dunkle Schwindelanfälle umnachteten ihren Kopf, — kaum vermochte sie es sich zu bewegen, — immer schwerer und dumpfer ward die Betäubung, die ihren Kopf einnahm, — — die Feder entsank ihren gelähmten Fingern, — ihr Kopf neigte sich schlaftrunken vor, und sank auf den, auf den Tisch gelegten Arm, — sie wollte sich ermuntern, sich gewaltsam aufreißen, — vergebens! — Geist und Willenskraft waren gefesselt.

Jetzt schien es ihr, als öffne sich leise die Thüre und — — er, der Ersehnte, — Karl, der Geliebte ihres Herzens, trete leise mit liebestrahlendem Antlitze herein. „Karl!" wollte sie jubelnd rufen, — aber das Wort erstarb auf der gelähmten Zunge, kein Laut entrang sich der

athemlosen Kehle. Die holde bekannte Gestalt näherte sich ihr, wie schwebend, und blieb vor ihr stehen, sie lange mit mildem Liebeslächeln betrachtend. Rosige Wolken voll Blumen, Strahlen, Farben schienen das theure Bild zu umgeben, — ein matter Nebel wogte spielend von denselben auf und ab. — Sie fühlte, daß sie träume, — und doch schien es Wirklichkeit, — und sie fürchtete sich vor dem Erwachen, vor der Enttäuschung. — Die Gestalt schwebte näher und setzte sich an ihre Seite, — sie fühlte den warmen Athem ihre Wangen streifen, — eine Hand schlang sich um ihren Leib, und der weiche Druck durchzitterte sie mit electrischem Feuer, — willenlos gab sie sich den neuen, sinnaufregenden Gefühlen hin, — ihr ganzes Wesen löste sich auf in Wonne und Hingebung, — namenlose Seligkeit erfüllte ihr Herz.

Jetzt faßte die Gestalt, sie zärtlich an sich drückend, ihre Hand, — und beugte sich über sie, — heiße Lippen hefteten sich auf ihren Mund, sie fühlte, wie die glühenden Lippen sich vampyrartig festsaugten. — Feuergluth schoß durch ihre Adern, — ihr Herz wollte zerspringen, — gewaltsam riß sie sich auf, — „Karl!" stöhnte sie mit halberstickter Stimme; — sie schlug mit entsetzlicher Anstrengung die bleischweren Augenlieder auf — — — — — und sah gerade vor ihr, Auge an Auge, Mund an Mund, — nicht Karl, — sondern Smartborns häßliches Gesicht, verzerrt, in der leidenschaftlichsten Aufregung wüster, wilder Gier und Lust.

Wie ein Blitz fuhr es durch ihr Inneres, — sie fühlte ihr Blut erstarren, — den Herzschlag stocken, — dann aber wirkte der gewaltsame Schrecken wohlthätig, — im schnelleren Kreislaufe schoß das Blut wieder durch die Adern, ihr Herz klopfte gewaltsam, der Schwindel und

die Betäubung wichen, — ihr Auge ward klar, — ihr Geist erstarkte, Kraft und Wille kehrten zurück und mit der wiederkehrenden Klarheit des Bewußtseins füllten Abscheu und Entsetzen ihre Seele. Mit einer heftigen Bewegung stieß sie Smartborn zurück, daß er weit ins Zimmer taumelte, — sie sprang auf und fragte mit funkelnden Augen, mit hochrothen Wangen und vor Angst und Schreck keuchender Stimme: „Was wollen Sie hier?“

„Theuerste Mary, Geliebte meines Herzens! englisches Wesen!“ keuchte Smartborn in der höchsten Aufregung, — „meine heiße Liebe zu Ihnen — ich konnte meine Gefühle nicht länger bezwingen, — ich bete Sie an, — ich muß ja sterben, wenn Sie mich nicht mit Gegenliebe beglücken.“

„Ungeheuer!“ rief jetzt das Mädchen, dessen immer klareren Bewußtsein sich jetzt der Zusammenhang der Ereignisse deutlicher und deutlicher enthüllte, — „Elender! — Du wagst es! — Oh! nun begreife ich Alles! — meine Aufregung, meine Betäubung, — jener höllische Trank war es. — Hinaus! fort von hier! oder ich rufe das ganze Haus zusammen.“

„Mary! himmlisches Mädchen! lassen Sie sich doch erweichen,“ stöhnte Smartborn mit gierigen Augen die in ihrem Zorne doppelt schöne jungfräuliche Gestalt verschlingend, — „krönen Sie meine heißen Wünsche, werden Sie mein, — mein ganzes Vermögen lege ich zu Ihren Füßen.“

„Hinaus! Elender!“ unterbrach ihn Marie und riß heftig an dem Glockenzuge, aber keine Glocke ließ sich hören, und an dem Mangel an Widerstand fühlte sie, daß der Draht abgeschnitten worden sei.

Blitzschnell sprang sie zur Thüre, diese war verschlossen und Smartborn, der sich mit verschränkten Armen vor das einzige Fenster gestellt hatte, sagte jetzt mit höhnischem

Lächeln: „Geben Sie sich keine unnöthige Mühe, schöne Spröde, — es ist kein Ausweg offen, — Alles schläft im Hause, — und wie ich hoffe fester, als Sie vorhin. Sie sind in meiner Macht; — darum seien Sie klug, machen Sie aus der Noth eine Tugend, und lassen Sie mich erbitten, — was ich sonst erzwingen müßte."

„Entsetzlich! fürchterlich!" jammerte das verzweifelnde Mädchen und riß und klopfte gewaltsam an der verschlossenen Thüre, — aber alles blieb todtenstille im Hause, — ihre Rufe verhallten ungehört.

„Geben Sie sich keine Mühe, Mary," fuhr Smartborn sich ihr nähernd fort, „Sie sind mein, ergeben Sie sich in Ihr Schicksal." Mit einem Sprunge, wie eine Hyäne war er jetzt bei dem Mädchen und faßte sie um die schlanke Taille, sie mit seinen kräftigen Armen fast emporhebend, — mit der Kraft der Verzweiflung vertheidigte sich Marie gegen den Schändlichen, — aber die Schwindelanfälle kehrten jetzt zurück, sie fühlte ihre Arme erlahmen, — ihre Augen wurden wieder schwer, — ihr Widerstand wurde matter. Verzweiflend mit Smartborn ringend, war sie von der Thüre in die Mitte des Zimmers gedrängt worden, — Smartborn zog und drängte sie gegen den Alkoven im Hintergrunde, — halb wahnsinnig bot sie ihre ganze Kraft auf, um zu widerstehen, aber ihre Arme wurden kraftlos, tödtliche Schwäche senkte sich auf ihre Glieder, sie strauchelte und sank mit ihm auf den Teppich des Fußbodens. — „Karl! Karl!" schrie sie verzweiflend, „zu Hülfe, ich bin verloren!" — Ein blinkender, kalter Gegenstand fiel in diesem Augenblicke aus des über sie gebückten Smartborns Brusttasche auf ihre glühende Schulter, — instinktmäßig griff sie darnach, — es war ein kleines, scharfes Dolchmesser, — ein schneller Gedanke flog durch ihre Seele, —

ihre Ehre war gerettet. „Laß mich, Entsetzlicher!" ächzte sie, oder ich tödte mich!" und sie erhob mit der freigebliebenen Hand das Messer.

Smartborn, als er das Messer in ihrer Hand sah, war todtenbleich geworden, er ließ das Mädchen los, und fuhr wie von einer Schlange gebissen zurück. „Um des Himmelswillen, Mary!" keuchte er, „nehmen Sie sich in Acht, das Messer ist mit Indianergift bestrichen, — der leichteste Hautritz und Sie sind in fünf Minuten todt."

Blitzschnell war das Mädchen, deren Besinnung wiederkehrte, aufgesprungen, — hochgeschwungen hielt sie das funkelnde Messer in ihrer Hand, ihre Augen blitzten im Feuer des Zornes: „Ist es?" rief sie, — „nun denn! Elender! so hüte Dich mir auch nur einen Schritt näher zu kommen, — oder ich tödte Dich und mich!"

„Mary! Mary! um des Himmelswillen, werfen Sie das Messer weg," bat Smartborn ängstlich, „die geringste Unachtsamkeit, die leiseste Verletzung würde fürchterliche Folgen haben. Mary! werfen Sie das Messer weg!"

„Nicht eher," zürnte die nun ihrer Rettung bewußte Jungfrau, „nicht eher, bis ich von Dir Schändlicher! befreit bin. Oeffne die Thüre!" herrschte sie ihn an und trat ihm mit hochgeschwungenem Dolche einen Schritt näher.

„Beste Miß!" krächzte der zitternde und leichenblasse Smartborn, „seien Sie nur ruhig, ich will ja Alles thun, um Sie zu beruhigen. Meine heiße Liebe zu Ihnen gab mir den unglückseligen Gedanken, den ich jetzt bitter bereue. Oh! verzeihen Sie mir!"

„Oeffne!" sagte sie mit fester Stimme, ohne sich um das Winseln des Zerknirschten zu kümmern.

Smartborn zog zitternd den Schlüssel aus der Tasche und schloß die Thüre auf, — Marie schritt mit gehobenem

Dolche auf ihn zu, — mit einem Angstschrei sprang er von der Thüre weg. Sie nahm den Schlüssel, steckte ihn von Außen ein und sagte ernst und fest: „Du bleibst hier und rührst Dich nicht, — der erste Schritt, den Du zu meiner Verfolgung machst, bringt Dir den Tod.“ — Sie schlüpfte hinaus, schloß die Zimmerthüre ab und eilte im Dunkeln rasch die Treppe hinab, — sie horchte, oben blieb Alles stille, — der Schlüssel der Hausthüre steckte inwendig, sie öffnete diese, — blickte hinaus, die Straße war leer, — rasch warf sie den Dolch in den Hausgang zurück und floh davon, die Straße hinab, dem Nordmarkte zu. Es fing eben an zu tagen, — alles war noch öde und stille und nur die Wagen auf den Markt kommender Farmer rollten prasselnd und polternd daher. — Ohne sich umzusehen floh das entsetzte Mädchen, — oft glaubte sie verfolgende Schritte hinter sich zu hören, — die Angst beschleunigte ihren Lauf, endlich erreichte sie den Markt, auf dem es schon von Käufern und Verkäufern lebendig zu werden anfing, sie war unter Menschen, — sie war gerettet.

XV.

Gefangen in der Schlinge, schlauer Fuchs!
Sieh' wie du loskömmst, armer Fuchs im Eisen!
Müller.

Schäumend vor verbissener innerer Wuth, aufgeregt bis zum Wahnsinn, in einem Zustande körperlicher und geistiger Exaltation, der alle seine Nerven krampfhaft zittern machte, blieb Smartborn allein in dem Zimmer

zurück, dessen Thüre Marie hinter sich abgeschlossen hatte. Dicke Schweißtropfen standen auf seiner Stirne, seine Zähne klapperten dabei fieberisch aufeinander, seine Hände zuckten krampfhaft, keuchend und stöhnend rang sich der kurze abgebrochene Athem aus seiner Brust. — „Verflucht!“ murmelte er endlich mit von Wuth erstickter Stimme, — „verflucht sei mein Ungeschick! Sie war mein, — widerstandslos mir preisgegeben, — ich hielt sie hier in meinen Armen, noch einige Minuten, — und sie hätte schweigen, hätte, um sich nicht zu compromittiren, zu Allem Ja! sagen müssen, und das unglückselige Messer vereitelt alle meine Pläne.“ — Er rannte, wie ein wildes Thier im Käfige, das Zimmer auf und ab und wüthete gegen sich selbst. — „Wo ist sie hin?“ sagte er nach einer Pause, — „zu meiner Schwester? — Nicht doch, — es ist Alles stille im Hause, — und die gute Seele hätte gewiß vor Entsetzen schon Zeter geschrien und alle Klagelieder Jeremiä angestimmt. — Ist sie zu den Dienstleuten in's Kellergeschoß? — Er horchte lange an der Thüre, — tiefes Schweigen herrschte im ganzen Hause. — „Ich muß selbst sehen,“ fuhr er fort, „mag geschehen, was da wolle.“ — Er zog ein Messer aus der Tasche und drehte die Schrauben des Thürschlosses auf, — das Schloß fiel auf den Boden, die Thüre war offen. — Mit krampfhaftem Griffe nahm er das Licht vom Tische und schritt hinaus, — vorsichtig um sich blickend, — er sah Niemanden, — langsam stieg er die Treppe hinab — in der Hansflur blinkte ihm das wohlbekannte Messer entgegen. „Ha!“ rief er dumpf aus, „da bist du ja, — Unglücksmesser! Du hast mir schon manchen guten Dienst geleistet, — aber heute dientest du mir schlecht.“ Er hob es vorsichtig auf und senkte es langsam in das lederne Futteral in seiner Brusttasche, dem

es oben im Ringen entschlüpft war. — Jetzt bemerkte er, daß die Hausthüre nur angelehnt war und Mariens Flucht wurde ihm klar. „Sie ist fort, — zu ihren Eltern!“ sagte er leise, — „das Gewitter zieht sich über meinem Haupte zusammen. Wohlan denn, — wir wollen einen Ableiter dafür suchen — und wenn es nicht anders geht, ihm trotzen. — Wehe euch Elenden, wenn ihr mich zwingt als offener Feind gegen euch aufzutreten.“

Ueber Rachepläne brütend, schritt Smartborn finster und in sich gekehrt seinem Arbeitszimmer zu, — er trat hinein und stellte das Licht auf den Tisch; plötzlich fuhr er von Schreck ergriffen zurück. — Seine eiserne Geldcasse stand offen, und vor derselben stand ein Mann tief gebückt, als wolle er etwas aus einem der Fächer nehmen, und schien so vertieft in seine Arbeit, daß er den Eintretenden gar nicht gehört hatte. „Ha! was ist das?“ schrie Smartborn und riß den Dolch aus der Scheide; aber trotz seines heftigen Rufes drehte sich der Dieb, denn ein solcher konnte es nur sein, nicht um, sondern blieb emsig bei seiner stillen Beschäftigung im Innern der Geldcasse. — Vorsichtig schritt Smartborn mit dem Lichte in der Hand auf ihn zu, plötzlich schlug er ein gellendes Hohngelächter auf, stellte das Licht auf den Tisch, warf sich in einen Stuhl und sagte wohlgefällig: „Bravo, Jim, das war ein Meisterstück!“

Wenige Worte werden genügen, um unseren Lesern den Grund von Herrn Smartborns plötzlicher Heiterkeit zu erklären; — er hatte sich den Dieb in der Nähe angesehen und in ihm seinen getreuen Asa Populorum erkannt. Ein falscher Schlüssel steckte in der offenen Thüre, die wie gewöhnlich dem Diebsschlüssel Asas sich geöffnet hatte, aber im Innern war Jims neu angebrachter Mechanismus, auf den er nicht gefaßt war, ihm verderblich geworden,

denn auf den ersten Griff ins Innere der Cassa, ohne die, nur von Smartborn gekannte, Vorsichtsmaßregel zu beobachten, hatte eine massive eiserne Zange losschnappend seinen rechten Arm erfaßt und wie ein Fuchseisen tief ins Fleisch einquetschend denselben unerbittlich fest an die Casse gefesselt. — Man sah es dem zerrissenen Aermel, der verschobenen Kleidung und der gränzenlosen Erschöpfung Asas an, daß er lange und verzweifelt gearbeitet hatte, um sich wieder von Jims Höllenzange loszumachen, aber der in solchen Künsten erfahrene alte Spitzbube hatte sein Werk zu solide, die einschnappende Stahlfeder zu stark gemacht, als daß Asas Spindelarme etwas Anderes daran thun konnten, als zu rütteln und sich die Nägel an den Fingern zu quetschen.

Der Kampf und die Verzweiflung des Ertappten mußten schrecklich gewesen sein, das sah man an den blutigen Fingern seiner linken Hand, an seiner ganzen Gestalt, — dann aber waren Erschöpfung, Mattigkeit und die betäubende Wirkung des Schlaftrunks eingetreten, — er war mit dem schweren Kopfe vorgesunken auf das mittlere Fachbrett der Cassa und schlief so in gebückter Stellung einen todtenähnlichen Schlummer.

Smartborn wartete etwa eine Viertelstunde auf sein Erwachen, aber der Unglückliche rührte sich nicht, — er verschloß nun die Thüre des Zimmers von Innen, nahm ein Glas Wasser, goß es Asa über den Kopf und rüttelte ihn zugleich heftig aus dem Schlafe auf.

Asa fuhr schlaftrunken empor, aber so wie er aufblickte und Smartborns Gestalt vor sich sah, während der drückende Schmerz am festgequetschten rechten Arme das Ereigniß der Nacht ihm wieder ins Gedächtniß rief, — war seine Betäubung wie verflogen, sein Bewußtsein tauchte, wie

mit einem Blitzschlage, tageshell auf, — er fühlte, daß er unwiederbringlich verloren sei, — seine Knie brachen zusammen, er sank auf den Boden, nur durch den Arm in der Zange von gänzlichem Sturze abgehalten und wimmerte: „Gnade! Barmherzigkeit! — oh guter Herr Smartborn! der Satanas hatte mich verblendet.“

Smartborn betrachtete ihn lange mit durchbohrenden Blicken, — dann sagte er kalt, aber mit dem ganzen Ingrimm seiner durch die Vorgänge dieser Nacht aufgestachelten Galle: „Haben Sie mir sonst noch etwas zu sagen, ehe ich um den City-Marschall und die Polizei schicke?“

„Oh!“ heulte Asa sich am Boden krümmend, — „oh, Gnade, Barmherzigkeit! thun Sie es nicht, guter Herr Smartborn, — verderben Sie mich nicht an Leib und Seele, ich will ja Alles bekennen, — Alles gestehen.“

„Sprechen Sie, — ich höre zu!“ sagte Smartborn kalt.

„Ich bin kein gemeiner Dieb, guter Herr Smartborn“ jammerte der Gefangene, — „es war nicht Habsucht, — nicht Geldgier, — die Liebe hat mich zu diesem verzweifelten Schritte gebracht. Sie wissen, daß ich Ihre holde Schwester bis zum Wahnsinn liebe, — sie wollte mir nur ihre Hand reichen, wenn mein nach und nach erspartes bischen Vermögen gleich mit dem ihrigen sein würde. — Ich konnte meine Liebe nicht länger im Zaume halten, die Sehnsucht und Ungeduld verzehrten mich, — der böse Feind verblendete meine Seele und —“

„Sie stahlen mir mein Geld, um damit das Geld meiner Schwester erheirathen zu können?“ sagte Herr Smartborn kalt und ironisch.

„Ja! guter Herr Smartborn, ich ließ mich vom Satan verleiten, — aber ich will es gewiß nicht wieder thun,“ wimmerte Asa.

„Das denke ich auch!“ lachte Smartborn höhnisch. „Und die 3400 Dollars vor einigen Monaten haben Sie ebenfalls gestohlen?“

„Ich — ich — ich weiß nicht, — ich kann mich nicht erinnern,“ stotterte Asa zähneklappernd.

„Warte Schurke, ich will Dein Gedächtniß schärfen,“ — sagte Herr Smartborn mit stiller Wuth und trat mit gehobenem Dolche auf Asa zu. Dieser aber stieß einen Schreckensschrei aus, und zappelnd mit Händen und Füßen schrie er: „Oh um des süßen Erlösers willen, — guter Herr Smartborn, — tödten Sie mich nicht, — ich will ja Alles gestehen, — ja, ich war es, — ich nahm auch die 3400 Dollars, — aus Liebe, — aus unwiderstehlicher Liebe zu Ihrer angebeteten Schwester, Herr Smartborn.“

Smartborn hörte nicht mehr auf den Winselnden, — er schritt langsam und nachdenkend im Zimmer auf und ab, — draußen war es heller Tag geworden, — und die matte Wintersonne färbte die schweren Fenster-Vorhänge in blutrother Schattirung. Endlich trat Smartborn auf den am Boden wimmernden Asa zu und sagte kalt und schneidend: „Bursche! ich könnte Dir jetzt eine Kugel durch den Kopf schießen und kein Hahn würde darnach krähen, — Du bist ja nur ein Dieb, den ich beim Einbruche ertappt und bestraft habe.“

„Oh Gott! mein Gott!“ jammerte Asa dazwischen.

„Doch das wäre zu gnädig,“ fuhr Smartborn ruhig fort, — „es wird besser sein, Dir beide Ohren abzuschneiden und Dich dann so gezeichnet laufen zu lassen, — höchstens noch die Geschichte zur Warnung in den Zeitungen zu verbreiten.“ Er trat mit dem Messer auf Asa zu, — diesen faßte das furchtbarste Entsetzen, er ward kreideweiß, seine Zähne flogen, wie vom kalten Fieber zusammenge-

schlagen, schnell und heftig aufeinander, den freien linken Arm schlug er über seinen Kopf, krampfhaft seine bedrohten Ohren zu schützen suchend und mit vor Angst erstickter Stimme winselte er: „Gnade, Gnade! ich will ja Alles gut machen, — ich will Ihnen dienen wie ein Hund, wie ein Neger, — ohne Bezahlung, — ich will Alles thun, — Alles.“

Smartborn wendete sich von ihm und ging wieder nachsinnend auf und ab, — dann sagte er langsam und feierlich zu dem Unglücklichen: „Asa! Ihre böse That hat Sie in meine Gewalt gegeben, — ich kann Sie verderben, — Sie tödten oder den Gerichten überliefern, die Sie ohne Gnade in die Pennitentiary schicken würden. — Ihr Schicksal liegt in meiner Hand, — und ich bin nicht abgeneigt Gnade zu üben, wenn Sie blindlings erfüllen, was ich von Ihnen verlange. — Sie werden sich noch heute Abend mit meiner Schwester trauen lassen und sogleich mit ihr mein Haus verlassen. Sie bleiben in St. Louis, wagen es nicht die Stadt zu verlassen, oder ich würde Sie zu erreichen wissen. Was ich dann noch von Ihnen will, werden Sie später erfahren, — aber merken Sie sich's! — blinder Gehorsam, — oder Sie sind ohne Rettung verloren.“

„Oh guter Herr Smartborn, ich bin Ihr Hund, Ihr Sclave,“ wimmerte Asa.

„Wie Sie meine Schwester zu dieser schleunigen Verbindung bewegen ist Ihre Sache,“ fuhr Smartborn fort. „Wie viel Geld wollten Sie mir stehlen? Wie viel fehlte Ihnen noch, um so viel Vermögen wie meine Schwester zu haben?“ setzte er gleichgültig hinzu, als handle es sich um eine gewöhnliche Geschäftssache.

„Ach — es waren — mir fehlten — gegen — sieben tausend — Dollars,“ keuchte Asa leise.

Smartborn schritt auf den Bebenden zu, — drückte an einer verborgenen Feder in der Cassa, — die Eisenzange klappte auf und Asa's ganz todtgewordener Arm fiel, nicht mehr festgehalten, schlaff am Körper herab. „Gehen Sie jetzt auf Ihr Zimmer,“ sagte Smartborn, „und bringen Sie Ihre Person und Ihre Kleider in Ordnung, — damit Niemand etwas merke; — hier sind 7000 Dollars,“ — er legte die Summe in Noten auf den Tisch, — „dann bringen Sie die Angelegenheit mit meiner Schwester in's Reine, aber schnell. Das Weitere sollen Sie erfahren, wenn es Zeit ist. — Merken Sie sich, daß ich nicht hier, sondern noch in St. Charles bin.“

Asa warf sich in Thränen ausbrechend Smartborn zu Füßen, er dankte, er gelobte heilige Treue, aber der Principal unterbrach ihn kalt mit den Worten: „Gehen Sie jetzt, Sie langweilen mich.“

Asa nahm das Geld und kroch zur Thüre hinaus auf sein Zimmer, — er konnte kaum an seine plötzliche Rettung aus dem Abgrunde des Verderbens glauben, — es schwindelte ihm vor den Augen, — aber das Machtwort seines Gebieters, der jetzt sein Herr über Leben und Tod war, hallte furchtbar in seinen Ohren nach, und sobald er sich gewaschen und umgekleidet hatte, schlich er nach dem Zimmer seiner Braut, um von dieser um jeden Preis die Einwilligung zu ihrer augenblicklichen Trauung zu erhalten.

XVI.

Die Nacht ist schwarz, kein Sternlein blinkt.
Kein freundlich Licht dem Wand'rer winkt.
Bülow.

In den nächsten vierundzwanzig Stunden, die auf die im vorhergehenden Kapitel erzählten Ereignisse folgten, drängten sich eine Menge von Begebenheiten zusammen, — die wir unsern Lesern in rascher Uebersicht vorführen, ohne durch eine ausführlichere Schilderung den beschränkten Raum dieses Buches, zum Nachtheile der Haupt-Ereignisse, zu sehr in Anspruch zu nehmen.

Es begab sich also, daß Mr. Asa Populorum, nach gemachter Toilette, in das Zimmer seiner Angebeteten und ihr dort zu Füßen stürzte, ihr seine Bücher und seinen Cassen-Bestand vorlegte und sie bat und beschwor, ihn, der schon so lange gewartet habe, nicht mit noch längerem Warten zu quälen, sondern sich heute noch mit ihm trauen zu lassen. Miß Rebecca hielt Anfangs ihren Verlobten für wahnsinnig, als er ihr aber mit klarem Verstande seine Bücher und Rechnungen erklärte, kam sie von dieser vorgefaßten Meinung zurück, und es schmeichelte ihrer weiblichen Eitelkeit, ihren geliebten Asa so ungeduldig und sehnsuchtsvoll nach dem vollen Besitze ihrer werthen Person zu sehen. Asa, der sich den Kopf zerbrochen hatte, um einen plausibeln Grund für sein auffallendes Verlangen zu finden, war auf den Einfall gekommen, Herrn Smartborn als ihrer Verbindung innerlich abgeneigt zu schildern; — er wollte an ihm gewisse Blicke, ein gewisses Stirnrunzeln bemerkt, hingeworfene Worte gehört haben, die nichts Gutes bedeuteten, — er gab zu verstehen, daß Herr Smartborn, jetzt noch der alleinige rechtmäßige Erbe seiner

Schwester, im Stillen wohl eine Verbindung nicht gerne sehe, die Aussicht auf eine blühende Nachkommenschaft und besser berechtigte Erben biete, — er beschwor seine Braut allen diesen unheimlichen Möglichkeiten dadurch zu begegnen, daß sie sich im Laufe des Tages trauen ließen und sich Herrn Smartborn bei seiner Zurückkunft von St. Charles als junges Ehepaar vorstellten. Nach und nach fing Miß Rebecca an auf die Ansichten Asa's einzugehen, — sie zierte und sträubte sich zwar noch ein wenig, allein endlich willigte sie ein, — ein Friedensrichter vollzog die vorgeschriebene Förmlichkeit und nach der Trauung führte Mr. Asa die neue „Frau" (denn wir können Miß Rebecca nicht füglich eine „junge Frau" nennen), zu ihrer größten Ueberraschnng in eine Wohnung, die der, von seiner Gewissensangst und Smartborns bestimmten Befehlen getriebene Asa in aller Eile gemiethet, möblirt und eingerichtet hatte. Rebecca's Sachen waren während der Trauung bereits hingeschafft worden, — ein von Robyns bereitetes Diner stand bereit und elegante Karten, worin Mr. Asa und Mrs. Rebecca Populorum ihre so eben vollzogene eheliche Verbindung anzeigten, wurden in der ganzen Stadt herumgeschickt.

Während die Neuvermählten so mit beiden Füßen in den Honigmonat des Ehestandes hineingesprungen waren, begab es sich ferner, daß Mr. Smartborn den ganzen Tag in seinem Arbeitszimmer eingeschlossen blieb und schrieb. Am nächsten Morgen kam er (für die Dienerschaft wenigstens) von St. Charles zurück, ließ sich mit erstaunter Miene die plötzliche Vermählung seiner Schwester erzählen, deren Karte so eben gebracht worden war, hörte mit noch größerem Erstaunen, daß Miß Mary plötzlich und noch vor Tagesanbruch das Haus verlassen habe und seitdem

verschwunden sei, und begab sich dann in sein Arbeits-kabinet. Hier eintretend, hörte man ihn einen Schrei der Ueberraschung ausstoßen, so daß der Neger Hector, den andern Dienstleuten dies erzählend, und mit Miß Marys Verschwinden in Verbindung bringend, auf die wunderbarsten Vermuthungen und Schlüsse gerieth, — in denen er noch mehr bestärkt wurde, als er eine Stunde darauf gerufen ward und von Herrn Smartborn einen dicken Brief erhielt, um ihn schleunigst zu Marschall Felps auf die Police-Office zu tragen.

In diesem Briefe schrieb Herr Smartborn an den Stadt-Marschall und machte ihm die Anzeige, daß während einer kurzen Reise nach St. Charles seine Abwesenheit abermals benutzt worden sei, um einen Diebstahl zu begehen und daß ihm eine bedeutende Summe Geldes gestohlen worden sei. Gleichzeitig mit diesem Diebstahle sei eine Person, die bis jetzt in seinem Hause gelebt habe, daraus verschwunden, und er könne nicht umhin, diese plötzliche Entfernung mit dem Raube an seiner Geldkasse in naher Beziehung zu vermuthen. Da er aber kein Aufsehen machen und sich erst Gewißheit verschaffen wolle, so bitte er den Marschall, dies nur als eine confidentielle Mittheilung zu betrachten, keine officiellen Schritte zu thun, — aber doch gefälligst Notiz davon zu nehmen, um, wenn Smartborn später, im Besitz von Beweisen oder klaren Inzichten, jene Person gerichtlich verfolgen wollte, sich auf diese erste Anzeige berufen zu können. — Der kluge Smartborn hatte somit einen neuen Pfeil auf seinen Bogen gelegt und konnte denselben nach zwei verschiedenen Richtungen abschnellen, je nachdem es ihm nöthig scheinen würde; — denn Asa wie Marie hatten fast gleichzeitig und gleich plötzlich Smartborns Haus verlassen und dadurch unter der Dienerschaft

und, durch deren Plaudereien, in der Nachbarschaft nicht geringes Aufsehen verursacht.

Während diese Ereignisse sich vorbereiteten, war Marie auf ihrer Flucht aus Smartborns Hause auf dem Nordmarkte angelangt und frug ängstlich die lange Reihe der Farmer-Wagen auf und ab, ob kein Farmer aus Fenton oder der Umgebung anwesend sei. Endlich fand sie einen Mann aus Fenton selbst, der recht gerne einwilligte, sie, sobald er seine Producte verkauft habe, auf seinem Wagen mitzunehmen und nach Hause zu bringen. Um die Mittagszeit hoffte er fertig zu sein und bis dahin sollte Marie wieder kommen. — Aber wo sollte sie indessen hin?

In der Eile ihrer Flucht hatte sie auf Hut und Umhängetuch vergessen und der scharfe Frost äußerte seine Wirkung auf das arme Mädchen. Auf der Straße konnte sie doch unmöglich so lange warten; — da fiel ihr die arme Einwanderersfrau ein, der sie geholfen hatte und die in einem kleinen Boardinghause der Franklin-Avenue untergebracht worden war.

Marie eilte zu dieser und ward von der dankbaren Frau und den jubelnden Kindern mit der freudigen Nachricht empfangen, die Verwandten hätten sich endlich gefunden, seien auf einer großen schönen Farm in Illinois und hätten die Wittwe sammt Kindern sogleich eingeladen auf die Farm zu kommen und dort zu bleiben. Beruhigt über das Schicksal ihrer Pflegebefohlenen blieb Marie den ganzen Vormittag bei ihnen, gab der Frau die Adresse der Farm ihres Vaters und verließ sie erst Mittags von den heißen Segenswünschen der Armen begleitet.

Sie fand den Farmer schon zur Abfahrt fertig, — er hatte ihr einen Sitz mit einer Wolldecke bereitet, half ihr

auf den Wagen und bald rollte dieser die Carondelet-Avenue hinab, der Gravois-Road zu.

Es wurde schon allmählig Abend, als der Wagen an den Merramec kam und auf dem Fährboote das andere Ufer erreichte. Ein starkes Schneegestöber war seit einer Stunde eingetreten und der Farmer erwärmte seine erstarrten Glieder in dem Ferryhause zu Fenton mit einem tüchtigen Glase Whisky. Als er wieder herauskam und Marie ihn bat, sie jetzt nach der Farm ihrer Eltern zu bringen, meinte er, dazu würde es heute schon zu spät werden, — sie solle auf seiner Farm, bei seiner Frau, über Nacht bleiben und am andern Morgen wolle er sie gerne nach Hause fahren. Allein Mariens Gemüth war viel zu ängstlich und aufgeregt, die Ereignisse der letzten vierundzwanzig Stunden hatten ihr Herz zu sehr mit heißer Sehnsucht nach ihren geliebten Eltern erfüllt, als daß sie, ihnen so nahe, noch länger hätte warten wollen. Als daher alle ihre Bitten fruchtlos blieben und der Farmer ihr erklärte, es sei unmöglich für ihn, jetzt noch so weit zu fahren, da er dann im Dunkeln zurück müsse und bei dem hohen Schnee den Rückweg nicht finden würde, entschloß sie sich rasch, sprang vom Wagen und eilte schnell den wohlbekannten Weg fort, der sie, wie sie wußte, in einer halben Stunde zur Farm ihres Vaters bringen mußte.

Das Schneegestöber ward immer dichter und heftiger, dazu bließ ein rauher Westwind und peitschte ihr die Flocken gerade in das von Kälte geröthete Antlitz; — immer unwegsamer wurde die Straße, immer höher lag der Schnee, immer undeutlicher wurden die seltenen Räderspuren. — Nur mühsam kam sie vorwärts, während es mit Macht dunkelte und es ihrem Auge bald unmöglich ward, auch nur eine Spur des Weges zu erkennen. Die

Richtung nach der Farm ihres Vaters auf's Geradewohl innehaltend, wankte sie ermüdet und erschöpft fort, — aber eine Stunde war bereits vergangen, ohne daß sie die Farm erreicht hatte. Sie eilte immer vorwärts, — aber immer unbekannter ward ihr die Gegend, und bedeckt mit Schnee, die Schuhe an den Füßen fast aufgeweicht, die Kleider durchnäßt, athemlos von dem anstrengenden Wandern im hohen Schnee, bemerkte sie endlich mit Schrecken, daß sie ganz vom Wege abgekommen und mitten im Holze verirrt sei.

Angst und Entmuthigung erfüllten ihr Herz, — eisige Schauer durchrieselten ihre Glieder, — eine tödtliche Ermattung trat ein und mit dieser ein unbezwinglicher Hang sich niederzulassen und einzuschlafen. Noch hatte sie Kraft und Besinnung genug um zu wissen, daß diese Schlafsucht dem Erfrieren vorangehe, daß sie verloren sei, wenn sie sich diesem Drange hingebe, — sie ermunterte sich gewaltsam und suchte sich zurecht zu finden. Vergebliche Mühe! tiefer Schnee überall, und dichte Baumgruppen rings um sie her; — sie eilte nach verschiedenen Richtungen vorwärts, um einen Ausgang aus den Bäumen in's Freie zu suchen, allein der Wald schien immer dichter zu werden, kein Stern blinkte am Himmel, der ihr als Führer hätte dienen können.

Verzweiflung erfaßte sie, — sie fühlte, daß sie verloren sei, daß, wenn sie die ganze Nacht in diesem Unwetter im Walde zubringen müsse, sie den Morgen nicht erleben werde, — sie nahm im Geiste Abschied von den geliebten Eltern, von den theuern Geschwistern, von ihrem Karl, — sie ergab sich in ihr hartes Schicksal.

Schon fühlte sie, im Schnee niedergekauert, wie der Schlaf sich bleiern auf ihre müden Augen senkte, — ihre

Glieder erstarrten, — als plötzlich fernes Hundegebell an ihr Ohr schallte. Dieser einzige Ton eines lebenden Wesens in der lautlosen Nacht rief die Liebe zum Leben wieder hervor, — eine Farm mußte in der Nähe sein, sie raffte sich mit unsäglicher Kraftanstrengung auf und eilte dem Schalle nach, dessen Klänge immer deutlicher wurden, — jetzt wurde das Dickicht lichter, sie sah einen freien Platz vor sich, — aber in diesem Augenblicke erfaßte sie ein furchtbarer Schreck, sie stieß einen gellenden Entsetzensschrei aus und sank in die Knie, — eine fürchterliche Gestalt war aus dem Schnee aufgetaucht und stand in drohender Stellung vor ihr, — Mariens Sinne vergingen, — sie sank betäubt zu Boden.

XVII.

Bewachen will ich Deinen süßen Schlaf,
Ein treuer Wächter Deiner Ruhe sein.
Halm.

Die Gestalt warf sich mit einem gräßlichen Schrei auf das am Boden liegende Mädchen, hob sie mit kräftigen Armen in die Höhe und rannte im schnellsten Laufe mit ihr in den Wald hinein. Durch die Erschütterung des Laufes, durch die schneebedeckten Zweige, die hie und da über ihr Gesicht streiften, war Marie wieder aus ihrer Betäubung geweckt worden, — sie fühlte undeutlich, was mit ihr geschah, — aber ihre Kräfte waren gebrochen, sie war widerstandslos, sie ergab sich in ihr Schicksal. — Jetzt durchzuckte sie eine heftige Erschütterung, sie fühlte

noch, daß der Mann, der sie trug, mit ihr eine Erhöhung hinabgesprungen war, — dann aber vergingen ihre Sinne gänzlich und todtenähnliche Erstarrung, gänzliche Bewußtlosigkeit erfaßten ihren schwachen Körper.

Der Mann, dessen drohende Erscheinung die Verirrte so erschreckt, der sie dann ergriffen und davongetragen hatte, war wirklich mit ihr in eine Schlucht hinabgesprungen, dort in eine große Erdhöhle gekrochen und hatte die leblose Marie auf einem weichen Lager von Moos und Heu im Hintergrunde der Höhle niedergelassen.

Er stand jetzt vor ihr und murmelte: „Armes Mädchen! — bist so erschrocken vor Wolf, — und Wolf thut Dir doch nichts, — Wolf ist Dein Freund! — Fürchtest Du Dich noch vor dem armen Wolf?" — Als der Wahnsinnige, — denn er war es, der auf seinen nächtlichen Wanderungen Marien gefunden hatte, — keine Antwort erhielt, kniete er bei dem Mädchen nieder und legte seine Hand auf ihr kaltes Antlitz, — dann auf das nur matt schlagende Herz. — Eine unendliche Angst schien sich seiner zu bemeistern, — er rieb ihre Hände mit seinen rauhen Händen, — er legte trockenes Heu auf ihren Körper, um sie zu erwärmen, — dann suchte er emsig in einem Winkel der Höhle und brachte ein in viele Papiere und Hadern eingewickeltes Päckchen Zündhölzchen hervor, — er schleppte etwas Heu und trockenes Reisig vor den Eingang der Höhle, zündete es an und legte nun Holz darauf. Der Wind trieb den Rauch von der Höhle ab ins Freie, während die wohlthätige Wärme des Feuers in das Innere drang und bald ihre belebende Wirkung auf Marien äußerte. Ihre Wangen färbten sich allmählig, ihre Glieder wurden warm, ihr Herzschlag erwachte kräftig. Als der Wahnsinnige dieses bemerkte, warf er sich vor dem Lager auf

die Knie, bedeckte die Hände des schlummernden Mädchens mit Küssen und rief mit freudebewegter Stimme: „Sie wird nicht sterben, nicht todt sein, wie Wolf, — sie wird leben, — oh! sie muß leben, — sie ist ja so gut.“ — Dann horchte er plötzlich nach dem Eingange zu, seine aufgeregte Phantasie ließ ihn ein Geräusch hören, — er schien zu fürchten, Jemand könnte kommen und ihm seine angebetete Wohlthäterin entreißen; dann mit einem Male sprang er auf, mit einem gewaltigen Satze zur Höhle hinaus, ergriff einen jungen Baumstamm und diesen, wie eine Keule drehend, schwingend, schien er das Kommen eines Gegners zu erwarten. Allein Alles blieb ruhig, — und Wolf kehrte noch einmal zu dem Mädchen zurück, die im tiefen, süßen Schlummer lag, — dann nahm er seine Keule wieder auf und ging die ganze Nacht vor der Höhle wie eine Schildwache auf und ab.

Allmählig wurde es Tag, — das Schneegestöber hatte längst aufgehört, der Himmel war blau und klar geworden, und die mattrothe Wintersonne stieg langsam empor, die weiten Schneeflächen rosig färbend. Wolf horchte jetzt plötzlich scharf auf, — dann kletterte er aus der Schlucht heraus, und oben auf dem Rande sah er forschend in's Weite. Jetzt hörte er Schritte im Schnee knistern und mit einem dumpfen Freudenschrei flog er in der Richtung der Schritte dem Kommenden entgegen. —

„Oho! armer Wolf!“ sagte Big Bob, der durch die Bäume dahergeschritten kam, als er den Wahnsinnigen auf sich zueilen sah, „bist wohl heute arg hungrig, — ja, ich konnte gestern Abend wahrhaftig nicht heraufkommen, — hab's aber heute eingebracht und bin gleich mit Tagesanbruch her.“

Wolf nahm das ihm gebotene Körbchen mit Lebens-

mitteln ab, dann aber faßte er Bob beim Arme und zog ihn hastig nach seiner Höhle. „Komm!“ sagte er ängstlich, „komm Mann!“

„Nun, was hast Du denn, Wolf?“ fragte Bob erstaunt, — „ich muß zurück, ich habe heute wahrhaftig keine Zeit mit Dir zu plaudern.“

Aber Wolf ließ ihn nicht los, — er zog ihn gewaltsam mit sich fort und sagte nur, immer ängstlicher werdend: „Oh, komm Mann! komm!“

Jetzt waren sie an der Schlucht und Bob mußte hinabsteigen, der Wahnsinnige zog ihn, an dem erloschenen Feuer vorbei, in die Höhle, führte ihn zu dem Lager und hier auf die Knie fallend, zeigte er ihm die noch immer schlummernde Marie.

„Mamsell Marie!“ schrie Bob freudig erschrocken. „Um Gotteswillen! Wolf! wie kommt das Engelskind hierher?“

Wolf murmelte: „Gefunden — bei der Nacht, — im Schnee, — armes Mädchen — wollte sterben, — Wolf hat sie hieher getragen, — hat sie nicht sterben lassen.“

Marie aber hatte bei dem Klange der wohlbekannten Stimme die Augen aufgeschlagen, ihr erster Blick fiel auf die freundlichen Gestalten Bob's und Wolf's, und mit dem Bewußtsein, unter Freunden zu sein, kehrten auch Freude und Hoffnung wieder in ihr gebeugtes Herz ein. Sie sammelte ihre Sinne allmählig, ihre Erinnerung wurde lebendig, und sie konnte sich bald den Zusammenhang der Ereignisse dieser Nacht und ihre Rettung durch den Wahnsinnigen erklären. Dankbar drückte sie dem armen Wolf, der noch immer mit verklärten Blicken vor ihr kniete, die Hand, dann aber erhob sie sich und drang in Bob, sie schnell zu ihren theuern Eltern zu bringen. Sie fühlte ihre Kräfte wiedergekehrt und eine unendliche Sehnsucht

nach dem Elternhause, dem stillen Asyl der Kinder in trüben Stunden, erfüllte ihr Herz. Sie nahm von dem in Freude und Glück strahlenden Wolf Abschied, versprach ihn bald zu besuchen und trat, auf Bob gestützt, den Weg nach der Farm an.

Unterwegs mußte sie, von Bob mit dringenden Fragen bestürmt, ihm den Grund ihrer plötzlichen Entfernung aus Smartborns Hause erzählen, — sie schilderte mit erröthenden Wangen und mit jungfräulicher Zurückhaltung die letzten Ereignisse, ihre Flucht, das nächtliche Abenteuer und schloß mit den Worten: „Die Noth war groß, — aber ich bin gerettet und werde meine Retter nie vergessen.“

Bob aber knirschte mit den Zähnen, er ballte die Faust und mit einem unterdrückten Fluche murmelte er: „Der Schurke, der Heuchler! — Gnade Gott ihm, wenn er je unter meine Hände kommt.“

Man konnte sich den Schrecken und die Aufregung denken, die Mariens plötzliches Erscheinen an Bob's Arme auf Böttchers Farm hervorbrachte. Vater Böttcher wollte seinen Augen nicht trauen, die Mutter weinte und umarmte ihr Kind, die Geschwister drängten sich jubelnd hinzu, — Marie ward mit Liebkosungen überhäuft, mit Fragen bestürmt, — aber ehe sie noch ausführlich beantworten, ehe sie noch den besorgten Eltern Alles erzählen konnte, erblaßte sie plötzlich, ihre Knie brachen, sie sank bewußtlos zusammen. Schnell wurde sie in's Bett gebracht, — sie kam bald wieder zu sich, — aber ihre Augen funkelten, ihre Wangen waren tief geröthet, ihr Puls klopfte stürmisch, ihr Athem keuchte, sie sprach irre und unzusammenhängend, — der Schreck, die Aufregung, die Anstrengungen und die geistigen wie körperlichen Leiden der letzten

vierundzwanzig Stunden machten sich jetzt erst in ihren Nachwehen geltend, — Marie lag im heftigen Fieber. — Die Eltern waren tief gebeugt, — Friedrich mußte schnell satteln und sprengte fort an den Big River um den Doctor; — während seiner Abwesenheit erzählte Bob dem Vater und der Mutter Alles, was er auf dem Heimwege von Marien erfahren hatte. Die armen Leute waren zum Tode erschrocken, — an solche Niederträchtigkeit hatte ihr einfaches, rechtliches Herz nie gedacht, — sie machten sich bittere Vorwürfe, ihr geliebtes Kind solcher Gefahr, solchem Leiden ausgesetzt zu haben und waren nur schwer zu beruhigen. Auch die Geschichte des armen Wahnsinnigen, von dessen Existenz sie heute zum ersten Male hörten, ergriff sie lebhaft, — Vater Böttcher wollte den Retter seiner Tochter durchaus in sein Haus nehmen, ihn wie seinen Sohn pflegen und hüten, — aber Bob meinte, das werde nicht gehen, wie er Wolf kenne, so sei dieser draußen im Walde in seiner Höhle ruhig und glücklich und werde sich nicht leicht in das Leben unter Menschen mehr schicken, — man solle ihn daher lassen, wo er sei, aber nach Kräften für ihn sorgen.

Endlich kam der wackere Doctor und ward vor Mariens Bett geführt, — er betrachtete sie aufmerksam, fühlte den Puls, ließ sich Alles mittheilen und sagte dann kopfschüttelnd: „Ich fürchte, wir haben es da mit einer gefährlichen Krankheit zu thun. Körper und Geist sind gleich angegriffen. Die Arznei kann da nur wenig thun, — sorgsame Pflege, Ruhe und vor Allem die gewaltige Lebenskraft der Jugend müssen das Beste thun.“ — Er verschrieb ein kühlendes Getränke und versprach Abends wieder zu kommen.

Mariens Fieberphantasien mit todtenähnlicher, schlum-

merſüchtiger Betäubung abwechſelnd, dauerten fort, — in den Stadien der Aufregung ſchien ſie entſetzt vor Smartborn zu fliehen, Karl und ihre Eltern zu Hülfe zu rufen, — dann trat wieder Erſchöpfung ein. Als der Doctor am Abend wieder kam, ward ſeine Miene noch bedenklicher. „Ich ſehe da ein böſes Nervenfieber heranziehen," ſagte er ernſt, „ihre Jugend und unverdorbene Natur allein können es überwinden, wir können nur nachhelfend zur Seite ſtehen."

Er gab die nöthigen Verhaltungsmaßregeln an und ſagte den betrübten Eltern zu, die Kranke, trotz ſtürmiſchen Wetters und ſchlechten Weges, täglich zweimal zu beſuchen.

Am andern Morgen blieb Mariens Zuſtand derſelbe, — des Doctors Geſicht wurde immer trüber und ernſter, — in den folgenden Tagen machte die Krankheit neue verheerende Fortſchritte: „ihre Kräfte ſinken furchtbar ſchnell!" flüſterte der Arzt endlich den Eltern zu, „wenn nicht ein Wunder geſchieht, iſt ſie nicht zu retten." Die armen Eltern brachen in bittere Thränen aus, — der alte Bob verzweifelte, — Marie allein wußte von dem unendlichen Jammer nichts, der auf dem ganzen Hauſe laſtete, — der Engel des Todes ſchwebte langſam herab und legte ſeine kalte Hand auf ihre heißglühende Stirne.

XVIII.

Ein Lämpchen flimmert matt am Hochaltar
Und eine Nonne kniet davor in Thränen.
Haug.

Es war ein trüber, unfreundlicher Wintertag und noch dazu ein Wintertag in Iowa, als unſer junger Freund

Karl mißmuthig und unlustig vor seiner Staffelei saß, auf der ein halbvollendetes Oelgemälde, die Heimsuchung Mariens vorstellend, stand. Das Lokal, in dem er arbeitete, war ein hinter dem Chore der Kirche befindliches Gemach, das eben so, wie der Chor selbst, durch einen langen Gang in Verbindung stand mit dem Frauenkloster zum geheiligten Herzen. — Der eiserne Ofen in dem kleinen Gemache war glühendroth und verbreitete eine so gewaltige erstickende Hitze nach allen Seiten, daß Karl sich genöthigt gesehen hatte, die Thüre zu öffnen, um etwas frische, kalte Luft aus dem Gange in das überheizte Zimmer streichen zu lassen. — Das Bild, das zum Altarblatte der Kirche bestimmt war, war schon ziemlich weit fortgeschritten, — unwillkürlich oder absichtlich hatte der junge Maler der heiligen Jungfrau die Züge seiner geliebten Marie gegeben und allen Zauber der Unschuld und Weiblichkeit über sie ausgegossen. „Bald," sagte er jetzt, seine Arbeit unterbrechend, „bald werde ich meine Aufgabe beendet haben, bald wieder bei dir sein, meine theure, gute Marie, um dich nie mehr zu verlassen." — Angefeuert von diesem Gedanken, getrieben von dem heißen Wunsche, diese trüben, freudenlosen Mauern baldigst verlassen zu können, arbeitete er mit verdoppeltem Fleiße weiter, wenig bekümmert um Alles, was in seiner Nähe vorgehen mochte. — Jetzt erschallte die Glocke des Klosters, mit ihren dumpfen Klängen den Beginn der Frühmesse anzeigend, und langsame, schleichende Tritte kamen den Gang entlang näher. — Es waren die Nonnen, die, von der Oberin geführt, aus dem Innern des Klosters sich nach dem Chore begaben, um dort hinter dem sie verbergenden Rohrgitter dem Gottesdienste beizuwohnen. Karl hörte die langsamen schleppenden Schritte an der offenen Thüre vorüberziehen, — aber

er sah sich nicht um, — die heiligen Frauen waren ihm höchst gleichgültig, seine Arbeit, das Bild seiner geliebten Marie, hatten seine Aufmerksamkeit ganz in Anspruch genommen, seinen Geist und seinen Sinn ausschließlich gefesselt.

Der Zug war indessen an der offenen Thüre vorbeigewallt, die Oberin und die ihr zunächst folgenden Nonnen hatten bereits den Chor betreten, als eine junge Nonne, die im letzten Paare ging, ihren Schleier gerade vor Karls Thüre verlor, sich rasch bückte und ihn aufhob, nicht ohne einen langen, vielsagenden Blick auf den jungen Maler gerichtet zu haben, der sich in diesem Augenblicke rasch umgesehen hatte.

Karl hatte sich umgesehen, — nicht zufällig, sondern weil plötzlich der Ton einer wohlbekannten Stimme an sein Ohr geschlagen, — weil er leise seinen Namen flüstern gehört hatte. Die Nonne war es, die, indem sie ihren Schleier aufhob, mit unterdrückter Stimme: „Karl!“ gerufen, und als dieser sich bewegt umgesehen, einen bittenden Blick voll Liebe und Hoffnung auf ihn gerichtet hatte. — Im Innersten ergriffen, zuckte Karl zusammen, denn trotz der entstellenden Tracht, trotz der kurz abgeschnittenen Haare hatte er sie erkannt, — Cäcilien, die zauberische Verführerin, deren reizendes Bild noch oft manche seiner schlaflosen Nächte beunruhigt hatte. — Er sprang auf, aber die holde Gestalt war bereits verschwunden, — alle Nonnen waren im Innern des Chors und die Thüren verschlossen.

Während nun undeutlich und gedämpft der Gesang der heiligen Frauen zu ihm herübertönte, hatte Karl Zeit sich zu sammeln; — sein ruhiger, klarer Geist behielt schnell die Oberhand, — ein Blick auf Mariens Züge vor ihm auf

der Leinwand genügte, um ihn zu waffnen gegen die neue Versuchung, — und als die Messe zu Ende war, — als der Zug wieder langsam an seiner Thür vorüber zurückschritt, saß Karl ruhig und ernst vor seiner Staffelei, ohne auch nur einen Blick nach rückwärts zu wenden.

Cäcilie, denn sie war es, war wieder die Letzte im Zuge, sie warf einen sehnsüchtigen Blick in Karls Gemach und ließ, hart an der offenen Thüre vorbeistreifend, einen kleinen in ein Kügelchen zusammengerollten Zettel in das Zimmer fallen. — Dann verschwand der Zug, wie er gekommen war, und die Schritte verhallten nach und nach auf dem langen Gange.

Karl hatte das leise Geräusch des fallenden Papieres gehört, — trotz seines festen Vorsatzes konnte er sich dennoch nicht enthalten, jetzt einen Blick nach der Thüre zu werfen, — und er bemerkte den Zettel. Mechanisch und willenlos stand er auf, — schloß die Thüre und hob das Papier auf. Lange kämpfte er mit sich, ob er es lesen oder unberührt in das Feuer werfen sollte, — da behielt sein junges glühendes Herz die Oberhand, er erinnerte sich an den flehenden, ausdrucksvollen Blick, den Cäcilie ihm zugeworfen hatte, und getrieben von Neugier, wie von Mitgefühl, rollte er das Papierkügelchen auf. Es war eine kleine weiße Seite, wie es schien, vorn aus einem Gebetbuche herausgerissen, und darauf standen mit Bleistift folgende fast verwischte und undeutliche Worte:

„Karl!

Eine Unglückliche, der zu zürnen Sie gerechte Ursache haben, setzt ihr letzte Hoffnung auf Sie, auf Ihre Hülfe. Ich bin hier gefangen, wider meinen Willen eingeschlossen. — Diese Nacht trifft mich die Reihe in der Kirche zu wachen und zu beten.

Suchen Sie in die Kirche zu gelangen, — Sie sollen dann Alles erfahren und werden gewiß eine Verzweifelnde retten, die ohne Ihre Großmuth für immer verloren ist. Lassen Sie mich nicht hoffnungslos zu Grunde gehen."

Karl stand tief erschüttert da, — Cäcilie, die reiche, lebenslustige, blühende Weltdame hier als gewaltsam zurückgehaltene Gefangene, als Nonne wiederzufinden, — zu erfahren, daß auch sie eines der vielen Opfer der Pfaffenumtriebe geworden war und hinter Mauern und Gittern ihre Jugend vertrauern sollte, — diese Gedanken bewegten ihn schmerzlich, — jede andere Rücksicht schwand, jede Erinnerung an die Vergangenheit trat in den Hintergrund vor der Bedrängniß eines armen weiblichen Wesens, — Karls Entschluß war rasch gefaßt, er wollte Cäcilien retten; — und Gedanken, Pläne, Entwürfe, wie dies zu thun sei, kreuzten sich nun rasch in seinem aufgeregten Kopfe. Vor Allem mußte er Cäcilien sprechen, — mußte von ihr selbst mehr erfahren, um darnach die ferneren Schritte einleiten zu können. Der Sacristan der Kirche war bisher daran gewöhnt gewesen, daß Karl täglich in dem Gemache am Chore oder in der Kirche selbst arbeitete, dann die um diese Zeit leere Kirche beim Weggehen abschloß und die Schlüssel in der Wohnung des Sacristans auf einen neben der Thüre befindlichen Nagel hängte. —

Sein Plan war schnell entworfen, — er blieb an diesem Tage länger als gewöhnlich bei seiner Arbeit, — schritt erst als es schon dunkelte in die Kirche hinab und öffnete ein Fenster, das auf den Hof hinaus ging, — dann lehnte er es nur lose an, verschloß die Kirche und hängte die Schlüssel an die gewöhnliche Stelle. — — — — — — — — —

Es war Mitternacht, als Karl in seinen Mantel gehüllt und mit Waffen versehen sich langsam und vorsichtig der Kirche näherte. — Die Nacht war schwarz und dunkel, — kein Mondenschein, — auch nicht ein Stern am Himmel. Ein matter Schein, der die Kirchenfenster schwach erhellte, ging von der ewigen Lampe vor dem Hochaltare aus. Karl blickte nach allen Seiten spähend umher, — er durchforschte die nächste Umgebung, — Alles war öde und stille.

Mit gewandtem Schwunge war er oben auf dem Fenster, schob es leise auf, und nachdem er eine Weile spähend hinein gehorcht hatte, — ließ er sich langsam und vorsichtig in das Innere der Kirche hinab. — Bei dem matten Scheine der Lampe konnte er, sobald sich sein Auge an das Halbdunkel gewöhnt hatte, zwei weibliche Gestalten entdecken, die knieend auf den Stufen des Hochaltars lagen. — „Cäcilie war nicht allein!“ der Gedanke durchbebte ihn mit Schrecken, — sie hatte eine Begleiterin, die seine Anwesenheit entdecken, Lärm machen, Alles verrathen würde. — Schon wollte er die Kirche wieder auf demselben Wege verlassen, auf dem er gekommen, als sein Mitleid für Cäcilien die Oberhand behielt und er sich entschloß, den ferneren Verlauf des Abenteuers abzuwarten. Leise zog er sich in den dunkelsten Theil der Kirche unter dem Chore zurück und lehnte hier harrend an einer Säule, deren Schatten ihn in verbergendes Dunkel hüllte.

In tiefe Gedanken versunken, stand er schon ziemlich lange da, unentschlossen, was er thun solle, als er sich plötzlich von zwei weichen, vollen Armen umschlungen, seinen Mund mit heißen, glühenden Küssen bedeckt fühlte. Cäcilie war es, deren scharfem Ohre sein Kommen nicht entgangen war und die den Verborgenen bald zu finden gewußt hatte.

Er blickte mit einer Bewegung der Ueberraschung nach dem Hochaltare, aber Cäcilie, die seinen besorgten Blick verstand, flüsterte ihm zu: „Sein Sie ruhig, Karl, die Alte ist, wie gewöhnlich, eingeschlafen, — und überdieß ist sie taub.“

Glühend vor Freude und Hoffnung schloß das schöne Weib den Jüngling wieder in ihre Arme und hing liebe-athmend an seinem Munde. Er aber machte sich sanft los von der umstrickenden Verlockung und sagte leise aber ernst: „Nicht doch, Cäcilie, ich kam hieher um Sie zu retten, Ihnen zu helfen, — aber bedenken Sie, daß ich eine Braut habe, die ich mit inniger Treue liebe.“

Cäcilie zuckte schmerzlich zusammen, — ihre Arme sanken herab, — nach einer stummen Pause sagte sie mit bewegter Stimme: „Gehen Sie, Karl, — verlassen Sie mich, — ich will jetzt nicht gerettet sein. — Lassen Sie mich hier bleiben und sterben.“

Karl war tief bewegt, — er bat Cäcilien, ihn nicht mißzuverstehen, — er wolle ihr, wenn auch nicht als Geliebter, — doch als Bruder treu und hülfreich zur Seite stehen, sie retten um jeden Preis, sie dem Leben und seinen Freuden wiedergeben. Er beschwor sie, ihm ihr Vertrauen zu schenken, ihm die Geschichte ihrer Leiden zu erzählen. —

Cäcilie hörte ihm schweigend und theilnehmend zu, — endlich faßte sie seine Hand, drückte sie heftig und sagte bewegt: „Sie sind ein edler Mensch, Karl! Oh, warum habe ich Sie nicht früher gekannt! Ja, Sie sollen Alles wissen.“ Flüsternd und mit halb zurückgehaltenem Athem erzählte sie ihm nun ihre Geschichte, bis auf die Reise, bis auf ihr Erwachen in der Klosterzelle, und auf jene lange Reihenfolge von körperlichen und geistigen Qualen,

die man sie hatte erdulden lassen, um ihren Geist zu brechen. Sie schilderte ihm die Qualen der einsamen Haft, in der man sie lange, lange gehalten hatte, wie ihr Körper krank, ihr Geist irre und leidend geworden sei, wie man ihr endlich, als sie am Rande des Wahnsinns und der Verzweiflung stand, die Wahl gelassen habe zwischen der Fortdauer dieser schrecklichen Haft oder ihrem freien Entschlusse, das Klostergelübde abzulegen und ihr Vermögen der Kirche zu verschreiben. Sie schilderte ihm mit glühenden Farben den schweren Kampf, den sie gekämpft habe, wie sie aber endlich verzagend unterlegen sei, sich in Alles gefügt habe und mit dem Nonnenschleier wieder in eine menschliche, wenn auch freudlose, Gesellschaft getreten sei. Sie bat ihn, sie zu retten, ihr die Freiheit wieder zu geben, — sie wolle ihr Vermögen der Habgier der Kirche überlassen, — und nur, — wenn auch arm, — doch frei leben.

Tief bewegt hatte Karl ihr zugehört, sein Gemüth war über solche schändliche Mißhandlung eines wehrlosen weiblichen Wesens bis ins Innerste empört, — er versprach Alles aufzubieten, um sie zu befreien. Schnell wurden alle Verabredungen getroffen, — Karl wollte alle Anstalten zu Cäciliens Flucht treffen, — und sie in der Nacht, wo sie wieder die Reihe des Nachtgebetes in der Kirche treffen sollte, entführen.

Cäcilie sollte ihn, am Tage der Flucht selbst, durch einen Zettel, wie der erste war, davon in Kenntniß setzen, daß sie Nachts in der Kirche sein werde. — Jetzt regte sich die eingeschlafene Nonne am Hochaltare und erhob langsam das Haupt, das auf dem Teppich der Altarstufen vorwärts gesunken gewesen war, — rasch riß Cäcilie sich los, flog mit leichten Schritten den Mittelgang hinauf

und kniete schon hinter der Nonne, ehe diese sich noch ganz ermuntert und nach ihrer Gefährtin umgesehen hatte.

Karl benutzte diesen Augenblick, um dem Fenster zuzuschleichen, leise schwang er sich hinauf und in einigen Sekunden war er im Freien auf dem Rückwege nach seiner Wohnung.

XIX.

Soyons amis!
Racine.

Karl hatte beinahe die Straße erreicht, in der seine Wohnung war, als er an einer Alley vorbeieilend, aus dieser einen dumpfen Hülferuf ertönen hörte. Rasch blickte er hinein und sah einen Mann am Boden liegen, mit dem zwei andere beschäftigt waren; der am Boden Liegende wehrte sich mit der Kraft der Verzweiflung, aber die Angreifer hatten die Oberhand und er schien verloren. Ohne sich zu besinnen eilte Karl auf die Gruppe zu, und ehe noch die Räuber sein Kommen bemerkten, war sein dicker Knotenstock schon auf den Schädel des Einen, der vorgebeugt den am Boden liegenden Mann bei der Kehle gefaßt hatte und ihn heftig würgte, niedergesaus't, so daß der Schurke taumelnd zur Seite flog. Sein Gefährte wandte sich rasch gegen Karl und ein großes Bowiemesser ziehend, stürzte er mit einem Fluche auf diesen zu. — Aber Karl hatte mit der linken Hand seine Pistole hervorgezogen und während er mit der rechten und dem Stocke den Angriff des Räubers abwehrte, richtete er ihm die schwarze Mündung der Waffe entgegen. Jetzt hatte sich auch der am

Boden liegende Mann aufgerafft und schrie mit lauter Stimme: „Räuber, Mörder! — Wache! Hülfe!“ Die Räuber stutzten und der Eine mit dem Messer ergriff plötzlich schnell die Flucht, — worauf der Andere, der sich indessen von seiner Betäubung erholt hatte, es für gerathen hielt, ebenfalls das Weite zu suchen.

„Gott verdamm' mich, Herr,“ sagte der Gerettete, — „Ihr kommt zur rechten Zeit, eine Minute später und die Spitzbuben hätten mir den Garaus gemacht.“

Karl fragte ihn, ob er die Räuber kenne und wo seine Wohnung sei, um ihn nach dieser zu geleiten.

„Ob ich die Schurken kenne,“ sagte der Andere, „ich will's meinen und sie sollen ihrer Strafe nicht entgehen. Was meine Wohnung betrifft, Herr, so bin ich an Bord des Dämpfers Creole zu Hause, bin Clerk auf dem Boote und wollte gerade die eincassirten Gelder des Capitains an Bord tragen, da wir um acht Uhr nach St. Louis abgehen. Die Schurken, ein Paar Schiffsleute von unserm Boot, welche die letzte Woche auf mein Andringen wegen Trunkenheit und Rohheit entlassen worden waren, wollten sich entweder bloß rächen, oder sie hatten auch Wind bekommen, daß ich das Geld an Bord bringen würde und sie lauerten mir hier auf, packten mich plötzlich und schleppten mich in die Alley.“

„Nun, dann freut es mich, daß ich gerade zu rechter Zeit kam,“ sagte Karl, — „aber wollt Ihr nicht einen Augenblick bei mir eintreten, um Euch zu waschen und Eure Kleider in Ordnung zu bringen? — wir sind gerade vor der Thüre meiner Wohnung.“

Es war indessen Tag geworden und die Beiden hatten während des Gespräches Karls Wohnung erreicht; — der Clerk, dessen Aussehen eben nicht einladend war, ließ sich

nicht zwei Mal bitten, — er ging mit Karl hinauf, wusch sich, — Karl half ihm mit einem Hemde aus, da das andere beim Ringen ganz zerrissen worden war, — und sorgte für ein gutes Frühstück. Sein Gast nahm endlich Abschied, ihm herzlich dankend und mit Wärme seine Hand drückend: „Mr. Aßmann!“ sagte er, „wenn Ihr je etwas braucht oder in Noth seid und ich kann Euch helfen, so erinnert Euch an einen guten Freund, den Ihr diesen Morgen gefunden habt, und wo Ihr auch die Creole im Hafen liegen seht, da kommt gleich an Bord und ruft Horace Wesley den ersten Clerk. Lebt wohl und laßt mich hoffen, daß wir uns bald und noch oft wiedersehen.“

Karl geleitete den neuen Freund an Bord des Bootes und kehrte dann an seine Arbeit zurück. — In seinen freien Stunden traf er alle Vorbereitungen für Cäciliens Flucht, — er kaufte in einem Kleiderladen einen vollständigen Männeranzug für Cäciliens Größe und Wuchs, erkundschaftete die Umgebung des Klosters und den ruhigsten und gefahrlosesten Weg nach seiner Wohnung und rüstete sich für alle Fälle. — Er wollte, so wie Cäcilie die Nachtwache hatte, in die Kirche gelangen, ihr zur Flucht helfen, sie in seiner Wohnung umzukleiden und so lange dort verborgen halten, bis das erste Dampfboot nach St. Louis gehe, — dann schnell mit ihr an Bord gehen und Cäcilien auf die Farm zu Mariens Eltern bringen, von wo sie dann Mittel und Wege zu ihrer Rückkehr nach Europa finden würde.

Mehrere Tage vergingen, der Zug der Nonnen zur Frühmesse wallte täglich an der Thüre seines Arbeitszimmers vorüber, — aber kein Zeichen ward gegeben, kein Zettel rollte in's Zimmer. Er sah sich nie um, wenn der Zug vorüberkam, um keinen Argwohn zu erwecken, —

und schwebte so in gänzlicher Ungewißheit über die nächste Zukunft. Endlich, ungefähr zehn Tage nach jener ersten Zusammenkunft mit Cäcilien, erhielt er das erste Zeichen, die Nonnen gingen zur Frühmesse und, wie das erste Mal rollte ein kleiner zusammengerollter Zettel in das Zimmer. Mit Bleistift standen darauf nur die wenigen Worte:

„Heute Nacht! — Ich bin bereit!"

Karls Aufregung stieg in dem Maaße, als die Stunde der Entscheidung heranrückte, — er konnte nicht arbeiten. Mit den lebhaftesten Gedanken und Plänen beschäftigt, eilte er in dem kleinen Zimmer auf und ab. Mittags flog er nach dem Hafen und erfuhr, daß diese Nacht ein Boot von Oben erwartet werde, daß nur kurze Zeit anlegen und gegen Tagesanbruch nach St. Louis weiter gehen werde. Er nahm zwei Plätze bei dem Agenten und eilte wieder in die Kirche. Der Nachmittag wollte kein Ende nehmen, — endlich ward es Abend, — und als es dunkel war, ging er hinab, lehnte beim Herausgehen die Kirchthüre nur an, ohne sie zuzuschließen und hängte dann die Schlüssel an ihren gewöhnlichen Platz. — Rasch flog er nun nach seiner Wohnung um alle Anstalten zu treffen, packte seinen Koffer und erwartete ungeduldig die Mitternacht.

Als es endlich 12 Uhr schlug, machte er sich auf den Weg; — alles war öde und stille um die Kirche, — doch schien es ihm, als er sich der Thüre näherte, als schlüpfe ein Schatten von dieser weg längst der Mauer hin. — Er spähete der Erscheinung nach, sah aber nichts mehr; — mit den Worten: „Es war nichts, als eine Täuschung meiner aufgeregten Phantasie!" kehrte er wieder zum Eingange zurück.

Vorsichtig und leise drückte er an der Thüre der Kirche, die langsam nachgab und aufging, — mit zurückgehaltenem

Athem trat er in das Innere. Cäcilie und ihre Gefährtin knieten auf den Stufen des Hochaltars. Er barg sich wieder hinter die Säule unter dem Chore und zählte mit fieberischer Ungeduld die Minuten. Endlich sah er Cäcilien sich leise erheben und mit Vorsicht nach dem Eingange der Kirche zurückschreiten.

„Endlich!" sagte er, als sie bei ihm war, „kommen Sie schnell, Cäcilie, die Augenblicke sind kostbar."

„Soll ich es wagen," sagte sie bebend und aufgeregt, — „oh Karl, Sie glauben nicht, wie ängstlich und bewegt ich bin. Ich ahne Böses. Heute in der Messe nahm mir die Oberin mein Gebetbuch aus der Hand, und nachdem sie darin geblättert hatte, fragte sie mich mit einem strengen Blicke, — wo die leeren Seiten, vorne und hinten im Buche, die herausgerissen waren, hingekommen seien? — Ich entschuldigte mich damit, daß ich ihr sagte, ich hätte sie in Ermangelung von anderm Papier benutzt, um mir ein Gebet abzuschreiben. Nach der Messe kam sie in meine Zelle und verlangte das abgeschriebene Gebet zu sehen, ich konnte es ihr natürlich nicht zeigen, — sie musterte mit prüfendem Blicke meine Zelle und alle Gegenstände, dann sagte sie mit drohender Miene: „Hüten Sie sich Schwester! Sie sind auf schlimmen Wegen. Ihr Herz hängt noch sehr an der Welt, — aber die Kirche hat einen mächtigen Arm und wird die Meineidige zu erreichen und zu strafen wissen." — Ich fürchte, daß man Argwohn hat, — in den letzten Tagen schien es mir, daß man mich schärfer beobachte, als sonst. Was soll ich nun thun?"

„Fliehen!" sagte Karl, „fliehen oder diese einzige günstige Gelegenheit flieht unbenutzt, um vielleicht nie wiederzukehren."

„Nun denn! es sei gewagt!“ sagte Cäcilie entschlossen, — „möge mit mir geschehen, was da wolle. Lieber gleich sterben als hier bleiben!“

Karl faßte ihren Arm und zog sie leise zur Thüre, — er faßte diese, um sie leise aufzuziehen, aber — sie gab nicht nach, — er riß stärker, vergebens! die Thür war von Außen verschlossen worden. „Wir sind verrathen,“ flüsterte er, — „oder ein unglücklicher Zufall waltet ob.“

Cäcilie brach vor Schreck fast zusammen und muthlos bebte sie: „Verloren! Verloren! Schrecklich!“

„Muth, Cäcilie!“ sagte Karl, „der Wind hat vielleicht die Thüre in's Schloß geworfen, lassen Sie uns das Fenster benutzen.“ — Er zog die Arme, die sich kaum mehr auf den Füßen zu erhalten vermochte, zu dem nächsten Fenster, aber in diesem Augenblicke hörte man eine gellende Glocke in dem nahen Klostergange ertönen.

Karl blickte auf, — und er sah, daß die andere Nonne am Hochaltare, die bis jetzt zu schlafen geschienen hatte, leise aufgestanden war und an einer Glockenschnur neben dem Altare heftig zog. — „Verrath!“ murmelte Karl hastig, — „schnell Cäcilie, ich helfe Ihnen hinauf!“ Er faßte sie mit starkem Arme, um sie auf das hohe Fenstergesimse zu heben, — aber sie machte sich los und sagte mit der Entschlossenheit der Resignation! „Nein! ich bleibe hier! — — man würde mich doch einholen und zurückbringen. — Fort, Karl! retten Sie sich, — verderben Sie sich nicht meinetwegen. — Leben Sie wohl, edler Mann! ich werde Ihrer stets gedenken.“

Vergebens beschwor Karl sie, ihr Glück zu versuchen, zu fliehen, — sie weigerte sich standhaft, und mit den Worten: „Leben Sie wohl, Karl, — auf ewig!“ riß sie

sich los und schritt langsam und würdevoll auf den Haupt-Altar zu.

Jetzt wurden Schritte im Klostergange laut, man hörte Stimmen, — es war keine Zeit mehr zu verlieren, Karl schwang sich auf das Fenster und mit dem leisen Rufe: „Arme Cäcilie!“ sprang er hinab.

In dem Augenblicke, wo er den Boden berührte, fiel ein Schuß und die Kugel prallte hart an seinem Kopfe vorüber von der Mauer ab. Zugleich erschallte eine laute rauhe Stimme in dem Rufe: „Diebe! Diebe in der Kirche!“ Karl fühlte, daß hier jeder Widerstand Thorheit, daß das einzige Heil nur in schneller Flucht zu suchen sei und wie ein Rasender stürmte er auf Windesflügeln seiner Wohnung zu. Hinter ihm wurde es lauter, — rasche Schritte, — verworrene Stimmen erschallten, — die Rufe: „Diebe! Kirchenräuber!“ wurden immer stärker. Jetzt bog er in rasendem Laufen um eine Ecke, als er sich plötzlich von zwei starken Armen festgehalten fühlte: „Halt! Schurke!“ donnerte eine Stimme ihn an, — „halt und warte, bis jene Leute herankommen, die nach Dir zu schreien scheinen.“ — „Ich bin verloren!“ war der einzige Gedanke, der in diesem Augenblicke Karls Herz durchzuckte, aber in diesem Momente der Vernichtung hörte er plötzlich ein herzliches Lachen an sein Ohr schlagen, — die fest umschlungene Arme ließen ihn los und dieselbe Stimme sagte: „Gott verdamm' mich, — das seid ja Ihr, Freund Charley! Was zum Teufel ist denn los?“

Karl erkannte Horace Wesley, den Clerk der Creole und Freude und Hoffnung belebten ihn: „Wesley,“ sagte er athemlos, „der Himmel sendet Sie, aber fort, — schnell, — fragen Sie mich jetzt nichts.“

„Well,“ sagte Wesley lachend, — „ich merke, daß

es Ihnen verdammt heiß auf den Füßen brennt, — aber gleichviel, Sie haben mir einen guten Dienst geleistet und ich mache es quitt."

In beflügeltem Laufe eilten Beide dem Boote Creole zu, das am Ufer lag, — der Clerk riß den Verfolgten schnell an Bord, öffnete die Fallthüre des Schiffsraumes und stieg mit ihm hinab, während die Stimmen und Schritte der Verfolger immer näher kamen. Mit kurzen abgebrochenen Worten erzählte Karl ihm den Vorgang in seinen Hauptumrissen, — der Clerk sprang fast vor Wuth und Zorn — „Gott verdamm' mich," sagte er zähneknirschend, die Schurken von Pfaffen und Pfaffenknechten sollen Euch nicht kriegen. Eher sprenge ich die Kessel in die Luft, — als daß Ihr ihnen in die Hände fallen sollt." — Er wies Karl einen sichern Versteck an, schickte zwei Schiffsleute fort um Karls Koffer zu holen und sprach indessen leise und angelegentlich mit dem Capitain, einem alten Seebären von wahrem Schlage.

Jetzt kamen die Verfolger an das Ufer und eilten auf das Boot zu, — aber die Planke war auf des Clerks Befehl bereits weggezogen.

„Wo ist der Capitain?" rief eine Stimme am Ufer.

„Hier, Sir! was wünscht Ihr?" antwortete dieser vom Sturmdache herab.

„Ihr habt einen Dieb und Kirchenräuber am Bord, den wir verhaften wollen," schallte es am Ufer.

„Well, nehmt ihn," sagte der Capitain, — „aber halt! — habt Ihr ein Warrant, — ein Capias, — Ihr bedenkt doch, — die Sache muß gesetzlich gesettelt werden."

Die Verfolger stutzten, sie steckten berathend die Köpfe zusammen: „Mister James," sagte der Eine, der der Führer des mit Knitteln bewaffneten Haufens zu sein

schien, lauft mit Pat zum Pater Hyacinth, — er soll gleich mit Euch zum Friedensrichter gehen, sein Affidavit machen und einen Warrant herausnehmen."

James und Pat, zwei riesige Irländer, liefen die Straße hinauf, — aber jetzt kamen die Schiffsleute mit Karls Koffer, schwangen sich mit diesem an Bord, — und des Capitains Stimme erschallte laut durch die Nacht: „Let her go!" — Die Glocke ertönte, der Dampf griff schnaubend ein, die Räder drehten sich und mit gewaltigen Stößen flog die Creole vom Ufer ab, in die Mitte des Stromes hinein und steuerte abwärts.

Die Verfolger schrien am Ufer wie Wahnsinnige: „Stop her! — Capitain! Stop her!" — aber der Capitain schien nicht zu hören, und als endlich James und Pat mit dem keuchenden Pater Hyacinth, der den Verhaftsbefehl in der Hand hatte, am Ufer anlangten, war Karl längst gerettet und saß mit seinem Freunde, dem Clerk, bei einer Flasche guten Portweins, in dessen Cabine sicher und geborgen.

XX.

Der Wunder Größtes ist, daß wir
Die Wunder um uns täglich nicht beachten.
Lessing.

Eine traurige, erschreckende Stille herrschte auf Böttchers Farm; — Alles war wie öde und ausgestorben, und während draußen in der Natur der erwachende Frühling sich schon in Grashalm und Knospe kund gab, und Alles aus der Erstarrung des Winterschlafes zu neuem Leben erstand, — schien die schwere, kalte Hand des Todes zu

lasten auf dem einst so fröhlichen Hause und es zu bedrohen mit Schmerz und Vernichtung.

Stille und traurig wie Außen war es auch im Innern; — leise und auf den Zehen, mit gesenkten Häuptern und trüben Blicken schlichen die Bewohner des Hauses hin und her, nur scheue, ängstliche Blicke, kaum halblaute Worte wurden gewechselt, — und jede lebende Brust in dem kleinen Familienkreise schien bange und schwer zu athmen unter der bedrückenden Last des drohenden Unheils.

Im Hinterzimmer des Hauses waren die Fenstervorhänge dicht zugezogen, und ein unheimliches Halbdunkel erfüllte das Gemach; — ein Nachtlämpchen mit einer Wärmeschale darüber stand auf dem Tische, daneben Fläschchen, Gläser, Löffel und aller jene traurige Apparat einer Krankenstube. Auf dem Schmerzenslager aber am Tische lag Marie, die einst so blühende Jungfrau, jetzt zum Schatten geschwunden, kaum mehr kennbar, ein Bild des Todes in dem noch schwach lebenden Körper. Ihre fast immer geschlossenen Augen lagen tief in den Höhlen, das eingefallene, magere Gesicht hatte einen tiefen Ausdruck inneren Schmerzes, die trockenen, aufgesprungenen Lippen, der keuchende, stöhnende Athem, die abgewelkten Hände, deren zuckende Finger unwillkührlich an der Decke zupften, die dumpfe Betäubung und Gehörlosigkeit der Kranken, — alle diese traurigen Symtome eines verheerenden Nervenfiebers waren eben so peinlich für die betrübten Angehörigen, als verderblich für die Kranke selbst. Der wackere Doctor, der die ganze Nacht an dem Krankenbette gewacht hatte, war im Armstuhle etwas eingeschlummert, Bob stand an dem Fuße des Bettes mit krampfhaft gefalteten Händen, sein trüber Blick war sorgenvoll auf Marien gerichtet und große schwere Thränen rollten über

seine gebräunten Wangen herab. Jetzt erwachte die Kranke wieder aus ihrer Schlummersucht, — heftig fuhr sie im Fieberwahnsinne in die Höhe und stöhnte ängstlich: „Großmutter! ich komme! — Der böse Mann! — er will Dich tödten und mich auch! — Oh Vater! Karl! — zu Hülfe! ich bin verloren!“ — Convulsivisch erzitternd wollte sie aus dem Bette springen, — aber ihre Kräfte schwanden, sie sank gleich wieder zusammen, — die schlummersüchtige Betäubung trat wieder ein, — und sie lag da, mit den krampfhaft zitternden Lippen undeutliche Worte murmelnd, während die erbebenden Finger nach eingebildeten Gegenständen in der Luft zu greifen schienen, — bis gänzliche Ermattung eintrat, die Arme welk und kraftlos auf die Decke sanken, und Todesschlummer sich auf das Mädchen senkte.

Der Doctor war aus seinem Schlummer aufgefahren, er hatte Mariens Arm ergriffen und zählte, auf seine Uhr sehend, die Pulsschläge, — sein Gesicht war ernst und traurig.

„Doctor!“ sagte Bob halblaut, — „um des Himmelswillen, sprechen Sie, — wie steht's? Ist noch Hoffnung da?“

Der Doctor zuckte mit den Achseln, ließ leise Marien's Hand sinken und sagte dann traurig: „Es ist heute der ein und zwanzigste Tag, — eine schwere Krisis kann eintreten, — ich fürchte aber, sie erlebt sie nicht mehr, — ihre Kräfte sind zu sehr gesunken.“

„Oh der Elende!“ sagte Bob mit verhaltenem Ingrimme, — „das ist sein Werk. Doctor! Sie haben das Engelskind auch lieb, — aber Sie können doch nicht fühlen, was ich fühle. Es schneidet mir das Herz entzwei, — und wenn sie stirbt, so habe ich auch nichts mehr auf der Welt zu thun.“

„Ja es ist traurig, sehr traurig," sagte der Doctor mit sichtlicher Bewegung, „da sitzen zu müssen am Schmerzenslager eines zu Grunde gehenden menschlichen Wesens und nicht helfen zu können; — dazusitzen, die verheerenden Fortschritte des Todes zu beobachten und nicht mit starker Hand rettend eingreifen zu können. — Die Natur allein kann da helfen, — auf uns noch immer unbegreifliche, geheimnißvolle Weise, — wir können nur Störungen abhalten, kaum nachhelfen. Ach, was ist unsere ganze Wissenschaft!"

Sie scheint jetzt ruhiger zu schlafen!" sagte Bob, der sich über die Kranke gebeugt hatte.

„Ruhiger?" entgegnete der Doctor, dessem geübten Auge das rasche Einfallen des Gesichts, das immer spitzere Hervortreten der Nase nicht entging, — „ja wohl! sie wird bald ruhig schlafen für immer."

Bob sprang auf und stürzte zur Thüre hinaus, — draußen im Hofe fing er an laut und bitterlich zu weinen, — der alte Mann war weich und schwach geworden, wie ein kleines Kind. — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Vater Böttcher und seine Frau saßen von Kummer und Schmerz niedergedrückt unter der Porch des Hauses; — Böttcher hatte einen Brief in der Hand, den Fritz eben erst vom Postamte gebracht hatte und starrte gedankenlos hinein, während seine arme Frau mit ängstlichen Blicken auf ihn sah und neues Unheil zu erfahren erwartete.

„Alles Unglück häuft sich über unserm Haupte zusammen," sagte endlich Böttcher mit einem tiefen Seufzer, — „arme Elise! welch' traurige Existenz wartet Deiner. Der Brief ist von Herrn Smartborn, — er zeigt mir mit

kurzen Worten an, daß er meine ihm zu Anfang des Winters vorgetragene Bitte, den Zahlungstermin zu verlängern, leider nicht erfüllen könne und daß ich daher Anstalten treffen möge, ihn am Verfallstage, den 28. April, zu bezahlen, widrigenfalls er sich gezwungen sehen würde, die Farm im Rechtswege versteigern zu lassen."

Frau Elise zuckte schmerzlich zusammen, sie schlug die Hände vor das Gesicht, um die herabstürzenden Thränen zu verbergen, — aber sie blieb stumm, — der tiefe Schmerz findet keine Worte.

„Ja, es ist recht hart," fuhr Böttcher nach einer langen Pause tiefgebeugt fort, — „drinnen liegt unsere arme Marie im Sterben und der Doctor giebt keine Hoffnung mehr, — unser Joseph ist uns auch verloren, seit jenem Briefe aus Hermann haben wir keine Zeile mehr von ihm erhalten, — wahrscheinlich ist er auf jener schrecklichen Reise zu Grunde gegangen, wie so viele Tausende, und nun werden wir von einem schändlichen, hartherzigen Menschen, der uns schon unser Kind getödtet hat, auch noch von Haus und Hof ins Elend getrieben."

„Nicht doch, Böttcher!" sagte Frau Elise, zu ihm tretend und Ruhe und Fassung erzwingend, — „laß uns nicht muthlos werden. Noch lebt unser Kind ja, — auch Joseph gebe ich nicht verloren, Andere haben wohl länger nichts von sich hören lassen und sind doch zurückgekehrt, — nun, und wenn wir auch die Farm verlieren, leben werden wir doch, denn arbeiten können wir überall und der Arbeiter verhungert in diesem Lande nicht."

Jetzt öffnete sich die Thüre, der Doctor trat leise auf die Porch und winkte den Eltern mit tiefbetrübter Miene: „Sie stirbt!" flüsterte er und eine Thräne rollte über sein Gesicht herab. Die armen Eltern fühlten einen jähen

Todesschmerz durch ihr Herz zucken, — sie wurden leichenblaß, — dann erhoben sie sich mit stiller Resignation und folgten dem Doctor langsam an das Krankenbett.

Marie war zu vollem Bewußtsein zurückgekehrt, — ihr mattes, halb erloschenes Auge warf einen Blick voll unendlicher Liebe auf die gebeugten Eltern, — sie versuchte es, ihnen die magere, fleischlose Hand entgegen zu reichen und lispelte leise: „Ich fühle, daß ich bald sterben werde, — lebe wohl — Vater, — lebe wohl — Mutter. Mir ist jetzt leicht — und gut. — Denkt oft an mich — und grüßt mir meinen guten Karl! — Ach!" — setzte sie mit dem Tone tiefer Sehnsucht hinzu, — „wenn er hier wäre!"

Ihr Haupt senkte sich wieder in die Kissen, — ihr Athem wurde schwächer, — der Doctor nahm ihren Arm und zählte ängstlich die Pulsschläge, — kein Laut unterbrach die tiefe Stille des Trauergemachs. — „Karl! Karl!" flüsterte Marie jetzt leise, — oh komm — komm — ich muß Dich noch ein Mal sehen."

Der Doctor verwendete keinen Blick von der Kranken, — sein Finger lag prüfend an ihrem Pulse: „Die Krisis tritt ein," sagte er gedämpft zu den Eltern, — „aber zu spät, — sie kann den heftigen Kampf nicht mehr überstehen."

Jetzt wurde die tiefe Stille durch einen heftigen Schrei Bobs draußen im Hofe unterbrochen, — man hörte eine andere Stimme; laute, schnelle Worte wurden gewechselt, — Marie schien aufzuhorchen, — das bei Sterbenden so empfindliche Ohr hatte die Töne zu ihrem Geiste getragen, „Er kommt!" lispelte sie! — aber in diesem Augenblicke ward die Thüre aufgerissen und athemlos, todtenblaß, mit verstörten Zügen stürzte Karl in's Zimmer, — Bob ihn

mühsam zurück haltend, kam mit ihm. — „Marie!“ schrie der blasse Jüngling mit dem Tone unendlicher Liebe und Wehmuth.

Der Klang der theuern Stimme schien das Mädchen electrisch zu durchzucken, — sie schlug die Augen auf, ihr Blick strahlte klar und hell auf den Geliebten: „Karl!“ sagte sie im Tone unendlicher Seligkeit, — „Karl! Du hier! — oh, nun ist Alles gut!“

In heiße Thränen ausbrechend, stürzte der Arme zu ihr, er bedeckte ihre Hand mit Küssen: „Marie! meine Marie! oh, stirb nicht!“ jammerte er verzweifelnd, — Böttcher und seine Frau schluchzten, — Bob lehnte, sein Gesicht verhüllend, an der Wand und weinte bitterlich.

„Stille!“ — sagte jetzt der Doctor mit einer Miene, auf der Spannung und Erwartung zu lesen war, — „stille, meine Freunde, — mäßigt Euch!“

Die verzweifelnde Familie bezwang ihren unendlichen Schmerz, — eine Todtenstille trat wieder im Zimmer ein, — der Doctor zählte ängstlich die Pulsschläge und verwendete keinen Blick von dem Antlitze der Kranken, — das eine flüchtige Röthe überzog, — der Athem ward sanft und ruhig, ein leichter, duftender Schweiß brach über den Körper aus.

Da plötzlich, — in dieser qualvollen Minute schmerzlicher Erwartung, während der man jeden Herzschlag im Zimmer hören konnte, — erhob sich der Doctor, sein Gesicht war ernst, aber eine stille Freude lag darauf, — er trat zu den Eltern und sagte tief bewegt: „Die Erschütterung war furchtbar, — aber sie hat sich zum Guten gewendet; — freut Euch, gute Leute, — Euer Kind ist gerettet.“

Ein freudiger Schreck durchzuckte in diesem feierlichen Augenblicke alle Herzen, Alle drängten sie sich um das Bett, — Marie lag sanft schlummernd da und schien selig zu träumen, — die Hoffnung kehrte mit diesem Augenblicke mit neuer Macht zurück. Bob, der seinen Jubel nicht bezwingen konnte, stürzte hinaus in's Freie und lief schreiend und jubelnd: „sie ist gerettet, sie wird leben!" zu Shaws Farm. Karl kniete in Freudenthränen am Bette, — Vater Böttcher umarmte den Doctor, — er konnte nicht sprechen; — der Doctor aber zog die Mutter in's vordere Zimmer und selbst so aufgeregt, daß ihm fast die Worte versagten, sprach er: „Freue Dich, Mütterchen, Deine Marie wird leben, — ich verbürge Dir's. Die Krisis ist überwunden, — Jugend, gute Natur, Ruhe und Pflege werden das Uebrige thun. Welch ein Glück! welch ein Glück!" — Und der gute Doctor war wie ausgewechselt, er nahm die Mutter, der die Freudenthränen über die Wangen herabliefen, und sprang mit ihr im Zimmer herum, wie ein Verrückter. — „Ich bleibe da," sagte er, „ich quartiere mich bei Euch ein, ich gehe nicht von ihrer Seite, bis sie ganz außer Gefahr ist, — das gute Kind, — es wäre ja ein wahres Unglück gewesen, wenn die gestorben wäre, — aber der junge Mensch kam zu rechter Zeit." Während er nun der Mutter angab, was zu thun und zu beobachten sei, war Bob auf den herankommenden Shaw gestoßen und hatte ihm schon von Weitem zugeschrien: „Nachbar Shaw, Marie ist gerettet, sie wird leben!" Und so wie Mr. Shaw diese Worte gehört hatte, war es, als ob Quecksilber in seine langen Beine gefahren sei, denn er fing an, wie ein Rasender nach Böttchers Farm zu laufen, und der athemlose Bob hinter ihm her und Beide schrien: „Sie ist gerettet!"

„Nachbar!“ sagte Mr. Shaw, als er in das Haus getreten war und aus des Doctors Munde die Bestätigung der frohen Botschaft vernommen hatte, — „ich bin kein reicher Mann, aber Haus und Hof könnten mir jetzt abbrennen, und ich würde doch lustig sein. Gebt nur Acht auf sie; — ich reite jetzt gleich in der ganzen Gegend zu allen Nachbarn herum und erzähl's ihnen, und wer heute auf meine Farm kommt, Arm oder Reich, soll haben, was ich in Küche und Keller habe, und vollauf.“

Er rannte wieder fort, — die glückliche Familie aber umstand das Krankenbett, auf dem Marie friedlich schlummerte, die Rosen der Jugend waren auf ihren Wangen zurückgekehrt, der holde Engel der Genesung hielt seine schützende Hand über sie, — unendliches, stilles Glück herrschte in dem kleinen Hause. —

Gute Menschen! Euer Liebling ist Euch erhalten, seht nun ruhig und hoffnungsvoll der Zukunft entgegen.

Ende der dritten Abtheilung.

[illegible]

über die Wangen herabliefen, und sprang mit ihr im Zimmer herum, wie ein Verrückter. — „Ich bleibe da," sagte er, „ich quartiere mich bei Euch ein, ich gehe nicht von ihrer Seite, bis sie ganz außer Gefahr ist, — das gute Kind, [illegible] gewesen, wenn sie gestorben wäre, — aber der junge Mensch kam zu rechter Zeit." Während er nun der Mutter erzählte, was zu thun und zu beobachten sei, war Bob auf den herankommenden Shaw gestoßen und hatte ihm schon von Weitem zugeschrien: „Nachbar Shaw, Marie ist gerettet, sie wird leben!" Und so wie Mr. Shaw diese Worte gehört hatte, war es, als ob Quecksilber in seine langen Beine gefahren sei, denn er fing an, wie ein Rasender nach Börtchen [illegible] zu laufen, und der athemlose Bob hinter ihm [illegible] Felde schrien: „Sie ist gerettet!"

Die

Geheimnisse von St. Louis

von

Heinrich Börnstein.

Zweiter Band.

Vierte Abtheilung.

1851.

Verlag und Druck von H. Hotop in Cassel.

Vierte Abtheilung.

I.

> Vom Hafen werf' ich einen Blick zurück auf's Meer
> Und freu' mich, daß ich sicher und geborgen.
>
> Byron.

Es war Winter geworden, — californischer Winter, und unaufhörliche Regengüsse stürzten wolkenbruchähnlich vom dunkelgrauen Himmelszelte herab, das alle seine Schleußen geöffnet zu haben schien, um dem im Sommer wasserarmen Lande dagegen im Winter das nasse Element bis zum Ueberdrusse zu spenden. — Die Minen waren längst verlassen, nur einige kühne und ausdauernde Wagehälse waren dort geblieben, die Einen, um einen guten Platz noch ganz zu erschöpfen, — die Andern, um sich für die schlechten Geschäfte des Sommers durch einen möglichen Glücksfall im Winter zu entschädigen, oder — was auch möglich war, — elend in Hunger, Nässe und Kälte unterzugehen.

War es öde und leer in den Minengebieten geworden, so war es dagegen um desto lebhafter in den Städten,

besonders in St. Francisco, wo ein wahrhaftes Heer von Goldgräbern, Arbeitsuchenden, Abenteurern und Glücksjägern aller Art seine Winterquartiere aufgeschlagen hatte. Die Hotels waren vollgestopft bis unter das Dach, der Preis eines Zimmers, ja oft eines Bettes, fast unerschwinglich für Jeden, der nicht ein Goldmann war; Theater, Reiter-Circus, Schaustellungen aller Art, Kaffee- und Weinhäuser machten glänzende Geschäfte, und besonders die Spielhäuser sahen allabendlich überquellende Ströme des gelben Metalles in die Taschen der Bankhalter fließen. Leichter und bequemer als an den Minen ward hier das Gold gefunden — oder auch das bereits Gefundene wieder verloren und derselbe unersättliche Durst nach Reichthum, der so viele Tausende vom ruhigen, sicheren Heerde weg, über die trostlosen, gefahrdrohenden Ebenen des fernen Westens bis zu den Küsten des stillen Oceans getrieben hatte, der sie in den Minen Entbehrungen und Strapatzen erdulden ließ, von denen sie daheim keine Ahnung gehabt hatten, derselbe Golddurst und die hinter dessen Befriedigung liegende Aussicht auf materielles Wohlleben und sogenanntes Glück trieben nun dieselben Menschen in die verlockenden Spielhäuser, um mehr noch zu gewinnen, oder — Alles zu verlieren.

Auch unsere drei Freunde waren aus den Minen zurückgekehrt und hatten beschlossen, in St. Francisco einige Wochen der Ruhe und Erholung zu genießen, — dann aber an die Rückfahrt nach der nun doppelt liebgewordenen Heimath zu denken. Der Regen hatte etwas nachgelassen, und die untergehende Sonne warf purpurrothe Lichtmassen durch den hie und da zerrissenen grauen Wolkenschleier, der über der Stadt und der Bai hing, als Tom und Joseph, behaglich ihre Cigarre rauchend, plaudernd auf der

Verandah des Hotels saßen, in dem sie für viele gute Worte und noch viel mehr Geld eine nothdürftige Unterkunft gefunden hatten.

„Wenn ich so darüber nachdenke," fing Joseph plötzlich an, „und mich an Alles erinnere, was uns in so kurzer Zeit passirt ist, so kommt mir das Ganze wie ein Traum vor. Es wird jetzt gerade ein Jahr sein, daß ich mit den Meinigen Europa verließ, und was habe ich seitdem in den zwölf Monaten nicht alles erlebt und durchgemacht."

»Indeed!« sagte Tom wohlgefällig, „es ist ein großes Land, unser Amerika, und man kann weit darin herumkommen und viel sehen und erleben. — Ich ärgere mich jetzt erst, daß ich so unvernünftig war, so lange Jahre ruhig in St. Louis zu sitzen und kaum am Sonntage hie und da ein Mal über die Stadtgränzen hinaus zu kommen. Es war mein erster Ausflug, diese Reise nach Californien, und ich bin sehr zufrieden damit. In St. Louis mußte ich mich tüchtig schinden und plagen, bis ich am Ende der Woche acht bis zehn Dollars einstreichen konnte, — und die waren noch so beweglich, daß sie am Montage schon alle längst wieder fort waren. Hier habe ich in den paar Monaten meine achttausend Dollars verdient und, sonderbar! das Geld bleibt mir. Das gemünzte Geld, das warf ich sonst ziemlich leichtsinnig zum Fenster hinaus, — aber den Goldstaub, von dem man jedes Körnchen gegraben, gewaschen, gesiebt, gewogen, — sich an jedem Abende des Zuwachses gefreut hat, — den gewinnt man lieb und man mag sich gar nicht davon trennen."

„Ja, wir haben Glück gehabt," sagte Joseph fröhlich, „und danken es dem Hauptspitzbuben von Hawkes. Ohne ihn hätten wir die gute Stelle nie gefunden und, wie im Anfange, kümmerlich gerade so viel erarbeitet, wie uns

unser Essen und Trinken gekostet hätte. Der Platz, auf den uns der Schurke gegen seinen Willen geführt hat, war gut, — und wir haben Jeder unsere achttausend Dollars im Reinen."

„Ich bin noch unentschlossen," fiel Tom jetzt mit wichtiger Miene ein, indem er den blauen Rauch langsam emporbließ, — „was ich mit dem vielen Gelde anfangen soll. Daß ich nicht hier in Californien bleibe, ist ein Fact, — ich habe eine ordentliche Sehnsucht nach meinem lieben St. Louis. — Aber was ich dort anfangen will, darüber habe ich mir schon oft den Kopf zerbrochen. Wenn ich das hübsche, deutsche Mädchen, die Caroline, noch am Leben und — noch ledig finde, so heirathe ich die, — mache einen tüchtigen Schmiedeshop auf und baue mir ein hübsches Haus. Wenn sie aber todt oder — was noch schlimmer wäre, — schon an einen Andern verheirathet ist, — dann bleibe ich ledig, — baue ein neues Spritzenhaus oben am St. Georg-Markte, kaufe Spritzen und Apparate hinein und werde der erste Feuermann der neuen Compagnie."

„Es scheint, Tom," entgegnete Joseph lächelnd, „daß Dir das deutsche Mädchen in St. Louis recht fest in's Herz gewachsen ist."

„Gerade wie Dir die Braune, die Pepita," fiel Tom rasch ein.

Wie? Du glaubst? Tom?" sagte Joseph tief erröthend.

„Nein! ich glaube nicht!" lachte dieser, — „ich weiß es gewiß. Da müßte man ja blind sein, wenn man nicht sähe, daß sie Dir lieber als eine Schwester ist. Du nennst sie wohl noch so, — und sie sagt zu Dir noch immer: Herr! — aber ich wette meinen Goldstaub gegen einen

Kupfer-Cent, der Tag ist nicht mehr weit, — wo Ihr anders mit einander sprechen werdet."

„Mag's doch sein!" sagte Joseph, seine Verlegenheit unter Scherz verbergend, — „aber es ging bei mir doch natürlicher zu, als bei Dir. Ich mochte Pepita Anfangs nicht leiden und nur ihre Treue, ihre Anhänglichkeit erwarben ihr nach und nach meine Neiguug. Du aber, — dachtest weder auf der Farm, noch später auf der Reise an Carolinen, und erst als wir fast hier angelangt waren, fingst Du an von ihr zu erzählen und zuletzt kamst Du bei jeder Gelegenheit auf sie zu sprechen und nun, wo Du sie über ein Jahr nicht gesehen hast, wirst Du immer verliebter in sie, von der Du nicht einmal weißt, ob sie noch existirt."

„Ja, wahrhaftig, es ist sonderbar," — sagte Tom nachdenklich, — „ich machte mir in St. Louis nicht so viel aus ihr, — da dachte ich nur an meine Spritze; — aber seitdem ich von ihr weg bin, will sie mir gar nicht mehr aus dem Sinne und mein erster Weg in St. Louis ist direkt zu ihrem Vater, dem alten, ehrlichen Schuhmacher, um von ihm die Hand seiner Tochter zu verlangen."

„Wenn sie ein so braves, gutes Mädchen ist, wie Du immer sagst, so hast Du vollkommen Recht, Tom!" — entgegnete Joseph, — „auch ich mache mir allerhand Pläne und Träume für die Zukunft, — wie ich nun meinen guten Eltern unter die Arme greifen, meine gute, sanfte Marie gut verheirathen will. Ach! wären wir nur erst wieder zu Hause."

„Ja, das sage ich auch!" seufzte Tom andächtig, — „wer weiß, was wir noch Alles zu erleben bestimmt sind. Hast Du nach Hause geschrieben, Joseph?"

„Es war mein erstes Geschäft, als wir aus den Minen

zurück hier ankamen, — dorten war's rein unmöglich," sagte Joseph, — aber ich denke, wir werden wohl fast zu gleicher Zeit mit dem Briefe dort ankommen!"

„Wo ist denn William?" fragte Tom jetzt, — ich habe ihn ja seit Mittag nicht gesehen."

„Er ging mit dem jungen Franzosen, dem Jaques Flandin aus, der mit uns von den Minen hieher gekommen ist. Ein guter, lebhafter Junge, — aber zu überspannt, — er hat den Kopf voll der abenteuerlichsten Pläne und Ideen, und ich fürchte, er wird die paar tausend Dollars, die er in den Minen gewonnen hat, hier wieder verspekuliren oder sonst sitzen lassen und dann von vorn anfangen müssen."

„Nun, ich denke, er reis't mit uns zurück," sagte Tom, — „und bis dahin wollen wir schon Acht geben auf ihn. Es wäre Schade um den Burschen; — ich habe ihn lieb gewonnen, so toll und verrückt er auch manchmal ist."

„Wo kommt denn Pepita her?" fragte Joseph jetzt erstaunt und zeigte auf das Mädchen, die in raschem Laufe die Straße heraufkam und bald darauf athemlos und keuchend vor ihnen auf der Verandah stand.

„Was hast Du, Pepita?" fragte Tom das aufgeregte Mädchen, das vor Bewegung kaum sprechen konnte.

„Oh, kommt schnell!" sagte sie keuchend, — „kommt schnell, — um William zu holen. — Er ist in Gefahr!"

„In Gefahr? — William!" riefen die beiden Jünglinge und sprangen auf.

„Hawkes ist auch hier!" flüsterte die aufgeregte Pepita, „und das eben droht Gefahr."

„Hawkes! der Schurke!" rief Tom, „komm, Joseph, — schnell! und Du, — Pepita, sage —"

„Nein," fiel das Mädchen ein, — jetzt ist keine Zeit

zum Erzählen, — folgt mir nur schnell, — sonst wird es zu spät."

Tom und Joseph warfen rasch ihre Regenmäntel um, steckten ihre Waffen zu sich und folgten mit schnellen Schritten Pepita, die getrieben von Angst und Aufregung leichtfüßig vor ihnen dahinflog. — Die Sonne war indessen untergegangen und tiefe Nacht senkte sich auf die geräuschvollen Straßen von St. Francisco herab, nur hie und da erhellt durch die strahlende Beleuchtung der Schaufenster eines Ladens oder den Wiederschein eines im Lichtscheine funkelnden Tanzsaales. — Jetzt bogen sie aus einem dunkelen Gäßchen heraus auf einen freien Platz und vor ihnen stand ein glänzend beleuchtetes Haus, durch dessen hohe, offene Fenster man das rege Treiben und Leben im Innern des Hauses sehen konnte.

„Wir sind an Ort und Stelle!" sagte Pepita leise, — „kommt und seht."

Die Jünglinge traten mit dem Mädchen an eines der Fenster und blickten hinein: „Armer William!" sagte Tom unwillkürlich und Beide eilten in das Haus.

II.

Mein Alles setze ich auf eine Karte,
Fortuna ist dem kühnen Spieler hold!

Der große Saal des Spielhauses im Erdgeschosse war gedrängt voll und dichte Gruppen von Spielern und müßigen Zuschauern umstanden die lange Tafel, auf der gerade vor dem Banquier sich Stöße von Banknoten und

Haufen von Goldstücken und Silber-Dollars pyramidalisch erhoben. Der Banquier selbst schien ein alter mexicanischer Hidalgo zu sein, — langes schwarzes Haar hing ihm zottig in den Nacken herab, während der lange Schnurr- und Knebelbart von gleicher Farbe bei jeder Bewegung den Tisch vor ihm abkehrte. Ein Paar finster blickende Augen leuchteten unheimlich aus dem olivengelben Gesichte hervor und eine quer über Stirne und Wange laufende dunkelrothe Narbe zeigte, daß der Bankhalter auch wohl das waghalsige Geschäft des Spadassins und Raufboldes nebenbei betreibe. Zu des Banquiers Rechten und Linken saßen seine Partner und Croupiers, der eine beschäftigt, die gemachten Gewinne auszubezahlen, der andere wie ein Habicht stets schnell bei der Hand, um die verlornen Summen einzustreichen. Ein kleines mageres Männchen, das an einem kleinen Tische hinter dem Banquier saß, war der Schlußstein und das Ergänzungsglied der ganzen Bande, und sein Amt bestand darin, auf der vor ihm aufgestellten Wage die häufig als Spielgeld gebrauchten Quantitäten von Goldstaub oder Gold in Stücken zu wiegen und zu untersuchen, worauf er dann jedes Mal mit lauter Stimme den Werth in Dollars angab, die sofort dem Eigenthümer des Goldes in klingender Münze ausgezahlt wurden, — um möglichst bald wieder in die Casse der Bank zurückzufließen. Eine wunderlicher gemischte Gesellschaft, als sie hier in dem glänzend erleuchteten, elegant ausgeschmückten Saale versammelt war, hätte man so leicht wohl nicht in irgend einer Stadt der alten und neuen Welt treffen können. Alle Nationen, alle Stände, alle Trachten waren hier vertreten, alle Sprachen wurden geplaudert und ein Lärm und eine Verwirrung, ein Durcheinander herrschten, wie weiland beim Thurmbau Babel.

Die Bank schien heute kein Glück zu haben, — ansehnliche Summen wurden von glücklichen Spielern eingezogen und nur kleine magere Sätze fielen den Habichtsklauen des einstreichenden Croupiers zu.

„Du siehst doch nun, daß ich Recht habe," sagte ein schlanker junger Mann mit schwarzen Haaren und Augen und einem von der Aufregung des Spieles leidenschaftlich gerötheten Gesichte zu seinem Begleiter, „die Bank hat heute ihren Unglückstag, und wenn wir den richtigen Zeitpunkt abwarten, so muß meine Martingall ihre Wirkung thun und wir sprengen die Bank."

„Aber, mein guter Flandin," entgegnete der Andere, der Niemand anderes als unser Freund William war, — „bist Du denn Deiner Sache auch sicher. Die Karten mischt der Zufall und wie willst Du den Zufall berechnen?"

„Der Zufall?" sagte Jules Flandin spöttisch, — es giebt keinen Zufall, — alles ist Berechnung, Bestimmung. Ich habe Jahre verwendet, um die verschiedenen Chancen des Spieles zu berechnen, ganze Nächte in meinem Zimmer mit mir selbst gespielt, — und jetzt bin ich meiner Sache sicher. Mir fehlte nur das Geld, um aus meinen Berechnungen Nutzen zu ziehen, in Paris konnte ich es nicht erwerben und dann haben sie auch die Spielhäuser geschlossen, so daß man erst über den Rhein gehen muß, um an eine Bank treten zu können, — das war's also, was mich nach Carlifornien trieb, was mich wie ein Hund in den Minen arbeiten und mich scheiden ließ. Jetzt habe ich einige tausend Dollars beisammen und will nun ihre Banken eine nach der andern sprengen."

„Und wenn Du sie nicht sprengst," fiel William bedenklich ein, „wenn Du statt dessen Dein Geld verlierst?"

„Wenn — —?" sagte der Franzose finster," — nun

dann giebt es noch ein Mittel. Aber ich bin meiner Sache gewiß, — und der Banquier scheint meine geheimnißvolle Macht bereits zu fühlen. Sieh' nur wie ängstlich und verlegen er alle Augenblicke zu uns herüberblickt."

„Es verdrießt ihn vielleicht, antwortete William, daß wir nicht spielen und als bloße Zuschauer Andern den Platz am Tische rauben. — Auch ich habe seinen forschenden Blick bereits bemerkt, und je mehr ich ihn ansehe, je bekannter erscheinen mir seine Züge und selbst der Ton seiner Stimme. — Und doch kann ich mich nicht erinnern, ihn je gesehen zu haben."

„Nun, ich denke, — er soll sich noch lange daran erinnern uns an seiner Bank gesehen zu haben, — und den Augenblick verwünschen, wo es geschah," lachte Jules spöttisch.

Die Taille war eben zu Ende, — der Banquier hob zu einer neuen ab, — Gold und Silber rollten als Einsätze von allen Seiten auf den grünen Tisch, — und das wirre Geräusch, die lebhafte Aufregung, die jedes Mal vor dem Anfange einer neuen Taille die Spieler erfassen, durchwogten den weiten Saal.

„Meine Herren," begann der Banquier mit schnarrender, aber laut vernehmlicher Stimme, — „machen Sie Ihre Einsätze, — das Spiel beginnt; — und die Zuschauer wollen gefälligst den Spielern etwas Platz machen oder selbst spielen." Er blickte bei diesen Worten William scharf an, — Flandin, der es bemerkte, drückte Williams Hand und flüsterte diesem zu: „Laß' ihn nur, wir wollen spielen."

Tiefe Stille trat nun wieder ein und der Banquier zog ab. — Flandin, der mit aufmerksamen Blicken den Gang des Spieles verfolgt hatte, sagte jetzt plötzlich zu

William: „Gieb Acht! Du sollst jetzt eine Probe sehen.“ Er warf eine Karte auf den Tisch und setzte zehn Goldstücke darauf, — die Karte gewann, — er ließ sie stehen und bog ein Paroli, — sie gewann wieder und Flandin strich 40 Zehn-Dollars-Stücke ein. — Zweifelst Du nun noch,“ fragte er William leise, „laß uns nun in der nächsten Taille den entscheidenden Schlag führen.“ William, in dem die alte Spiellust mit unwiderstehlicher Gewalt wieder erwacht war, war durch das lockende Beispiel im höchsten Grade aufgeregt, sein Auge war stier auf den grünen Tisch gerichtet, seine Hand zuckte krampfhaft. „Ja!“ sagte er endlich, „ich glaube Dir, — laß uns zusammen unser Glück versuchen.“

Der Banquier hatte wieder Unglück gehabt, der Geldvorrath war sichtlich geschmolzen, — er warf verdrießliche Blicke auf die Spieler und mischte unmuthig sein Spiel zu einer neuen Taille. „Er ist außer Fassung gebracht,“ sagte Flandin zu William, „aber es soll jetzt erst besser kommen. Ich habe viertausend Dollars bei mir und wenn Du eben so viel dran wagen willst, so kannst Du sicher sein, daß wir heute Abend uns mit verdoppeltem Vermögen zur Ruhe begeben.“

Die neue Taille fing an; — William schnallte, seiner selbst nicht mehr mächtig, seinen Geldgurt ab, um das Geld hervorzuholen, als er sich plötzlich fest am Arme gefaßt fühlte. Er blickte um, — Joseph und Tom standen neben ihm. „William!“ sagte Joseph ängstlich, hier ist Dein Platz nicht. „Komm' nach Hause.“ — „Nicht doch! nicht doch!“ flüsterte William lebhaft, laßt mich, — die Bank hat Unglück, Ihr sollt Wunder sehen. Bleibt hier, — wagt ein paar Goldstücke.“

„Lieber wollte ich sie gleich in's Meer werfen,“ sagte

Tom wild, „als auf den verdammten grünen Tisch. Komm' William! das ist ein Unglückshaus."

William schien langsam aus seinem Taumel zur Besinnung zu erwachen, er schwankte unentschlossen zwischen den warnenden Freunden und dem ihn mit zauberischer Gewalt anlockenden Spieltische.

„William," sagte Joseph ernst und traurig, „denk' an Deine alte Mutter, — denk' an Smartborn und Deinen ersten Fehltritt. Willst Du wirklich wieder spielen? Wenn Du Ja! sagst, so gehen wir fort und überlassen Dich Deinem Schicksale. William! antworte: Ja! oder Nein!"

William war leichenblaß geworden, — die Erinnerung an jene furchtbare Vergangenheit trat plötzlich mit aller Macht vor seine Seele, — die warnende Stimme des Gewissens erwachte, — er wandte sich rasch zu den Freunden und sagte mit zitternder Stimme: „Ich danke Euch, Freunde, — Ihr kommt zu rechter Zeit. — Nein! ich spiele nicht mehr. Verdorren soll meine Hand, wenn sie noch eine Karte berührt. Oh! fort, fort von hier!"

„Dem Himmel sei Dank!" flüsterte Joseph, — „und nun nur noch ein Wort. Sieh' Dir doch den Banquier genau an, — erkennst Du ihn nicht? Pepita schwört, es sei Hawkes!"

Wie von einem Blitzstrahle getroffen, zuckte William zusammen: „Er ist's, — ja, ja, er ist's, — jetzt erkenne ich ihn, trotz seiner Maske."

„Fort jetzt!" sagte Tom, „er hat jetzt nur auf sein Spiel Acht; — laßt uns gehen und sobald als möglich St. Francisco verlassen."

Sie verschwanden in dem Gedränge der Menschengruppen um den Spieltisch und waren bald auf der Straße.

Jules Flandin hatte indessen mehrere glückliche Ein-

säße gewagt, — Karte auf Karte fiel ihm zu, — alle Spieler sahen erstaunt auf sein kühnes und glückliches Spiel. Der junge Mann, ganz vertieft in sein Spiel, hatte Williams Entfernung gar nicht bemerkt, — sein Auge hing an den Karten in der Hand des Banquiers, seine Lippen zuckten krampfhaft und er schien Zahlen und Karten leise zu murmeln, wie bei einer stillen Berechnung. Jetzt plötzlich richtete er sich hoch auf und rief dem Banquier ein lautes schallendes: Halt! zu. Eine Todtenstille trat augenblicklich ein, — alle Blicke waren auf Flandin gerichtet, — der Banquier hielt inne und sah ihn fragend und mißtrauisch an. „Va Banque!“ sagte Flandin mit bewegter Stimme. Die Aufregung und Spannung des Spielerkreises stieg auf das Höchste, — der Banquier fragte ihn zögernd: »Va Banque? mein Herr! gilt es? Ich habe nur noch wenige Karten in der Hand. Soll ich sie aufschlagen oder wünschen Sie eine neue Taille?“

„Nein,“ sagte Flandin mit fieberischer Heftigkeit, »Va Banque! wie das Spiel steht!“

Der Banquier ließ die Bank zählen, — es waren achttausend Dollars drinnen.

Flandin schob seine viertausend Dollars und seinen fast eben so viel betragenden bisherigen Gewinn dazu und sagte kalt und ruhig: „Ziehen Sie ab!“

Tiefe Stille im ganzen Saale, — man hätte den Flug einer Mücke hören können. Flandin stand auf seinem Platze, dem Banquier gegenüber, die rechte Hand in seiner Brusttasche, mit der linken auf den Tisch gestützt, sein Auge sah starr auf die Karten in der unwillkürlich bebenden Hand des Banquiers.

Jetzt zog dieser ab, — ein: Ah! durchflog den Saal, — Flandins Karte hatte verloren, — die Croupiers

strichen die Goldhaufen ein, — aber in demselben Augenblicke hörte man einen furchtbaren Knall und ein Körper fiel leblos zu Boden. Es war der unglückliche Flandin, der, so wie er seine Karten fallen, sein ganzes Geld verloren sah, eine Pistole aus der Brusttasche zog, sie in den Mund setzte und abdrückte. Sein zerschmettertes Gehirn spritzte auf den Tisch und die Spieler, — Schauder und Entsetzen durchliefen den ganzen Saal.

„Diese Franzosen sind doch immer exaltirt!" sagte der Banquier höhnisch. „Tragt die Leiche auf die Straße!" befahl er den Dienern.

Die Meisten entfernten sich von Entsetzen getrieben, — — das Spiel war für diesen Abend zu Ende.

III.

Hier wird gefreit und dorten wird begraben.

Schiller.

Auf Böttchers Farm sah man nichts als freudestrahlende Gesichter, — Alles hatte ein festliches, heiteres Aussehen; — das Glück und die Freude schienen endlich eingekehrt zu sein, unter dem bescheidenen Dache, das so viele gute ehrliche Menschenherzen barg. Und so war es auch, — Glück und Freude belebten heute alle Herzen, — Glück und Freude strahlten von allen Gesichtern, — es war ein hoher Festtag in Böttchers Hause, — denn die frohe Familie feierte Mariens Wiedergenesung. Das lange Krankenlager war glücklich überstanden, Jugend und

unverdorbene Natur hatten ihre Rechte geltend gemacht, die gefährliche Zeit der Reconvalescenz war glücklich und ohne Rückfall vorübergegangen und heute am 1. Mai, an dem Tage, wo die ganze Natur zu dem frischen Leben des Wonnemonats erwachte, war Marie, wieder blühend in Jugendfrische und Gesundheit, am Arme ihres Karls zum ersten Male wieder hinausgeschritten in die schöne, weite Natur und hatte den ersten längeren Spaziergang gemacht.

Er galt ihrem armen Pflegling, dem unglücklichen Wolf, der sich schon lange nach ihr gesehnt, täglich Bob nach seiner Wohlthäterin gefragt hatte. So unempfindlich Wolf sonst gegen alle Vorgänge der äußern Welt war, so großen, lebhaften Antheil hatte er an Mariens Krankheit genommen und oft hatte Bob, wenn er Nachts das Haus verließ, um seinem Kummer im Freien Luft zu machen, einen lauschenden Schatten an der Fence gesehen, — der, so wie sich Jemand zeigte, leichtfüßig im nahen Wäldchen verschwand. Es war der arme Wolf gewesen, den seine Anhänglichkeit an das gute Mädchen getrieben hatte, seine Menschenscheu zu überwinden und sich in die Nähe der Farm zu wagen, um wenigstens nur das matt beleuchtete Fenster sehen zu können, hinter dem die arme Dulderin litt. —

Man kann sich also die Freude und das Entzücken des guten Wolf denken, als Bob ihm am Abende vorher angekündigt hatte, Marie werde ihn am nächsten Morgen besuchen, und schon seit der frühesten Dämmerung saß der Wahnsinnige am Rande der Schlucht und horchte ängstlich auf jedes Geräusch, das ihm das Kommen seiner Wohlthäterin anzeigen sollte. Er hatte seine Höhle mit dem ersten Grün der sich entfaltenden Bäume geschmückt, eine

Menge von Waldblümchen und frischen duftigen Kräutern zum Strauße gebunden, und als Marie nun mit Freudeverklärtem Antlitze durch die Bäume hervorkam und ihm schon von Weitem freundlich zulächelte, — da machten sich Wolfs heiße Dankgefühle in einem heftigen Ausbruche Luft, — er schrie heulend auf, Thränenströme stürtzten aus seinen Augen, und im schnellsten Laufe eilte er Marien entgegen, warf sich vor ihr zu Boden und bedeckte freudig wimmernd ihre Füße mit heißen Küssen.

Innig gerührt hob Marie den Armen auf und ließ sich von ihm nach seiner festlich geschmückten Höhle geleiten, deren Anblick ihr alle Erinnerungen jener schrecklichen Nacht wieder lebhaft vor die Seele rief und sie mit herzlichem Danke über ihre Rettung erfüllte. Mit dem Versprechen, ihn nun öfter zu besuchen, schied Marie von dem guten Wolf und kehrte zur Farm zurück, wo ein kleines häusliches Fest ihrer wartete. Es war ihr Geburtstag heute und die Eltern empfingen ihren Liebling mit Freudenthränen und heißen Wünschen, die Geschwister begrüßten die Jungfrau mit Blumen und kleinen Sprüchen und auch die meisten Nachbarn waren von ihren Farmen herübergekommen, um das doppelte Familienfest zu feiern.

Aber das freudestrahlendste Gesicht war das unseres Bobs, der jetzt mit dem braven Doctor daher kam, vor Freude und stiller Wonne nicht sprechen konnte und nur immer bald Marien, bald dem Doctor herzlich die Hand drückte, wobei große heiße Thränen über seine Wangen herabliefen. Frau Elise hatte den ganzen Morgen gekocht und gebraten, — der Tisch war mit ländlichen Festspeisen bedeckt und Alles ward eingeladen, an dem frohen Mahle Theil zu nehmen.

Welch' eine herzliche, reine Freude herrschte in dem vergnügten Kreise, mit welchem Jubel ward nicht der erste Toast auf Mariens Genesung ausgebracht, — und wie stimmte Alles ein, als Bob nun mit stockender Stimme und Thränen im Auge die Gesundheit des wackern Doctors ausbrachte, der Marien gerettet, sie dem Leben und den Ihrigen wiedergegeben hatte. „Freunde!“ sagte der Doctor gerührt, der Augenblick ist mir lieber, als wenn ich einen unserer reichen Grundbesitzer geheilt und eine Rechnung von ein paar Tausend Dollars dafür eingestrichen hätte. — Laßt uns nun den Tag erst dadurch ganz feiern, daß wir auf die baldige Hochzeit des jungen Paares da trinken.“

Alle erhoben jubelnd die Gläser, aber Vater Böttcher rief ein: Halt! dazwischen und sagte: „Doctor, Ihr habt mir die beste Gesundheit vor dem Munde weggenommen, aber die Kinder sollen dabei doch nicht zu kurz kommen. Wir haben in diesem Augenblicke nichts, — wissen noch nicht was uns die nächste Stunde bringen kann, — aber Mister Shaw hat Recht, — in diesem Lande muß man nicht lange grübeln und sorgen, sondern frisch und muthig in's Leben sehen; — und darum, Kinder! in vierzehn Tagen ist Eure Hochzeit; — mögen wir sie nun noch hier auf der Farm feiern — oder“, setzte er mit einem Seufzer hinzu, — „wo uns das Schicksal dann hingetrieben haben wird.“

Marie und Karl flogen an des Vaters Brust und bedeckten ihn mit Küssen, — die Mutter segnete, vor Freuden weinend, das Brautpaar, und der hellste, schönste Freudenjubel tönte durch die ausgebrachten Gesundheiten und den frischen Gläserklang, aus der friedlichen Hütte hinaus in die schöne, stille Gegend.

„Aber wo ist denn Freund Shaw?" sagte Karl endlich, — „er sollte doch an einem Tage, wie der heutige, am wenigsten fehlen."

„Wenn man den Wolf nennt, so kommt er gerennt!" sagte Bob fröhlich. „Ich sehe ihn gerade im Hofe absteigen."

So war es — und in einigen Augenblicken trat Mr. Josuah Shaw staubbedeckt in's Zimmer, in der Hand ein Zeitungsblatt haltend.

„Ihr kommt spät, Nachbar", sagte Böttcher ihm herzlich die Hand schüttelnd, — „wir haben Euch schon vermißt. Da, kommt her, und gratulirt dem Brautpaare, — in vierzehn Tagen ist Hochzeit."

Mr. Shaw aber machte ein verlegenes, fast finsteres Gesicht, — er trat langsam zu Marien und sagte tief bewegt, ihre Hand drückend: „Miß Mary! ich bin herzlich erfreut Euch wieder so wohlauf zu sehen — und was Eure Hochzeit betrifft, so hab' ich eine Notion, daß Josuah Shaw dabei nicht fehlen und mit Euch den ersten Tanz machen wird; — aber — ich fürchte", — setzte er zögernd hinzu, — „wir werden da früher noch allerhand hohe Berge zu übersteigen und manchen tiefen Graben auszufüllen haben. — Wie stehts, Nachbar", fuhr er zu Böttcher gewendet fort, — „was habt Ihr mit dem verdammten Smartborn ausgemacht?"

„Ich habe ihm vor acht Tagen geschrieben," sagte Böttcher, „ihm nochmals unsere ganze Lage, Marien's Krankheit, alle Unglücksfälle, die uns betroffen, auseinander gesetzt und ihn dringend gebeten, mit der Zahlung noch zu warten und den Termin auf ein Jahr hinauszuschieben. — Ich habe nun zwar noch keine Antwort erhalten, — aber der 25. April ist vorüber, — Alles ist

ruhig geblieben und so denke ich wohl, Smartborn, so schlecht er auch sein mag, wird in sich gegangen sein und, von seinem Gewissen getrieben, Nachsicht geübt haben."

„Der und ein Gewissen!" sagte Shaw finster; „das paßt schlecht zusammen. — Er hat Euch nicht geantwortet? — Nun ich habe hier seine Antwort. — Verdammter Schurke das!" — Und Mr. Josuah Shaw warf unmuthig das mitgebrachte Zeitungsblatt auf den Tisch.

Böttcher ergriff es schnell, er übersah alle Seiten, — endlich sagte er kopfschüttelnd: „Eine Antwort," sagt Ihr? — „ich sehe da nichts."

„Ihr seht nichts?" sagte Shaw ärgerlich, — „das kommt, weil Ihr unsern Krimskrams von Advokatensprache nicht versteht. Gott verdamm' mich, — es klingt wie häbräisch und ein ehrlicher Mensch kann's auch gar nicht verstehen. Hört nur zu, — ich will's Euch gleich erklären." Und er nahm das Zeitungsblatt und las eintönig und verdrossen, — gelegentlich wohl auch einen halbunterdrückten Fluch hineinmischend, Folgendes:

Trustees Sale. Whereas by a deed of trust, bearing date of the 25th day of April A. D. 1849 duly recorded in the Recorders Office of St. Louis County in Book A. No 3. Page 471 et Anton Boettcher and wife conveyed to Jeremiah Smartborn in trust for a promissory note of Sixhundred twenty four Dollars with Six per Cent Interest etc. etc.

Wir wollen unsere Leser nicht mit Wiederholung des ganzen weitschweifigen Aktenstückes in seiner alt-englischen, juridischen Form ermüden, sondern bemerken nur, das die Anwesenden alle andächtig zugehört, aber dennoch wenig oder nichts davon verstanden hatten und Mr. Josuah Shaw, als er geendet hatte, brummend hinzufügte:

„Da habt Ihr des verdammten Wucherers Antwort. — Ihr habt ihm die Note am Verfallstage nicht zahlen können und er läßt am 25. Mai Eure Farm öffentlich an den Meistbietenden verkaufen. Das steht da gedruckt und publicirt. — Der herzlose Schuft!"

Vater Böttcher war leichenblaß geworden, — Frau Elise eilte weinend in die Küche hinaus; — eine kummervolle Stille herrschte in dem eben noch so fröhlichen und lauten Kreise.

„Was ist da zu thun?" stotterte Böttcher trostlos, — „ich will gleich selbst zu Smartborn, so hart es mir auch fällt, — und ihn nochmals bitten —"

„Spart Euch die Mühe!" fiel Shaw ein, — „Ihr werdet eher einen Felsen erweichen; als einen solchen Landwucherer. Laßt uns lieber auf andere Hülfe denken. — Sechshundert und zwanzig Dollars sind viel Geld und dann die Interessen und die Gerichtskosten. — Wir Farmer haben wohl Alles, was man zum Leben braucht, — aber an baarem Gelde mangelt's immer. — Hier unter den Nachbarn findet Ihr das Geld nicht, — aber ich will morgen mit Euch nach St. Louis; — ich habe da ein paar alte Geschäftsfreunde — und wenn ich für Euch mit meinem ganzen Hab und Gut Bürgschaft gebe, so wollen wir das Geld wohl auftreiben, denke ich."

„Und wenn nicht?" fragte Böttcher traurig.

„Wenn nicht?" rief ein junger Farmer, dessen Gesicht von Zorn und Entrüstung glühte, — „dann bietet einmal Keiner von uns auf die Farm und Denjenigen, die etwa Lust bezeigten, Euch die Farm abzudrücken, denen thun wir freundschaftlich kund, daß wir ihnen Arm und Bein zerschlagen, — das wird die Käufer schon abhalten."

„Ein schlechtes Mittel," sagte Mr. Shaw kopfschüt-

telnd, — „Smartbon wird sie selbst kaufen. Eine solche Versteigerung wird nur gegen Baargeld gemacht, — er hat schon gegen siebenhundert Dollars zu fordern, — wird sich dafür die Farm zuschlagen lassen, und Eure sechshundert Dollars, Böttcher, die Ihr dem Schufte damals baar bezahlt habt, sind dann verloren."

Es wurde noch viel gesprochen und berathen, — auf Mittel gesonnen und Vorschläge gemacht, — Alles erwies sich bald als unpraktisch und wirkungslos, und spät Abends erst trennte sich der kleine Kreis in trüber, niedergeschlagener Stimmung, ganz unähnlich der heitern Laune, mit der das Familienfest begonnen hatte. Vater Böttcher, obwohl selbst des Trostes bedürftig, versuchte es, seine verzagende Familie zu trösten und schickte sich an, am nächsten Morgen mit dem Nachbar nach St. Louis zu gehen, um die nöthige Summe aufzutreiben.

IV.

Ihr sprecht mein Urtheil, laßt es auch vollstrecken,
Ich bin bereit, — nichts kann mich mehr erschrecken.
Müllner.

Vater Böttcher war soeben trostlos von St. Louis zurückgekehrt, — seine ihn ängstlich erwartende Frau sah es schon seiner kummervollen Miene, seinem niedergeschlagenen Blicke an, daß seine und des Nachbars Bemühungen das nöthige Geld aufzutreiben, erfolglos geblieben waren. Leider war es so, — das Frühjahr 1850 hatte in Folge der Nachwehen des großen Brandes und der

Cholera eine allgemeine Geschäftsstockung und einen daraus entspringenden, schmerzlich fühlbaren Geldmangel über die blühende Handelskönigin des Westens gebracht und auf die solidesten Unterschriften, auf die beste Bürgschaft hin war es fast unmöglich Geld zu bekommen, außer man wollte sich in die Hände einiger spekulirenden Wucherer geben, die diese Krisis benutzten, um ihr Geld gegen drei- bis vierfache Sicherheit und mit dreißig bis fünfzig Prozent Interessen an Solche zu leihen, denen das Messer an der Kehle stand.

Eine solche Hülfe wäre für unsern wackern Böttcher aber keine Hülfe, sondern nur Beschleunigung seines gänzlichen Ruins gewesen, und nachdem er daher den gewöhnlichen Weg erschöpft, mit Shaw an viele, sonst offene Thüren geklopft und nirgends Geld erhalten hatte, war er zurückgekehrt mit dem stillen Entschlusse der Resignation, ruhig über sich und die Seinigen ergehen zu lassen, was er doch nicht ändern könne.

Es war schon spät am Abend geworden, als Böttcher wieder sein Haus betrat, in dem ihn nur kummervolle Gesichter erwarteten, — und mit ruhiger Fassung und Ergebung in das Unvermeidliche hatte er den Seinigen das schlechte Resultat seiner Bemühungen mitgetheilt. Tiefe Niedergeschlagenheit hatte sich der armen Familie bemächtigt, — nur schüchtern und im Tone des Zweifels wurden noch Vorschläge und Pläne vorgebracht, — Alle schienen zu fühlen, daß doch nichts mehr helfen könne, daß die Farm und das darauf angezahlte Geld für sie verloren sei und daß sie, statt sich in zwecklosen Plänen zu erschöpfen, darauf denken müßten, eine andere Unterkunft und Platz und Gelegenheit zu neuer Thätigkeit und einem andern Lebensunterhalte durch ihrer Hände Arbeit zu suchen.

Der Nachbar hatte unserm Böttcher schon am Morgen erzählt, daß in der Nähe eine Farm zu verpachten sei, — nicht gerade eine von den allerbesten, — aber doch genügend, um bei gutem Betriebe eine Familie zu ernähren, daß er den Besitzer kenne und überzeugt sei, die Pacht auf die gewöhnlichen Bedingungen für Böttcher zu erhalten. Auf diese Pacht-Farm wollte die Familie ziehen, ihre Geräthschaften und den Viehbestand dort in der Wirthschaft verwerthen und so klein, — aber sicher, — von vorne wieder anfangen. — Mit diesem Entschlusse, der besonders an Marien eine beredte Vertreterin gefunden hatte, kehrte auch wieder etwas Trost und Ruhe in die Gemüther der Hartgeprüften ein, — man fand, daß die Aussicht noch gar nicht so schlecht sei, — daß man sich hier in Amerika doch noch leichter von einem solchen Schlage erholen könne, als drüben in Europa, wo dem zu Grunde Gegangenen nichts übrig bleibe, als Tagelöhner zu werden, und Böttcher sagte am Schlusse des Gespräches: „Seht Kinder, die Pacht-Farm hat 80 Acres, wovon 40 in Kornland geklärt sind. Der Pachtschilling besteht in zehn Bushel Korn von jedem urbar gemachten Acker, — nun ist es, wie Shaw mich versichert, eine gute Farm, die 40 bis 60 Bushel per Acre gebracht hat, — wenn wir also mit unserem Viehstande noch ein bischen Glück haben, so können wir ganz gut bestehen und können vielleicht sogar noch alle Jahre so viel erübrigen, um uns in ein paar Jahren eine eigene, kleine Farm zu kaufen. Schuldenfrei sind wir dann auch, wenn Smartborn sich bezahlt gemacht hat, — es wird schon gehen, — und Ihr seht, daß wir noch lange nicht so schlecht daran sind, als Ihr wohl geglaubt habt.“

Marie drückte dem wieder muthig und zuversichtlich ge-

wordenen Vater dankbar die Hand, — auch Frau Elise ward heiterer und spät erst, nachdem Alles sattsam besprochen worden war, begaben sich die Getrösteten mit beruhigteren Gefühlen zu Bette.

„Ich muß noch ein Wort mit Euch sprechen, Vater!“ sagte Karl leise zu Böttcher, während die Andern ihre Lagerstätten suchten. „Laßt uns in den Hof hinausgehen.“

„Nun, was ist's denn?“ fragte Vater Böttcher erstaunt, „hat's denn nicht bis morgen Zeit? Ich bin heute sehr müde von dem Herumlaufen.“

„Nein!“ entgegnete Karl ernst, — „es drückt mich schon lange, und ich mache mir Vorwürfe, daß ich's Euch nicht lange schon gesagt habe.“

„Nun, so laß uns hinausgehen,“ sagte Böttcher mit besorgtem Tone, denn sein ängstlich gewordenes Gemüth befürchtete neues Unglück zu erfahren.

Sie traten hinaus in den Hof, — die Nacht war schön und lau, — der Mond war nicht aufgegangen, — aber die Sterne funkelten klar und hell am dunkelblauen Himmelszelte und ein tiefes, feierliches Schweigen ruhte auf der ganzen schlummernden Gegend. Sie setzten sich auf eine an der Fence liegende Pflugschaar und Karl sagte mit bewegter Stimme:

„Vater! ich denke, daß ich ein Mittel in Händen habe, um uns aus aller Noth zu helfen. Gewiß weiß ich's nicht, — aber ich glaube, daß es so ist, — und eben diese Ungewißheit martert und quält mich und läßt mich nicht länger schweigen und ruhig zusehen.“

„Wie? Du hättest?“ sagte Böttcher gespannt, — „sprich Karl, sprich, laß mich Alles hören. Nur keine trügerischen Hoffnungen mehr, keine leeren Träume.“

„Ich denke,“ fuhr Karl fort, „was ich weiß, ist mehr

als Traum und Hoffnung. Hört mich an, Vater, und urtheilt dann selbst. — Es war ungefähr vor einem Jahre in St. Louis, noch vor dem großen Brande, als die Großmutter mir eines Abends sagte, sie habe mit mir allein zu sprechen und Marien fortschickte. Als wir allein waren, sagte die alte Frau mit einer Bewegung und einem feierlichen Tone, den ich nie vergessen werde, zu mir: „Mein guter Karl! du wirst meine Enkelin heirathen und ich bin überzeugt, du wirst sie glücklich machen. Ich betrachte dich also auch als meinen Enkel, als ein Glied der Familie. — Du bist der älteste von meinen Enkeln, denn Joseph ist noch zu leicht und flüchtig und Marie nur ein schwaches Mädchen. Das Geheimniß aber, das ich deinen Händen anvertrauen will, bedarf der ganzen Entschlossenheit eines Mannes. Ich fühle, daß ich nicht mehr lange zu leben habe," fuhr sie fort, — „mein Wunsch, da begraben zu werden, wo ich geboren ward, wird bald in Erfüllung gehen, — ich habe auch auf der Welt nichts mehr zu suchen. Ihr aber Alle werdet wohl noch harte Kämpfe durchzumachen, manche Noth, manche Entbehrung zu ertragen haben. Nimm hier diese Papiere," sagte die Großmutter nun feierlich, und gab mir ein versiegeltes Ledersäckchen mit Papieren, — „und verwahre sie wohl, bis ich sie von dir zurückfordere. Sollte ich aber sterben, ohne dies gethan zu haben, — so wirst du am Jahrestag meines Todes die Papiere meinem Sohne übergeben, sie mit ihm öffnen und lesen und ihr werdet dann handeln, wie es euch gut dünkt. Aber verwahre die Papiere wohl, — und erfülle pünktlich, was ich dir jetzt sage, denn das Glück und Wohl unserer ganzen Familie hängt daran."

Ich versprach ihr auf das Heiligste ihren Willen zu erfüllen, mußte ihr noch geloben, gegen Jedermann dar=

über zu schweigen und die alte Frau segnete mich und Euch Alle.

Ich habe nun die Papiere und dieses Geheimniß bewahrt bis auf den heutigen Tag; — allein ich habe in den letzten Tagen, als ich Euch Alle so trost- und hülflos sah, hart mit mir gekämpft, ob ich noch länger schweigen, Euch Alle noch länger leiden lassen dürfe, während doch vielleicht die Hülfe und Rettung in meiner Hand seien. — Ich habe mich endlich entschlossen, Euch Alles zu sagen, — entscheidet nun, Vater! was wir thun sollen.“

Vater Böttcher hatte aufmerksam und schweigend zugehört: „Die gute, alte Mutter!“ lispelte er tief ergriffen. „Und ein Jahr nach ihrem Tode sollen wir die Papiere erst eröffnen?“ fragte er dann laut.

„Ein Jahr nach ihrem Tode!“ entgegnete Karl.

„Und wann ist sie gestorben?“ fuhr Böttcher fort.

„Ich habe mit Marie genau nachgerechnet,“ sagte Karl, — „sie starb am Morgen des 26. Mai, — heute ist freilich erst der 2. Mai, aber ich denke, unsere gedrängte Lage wird es entschuldigen, wenn wir die Papiere um diese wenigen Tage früher eröffnen. Wollt Ihr, Vater? — ich trage sie hier auf der Brust.“

Böttcher schien lange nachzudenken, — endlich erhob er sich und sagte ernst und feierlich: „Nein! mein Sohn es ist der letzte Wille meiner guten, alten Mutter, an derem Todtenbette ich nicht stehen, deren letzten Segen ich nicht empfangen, deren brechendes Auge ich nicht schließen konnte. Ich will daher wenigstens diese Sohnespflicht erfüllen und ihren letzten Willen treu ehren. Bewahre die Papiere und laß uns warten bis zum 26. Mai.“

„Aber am 25. wird ja schon die Farm verkauft,“ fiel Karl besorgt ein, „und dann ist es zu spät.“

„Mag es doch,“ sagte Böttcher ernst und feierlich, „aber der Mutter letzter Wille geschehe! — Ich danke Dir, mein guter Sohn, und nun laß uns zur Ruhe gehen. — Gute Nacht!“

Sie erhoben sich und kehrten in das Haus zurück; — außen an der Fence aber erhob jetzt eine dunkle Gestalt ihr Haupt und blickte lauschend auf das Haus. Als drinnen das Licht erlöschte und Alles stille blieb, — erhob sich die Gestalt ganz und murmelte: „Endlich! — lange genug bin ich auf der Lauer gelegen und habe manche Nacht fruchtlos spionirt. Endlich weiß ich, wo die Papiere sind, — nun, ich denke, das Geheimniß soll Geld tragen und der Boss wird mit seinem alten Jim zufrieden sein.“

Der Mann trat jetzt leise und geräuschlos seinen Rückzug an und verschwand bald unter den Bäumen auf dem Waldwege, der zu der Mühle führte. Bald war Alles still und ruhig wie früher, — und nur hie und da bellten die Hunde in der Ferne und die Hähne gaben sich wechselseitig ihren Mitternachtsruf wieder.

V.

„Spät kommt ihr, — doch ihr kommt,
Und somit heiß ich euch willkommen.“
Schiller.

Es war ein reges Leben und Treiben an der Levee in New-Orleans, — die Neger kamen mit ihren Drays von allen Seiten im Galop angefahren, wobei sie auf dem ausgezeichneten Straßenpflaster alle Augenblicke mit Wagen und Pferd in irgend einer Vertiefung verschwan-

den und gleich darauf emporklimmend, wieder zum Vorschein kamen, die Runner und Mäkler der Boardinghäuser, die Lohnbedienten der Hotels sammelten sich am Ufer, — eine zahlreiche Volksmenge bedeckte die Quais und die Verdecke der zunächst vor Anker liegenden Schiffe und blickte erwartend den Fluß hinauf nach Süden, von wo ein mächtiger Dampfer der Stadt zuschnaubte. Es war der Crescent City, der von Chagres kommend, signalisirt war, und zahlreiche rückkehrende California-Pilger an Bord haben sollte. Endlich wendete unter den Jubelgrüßen der Menge das stattliche Boot seinen Vordertheil dem Ufer zu, durchschnitt in majestätischem Schwunge die schäumenden Wellen und legte an dem ihm bestimmten Landungsplatze an. — In einem Nu war nun das Verdeck des gekommenen Dampfers mit Menschen überschwemmt und ein Gedränge und eine Verwirrung herrschten, die für den Neuling etwas Erschreckendes hatten. Nach und nach entwirrte sich der bunte Menschenknäuel, ein Theil der Passagiere verließ mit den Eingedrungenen das Schiff, die Zollbeamten machten sich an ihre langweilige und verdrießliche Arbeit und die Matrosen öffneten die Lucken des untern Schiffsraumes und setzten Krahn und Winden in Bewegung, um die reichen Frachtstücke an's Tageslicht und von da auf den Lagerplatz an der Levee zu schaffen.

Unter den vielen Gruppen sich herzlich begrüßender Freunde und Verwandten standen auch unsere drei Bekannte, Joseph, Tom und William, die treue Pepita an ihrer Seite; — mit neugierigen Blicken betrachteten sie die große Handelsstadt des Südens und den Wald von Masten und rauchenden Dampfschloten, der sich längst der unabsehbaren Levee hinabdehnte.

„Also das ist New-Orleans,“ sagte Tom endlich, —

„es sieht aus, wie St. Louis, nur zieht sich's länger hinab. Uebrigens bin ich froh, daß wir so weit sind und Californien, sowie das ganze Getreibe von Panama, Chagres und all' den andern Wolfshöhlen ein Mal hinter uns haben. Das ist wieder amerikanischer Boden und ich habe ihn wohl noch nie mit solcher Freude begrüßt."

„Laßt uns an's Land gehen," fiel Joseph ein, — „ich denke, wir haben das Schiffsleben alle satt und eine gute Unterkunft wird uns wohl thun. Einige Tage Ruhe, — dann aber auch ohne Aufenthalt nach St. Louis."

Sie verließen das Schiff und schritten über die breite Planke an's Ufer. Pepita, deren Toilette in St. Francisco schon aus dem etwas barocken Minen-Costüme in civilisirte Tracht umgewandelt worden war, betrachtete Alles mit stets steigendem Erstaunen und ihre Fragen wollten kein Ende nehmen.

„Also hier seid Ihr zu Hause?" fragte sie Joseph, der sie führte.

„Nicht doch, Pepita," entgegnete dieser, „noch 1300 Meilen weit von hier, — in St. Louis sind wir zu Hause und Du wirst noch das Vergnügen haben acht Tage auf einem Dampfboote zu reisen, — was Dir übrigens viel Spaß zu machen scheint."

Ein gefälliger Lohnbedienter brachte unsere Freunde jetzt in ein Hotel, das er ihnen als das vorzüglichste, nicht nur in New-Orleans, sondern bescheidenerweise auch in der ganzen Welt anrühmte und nach den ersten Sorgen für Zimmer, Wäsche, Wasser u. s. w. setzte sich das vierblättrige Kleeblatt auf den Balcon des Hotels und sah vergnügt dem regen Leben und Treiben auf der Straße zu.

„Da wären wir also," — sagte Tom nach einer Pause, — „und ich gestehe Euch, — ich habe oft daran gezwei-

felt, daß wir so weit kommen würden. Es war ja, als ob sich die Hölle gegen uns verschworen hätte, — und ich denke, wären wir nicht auf ein Mal bei Nacht und Nebel auf und davon und an Bord des ersten Schiffes nach Panama gegangen, wir lägen alle Viere schon ruhig sechs Fuß tief unter der Erde."

„Ja wohl," sagte Joseph, „es scheint, daß der Schurke, der Hawkes, ein ganz besonderes Augenmerk auf uns hatte und uns durchaus aus der Welt schaffen wollte."

„Erst der nächtliche Anfall," fiel Tom ein, „gegen William, als er allein nach Hause ging, und dann der Brand unseres Hotels, — den der Schurke gewiß auch auf dem Gewissen hat."

„Und wobei, statt uns, die halbe Stadt abbrannte," setzte Joseph hinzu. „Der Kerl verdient seinen eigenen Galgen."

„Noch ist es mir ein Räthsel," sagte William, „daß ich so glücklich gerettet ward. Es war finstere Nacht, — ich näherte mich unserm Hotel, als drei Kerle auf mich losstürzten und der erste Hieb mit einem Bleistocke mich auch gleich zu Boden streckte. Schon sah ich ihre Messer über mir blinken, als es plötzlich Hiebe regnete und die Kerls neben mir niederstürzten. Ihr war't es, Freunde, und ich dankte Euch zum zweiten Male mein Leben."

„Du dankst es Pepita'n," fiel Joseph ein, — „die Gute wachte über uns, wie ein Schutzengel. Du warst länger als gewöhnlich ausgeblieben und sie hatte uns geweckt, sich selbst aber unter dem Hausthore verborgen. Auf ihren ersten Ruf eilten wir herbei und kamen glücklicherweise noch zur rechten Zeit."

„Wir packten die Kerle und lieferten sie an die Polizei ab," setzte Tom hinzu, „aber am nächsten Morgen waren

sie schon gegen Bürgschaft entlassen und zuletzt stellte sich's heraus, daß man weder die Spitzbuben, noch ihren Bürgen mehr finden konnte. Ja, es ist ein großes Land, das Californien, aber ich will verdammt sein, wenn ich noch ein Mal einen Fuß hineinsetze.

„Meine gute Pepita!“ sagte Joseph und drückte dem Mädchen herzlich die Hand, — „Deiner Wachsamkeit verdanken wir auch unsere Rettung, als unser Hotel in Brand gesteckt ward. Die Schurken hatten die Treppe angesteckt und das Feuer schlug prasselnd herauf, uns den einzigen Rettungsweg versperrend. Du warst es, die uns mit der Strickleiter, die Du brachtest, aus den Flammen halfst. Mein gutes Mädchen! wie kann ich Dir das Alles vergelten!“

„Nicht doch, Jose,“ sagte sie erröthend, „danke mir nicht, — Ihr habt Alle mehr an mir gethan.“

„Und wir wollen noch mehr thun, Pepita,“ sagte Tom lustig, — „wenn wir ein Mal glücklich in St. Louis sind, wollen wir auf Deiner Hochzeit tanzen, bis wir umfallen. Nun, was sagst Du dazu, Joseph?“

Joseph umarmte das purpurroth gewordene Mädchen, drückte sie fest an seine Brust und sagte: „Ja, Pepita! das wollen wir, wenn Du mich anders willst.“

Glühend vor Liebe und Freude bedeckte das Mädchen den Mund des Jünglings mit heißen Küssen und flüsterte: „Ich bin Dein, Jose, in Leben und Tod. Du bist ja mein Alles auf dieser Welt.“

„Halt!“ rief jetzt Tom plötzlich, sich weit über das Geländer des Balkons hinausbiegend, — „da sehe ich ja ein bekanntes Gesicht. Er ists, — Gott verdamm' mich. Das ist der Meister Blume von St. Louis. — Blume!

— Blume!" schrie er, daß alle Leute auf der Straße stehen blieben und hinauf sahen. „Hieher! Blume!"

Der Angerufene blickte zweifelnd empor, Tom winkte ihm mit beiden Händen und sprang dabei auf dem Balkon hin und her, als ob er den Veitstanz hätte, — endlich trat Blume kopfschüttelnd in's Haus und kam bald, von einem Aufwärter geführt, auf den Balkon.

„Wer hat mich gerufen?" fragte er, die Anwesenden musternd.

„Ich, Freund Blume, ich," schrie Tom wie toll, — „kennt Ihr mich denn nicht mehr?"

„Bei Gott! ich habe nicht eine Ahnung, wer Ihr sein könnt," sagte dieser, — „Ihr thut zwar, als ob wir mit einander aufgewachsen wären, aber ich habe Euch in meinem Leben nicht gesehen."

„Hat mich denn das verdammte Californien so verändert," rief Tom lachend, „daß mich mein bester Freund nicht mehr kennt. Nun, was wird dann erst das Mädchen sagen, — die mich ohnehin immer nur halb angesehen hat. Blume! kennt Ihr mich wirklich nicht? Kennt Ihr Euern Freund Tom Quick nicht mehr?" —

„Tom Quick!?" sagte Blume erstaunt und starrte den Sprecher an, — „ja, es ist mir, als ob ich seine Stimme hörte, — aber der arme Junge ist längst todt und wir haben ihn vor einem Jahre begraben."

„Ihr habt mich begraben!" schrie Tom jetzt, in einen förmlichen Lachkrampf ausbrechend, — „da müßte ich doch auch dabei gewesen sein."

Ein Wort gab nun das andere, — der Brand, die Explosion jener Nacht, Toms Verschwinden, die gefundene Leiche, alle andern Umstände wurden von beiden Seiten hin und her erzählt und klärten sich endlich ganz auf, und

zuletzt lagen sich die alten Freunde in den Armen und feierten das doppelte Fest des Wiedersehens und der Auferstehung.

„Und nun, Blume, sagt mir schnell, — was macht meine Braut?" sagte Tom endlich.

„Eure Braut, Tom?" fragte Blume verwundert, „habt Ihr denn eine Braut gehabt?"

„Nun, wie man's nehmen will," entgegnete dieser, „sie war nur im Stillen meine Braut, — denn sie wußte nichts davon. Aber Ihr kanntet sie ja, die hübsche Caroline, die Tochter Eures Nachbars, des alten Schuhmachers Kneipe."

„Die?" sagte Blume mit einem langen Gesichte, — „armer Tom! die werdet Ihr Euch wohl aus dem Sinne schlagen müssen."

„Warum? ist sie todt oder — verheirathet?" fragte Tom mit bestürzter Miene.

„So gut wie todt, Tom!" sagte Blume, „und Ihr werdet es bald begreifen. Der alte Kneipe ist gestorben, — es fanden sich ein paar hundert Dollars in seinem Nachlasse und da machten sich denn die Pfaffen gleich hinter die Mutter, und diese, im Bunde mit dem Herrn Pfarrer, zwang das arme Mädchen, als Novize in das Frauenkloster zu treten, wohin ihr bischen Erbtheil wohl auch schon gegangen ist. — Es wird nun wohl bald ein Jahr sein und wenn sie nicht schon das Gelübde abgelegt hat, so wird es wahrscheinlich bald geschehen."

Tom stand wie vom Blitz gerührt, er wurde abwechselnd bald blaß, bald roth, seine Brust wogte stürmisch, — endlich konnte er Worte finden und wie ein Verzweifelnder rief er: „Freunde! wenn Ihr mich lieb habt, so laßt uns keinen Augenblick hier verweilen. Fort,

auf das erste Boot, das nach St. Louis abgeht. — Ich reiße Carolinen aus dem Kloster, — sie gehört mein, — und wenn es zu spät ist, so zünde ich alle Klöster in St. Louis an und wenn die ganze Stadt dabei zu Grunde gehen sollte."

„Ein schlechtes Geschäft für einen ehrlichen Feuermann!" sagte Meister Blume lachend, „aber ich hoffe, es wird nicht dazu kommen. Wollt Ihr übrigens mit, so kommt, der „Uncle Toby" geht in zwei Stunden ab, — ich habe meinen Platz schon genommen."

Tom war nicht mehr zu halten, der Boden schien unter seinen Füßen zu brennen; die Freunde wollten ihn nicht allein gehen lassen, schnell ward die Abreise beschlossen und einige Stunden darauf war die kleine Gesellschaft schon wieder am Bord des „Uncle Toby", der im raschen Fluge von der Levee absteuerte und den Strom hinauf, an dem freundlichen Lafayette vorüberschwamm, — bis unter das Sturmdach vollgepropft von Einwanderern und heimkehrenden Californiern.

VI.

Hier biet' ich euch das ganze schuld'ge Geld,
Mit Zinsen und der Zinsen Zinsen. —
Macht euch bezahlt. Shakespeare.

Der verhängnißvolle Tag des 25. Mai war angebrochen, und die Sonne stieg so heiter und klar am Himmelszelte herauf, die ganze Natur war so schön und festlich, die Vögel flogen so freudig durch die reine Luft, — als wäre der Tag ein Tag des Festes und nicht ein Tag voll Jammer

und Kummer für eine ganze Familie ehrlicher, braver Menschen. Vater Böttcher hatte, von dem wackern Shaw unterstützt, noch alle möglichen Versuche gemacht, um das nöthige Geld für Smartborn auf irgend eine Weise aufzutreiben, aber seine Bemühungen waren leider ebenso erfolglos geblieben, als die ersten Schritte. — Am Abend vor dem Verkaufstage seiner Farm hatte er endlich alle Hoffnung aufgegeben und sich mit stiller Resignation in das Unvermeidliche gefügt. Bis spät in die Nacht wurde noch Alles gepackt und auf die Wagen geladen, und als der Tag anbrach, nahmen Böttcher und seine Familie einen stillen und traurigen Abschied von der schönen Farm, auf der sie ein an Ereignissen reiches Jahr verlebt, die sie mit so fröhlichen Hoffnungen betreten hatten und nun ganz arm und ohne bessere Aussicht in die nächste Zukunft verließen. Keines sagte ein Wort, — Eines wich dem Andern aus, um sich nicht gegenseitig das Herz schwer zu machen, und nur Bob ging in einem fort brummend herum und murmelte halblaute Flüche und Verwünschungen gegen den herzlosen Smartborn.

Frau Elise hatte mit der den deutschen Hausfrauen eigenen Gewissenhaftigkeit noch das ganze Haus gescheuert und geputzt, alle Wände abgekehrt und die Fensterscheiben spiegelglatt gewaschen; vergebens hatte ihr Bob gesagt: „Aber Frau Böttcher, laßt die Sachen doch wie sie sind, was plagt Ihr Euch denn noch für Andere und besonders für den Schurken von Smartborn!“ — Frau Elise ließ sich in ihrer Arbeit nicht stören, sie wusch und putzte fort und sagte: „Nicht doch, Bob, — wir müssen Alles rein und ordentlich übergeben, — was würden die Leute von uns sagen, wenn es hier aussähe wie in einem Lager von Zigeunern und Hottentotten.“

Die Familie zog schweigend und trübe hinüber nach Shaws Farm, der ihnen für einige Tage Gastfreundschaft angeboten hatte, bis die Pachtfarm von dem jetzigen Inwohner geräumt sein würde. Die Obdachlosen wurden von dem Nachbar Shaw mit einer Herzlichkeit empfangen, und mit so viel schonender Rücksicht für ihren Kummer behandelt, wie man es dem trockenen, geschäftspractischen Charakter des Mannes gar nicht zugetraut hätte.

„Betrachtet mein Haus als das Eurige," sagte er, Böttcher bewillkommnend, „und bleibt hier, so lange es Euch gefällt. Sagt nichts von Dank!" fiel er Böttchern in's Wort, der ihm herzlich die Hand drückte und sprechen wollte, — „wer weiß, ob ich nicht auch einmal zu Euch komme, — man kann auf dieser Welt nichts voraus wissen. — Ach! zum ersten Male bedauere ich heute, daß ich kein reicher Mann bin; — bloß um Euch dann mit einem Male und gründlich helfen zu können."

Mr. Josuah Shaw hatte sein erst neu gebautes Farmehaus der Familie Böttcher eingeräumt und war mit seiner Frau einstweilen in das alte Blockhaus gezogen, das sie früher bewohnt hatten und noch nicht niedergerissen worden war; — er hatte den Freunden Alles so bequem und wohnlich gemacht, als es ihm nur möglich gewesen war, und den ganzen Tag lief er im Hause herum und sorgte für seine Gäste, mit vollen Zügen sich des schönsten Genusses erfreuend, den unser Amerika bietet, — des erhebenden Genusses, Gastfreundschaft bieten und üben zu können.

Während die Familie, Shaws freundliche Sorgfalt für sie dankbar und gerührt anerkennend, beschäftigt war, sich vorläufig einzurichten, — Frau Elise und Marie der Mrs. Shaw in Küche und Wirthschaft halfen, und Böttcher und

der Nachbar Pläne für die Zukunft besprachen, — wurde es auf der verlassenen Apple-Farm auch wieder lebendig. Mr. Smartborn, von dem Auctionator Mr. Snooks begleitet, war angekommen, und nach und nach sammelten sich auch mehrere Farmer und Neugierige aus der Umgegend. Auffallend war es, Niemanden von dem beutegierigen Heere der Landspeculanten anwesend zu sehen, aber leicht erklärlich, — denn es handelte sich ja hier darum, einem der Ihrigen, den achtbaren Herrn Smartborn, ein profitables Geschäftchen machen zu lassen und — eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus.

Während ein Tisch und Stühle aus der Nachbarschaft herbeigeholt und die Anstalten zur Auction getroffen wurden, kam ein junger Mann in einfacher, aber sorgfältiger Kleidung auf dem Wege von St. Louis daher. Er hatte sein Pferd zum schärfsten Galop gespornt und jagte gerade auf die Farm zu, — an der Fence hielt er an, warf den Zügel über einen Pfahl und sprang ab.

„Was geschieht hier?“ fragte er mit bestürzter Miene einen der Farmer, die plaudernd im Hofe herumsaßen.

„Was hier geschieht?“ antwortete der Angeredete, — „was man gewöhnlich in der Welt sieht; — der Reiche frißt den Armen auf und die andern Armen können dem Bruder nicht helfen.“

„Ist denn der Farmer Böttcher nicht mehr hier?“ fragte der junge Mann zitternd.

„Ich denke, er hat gut gethan, daß er fortging,“ fuhr der Andere fort, — „es ist nicht angenehm, sich das Haus über dem Kopfe verkaufen und dann hinauswerfen zu lassen. Besser, — man geht selbst!“

„Und wer verkauft das Haus hier?“ fragte der junge Mann weiter.

„Wer? — ich denke der, der das papierne Recht dazu hat, Mr. Smartborn, der frühere Eigenthümer, der nicht ganz bezahlt worden ist und nun seine Farm und das halbe Geld zurückkauft.“

„Das soll er nicht!“ knirschte der junge Mann, und ließ sich nun von den Umstehenden den ganzen Hergang ausführlich erzählen.

Jetzt erhob der Auctionator den Hammer, — trommelte damit furchtbar auf dem Tische und als sich ein weiter Kreis um ihn gebildet hatte, fing er an, mit beredter Suade eine Beschreibung der herrlichen, ausgezeichneten, höchst fruchtbaren Farm zu machen, die er jetzt um einen Spottpreis, weit unter dem wirklichen Werthe, zu verkaufen gedenke. — Die Farm sei ihre zweitausend Dollars unter Brüdern werth, — auch sei bereits ein Anbot von Fünfhundert Dollars gemacht worden.

„Das hat Smartborn selbst geboten,“ murmelten die Farmer unter einander, — „der Wucherer will die Farm umsonst haben. — Schändlich! — Niederträchtig!“

„Ich sage,“ fuhr der Auctionator fort, „500 Dollars sind geboten, — wer giebt mehr. — Fünfhundert Dollars zum ersten —“

„Halt, Sir!“ sagte der junge Mann vortretend; „eine Frage, wenn es Euch beliebt. — Wie viel habt Ihr auf die Farm zu fordern, Herr?“ setzte er, zu Smartborn gewendet, hinzu.

„Hm!“ entgegnete dieser, ihn erstaunt in's Auge fassend, — „ich denke, Ihr hättet es in der Zeitung lesen können, mein guter Herr, — sechshundertvierundzwanzig Dollars Kapital, dann sechs Procent Interessen für ein Jahr, macht 37 Dollars und 44 Cent, — dann

die Gerichtskosten, die Einrückung in die Zeitung; — es wird über siebenhundert Dollars ausmachen.

„Nun wohl, Sir," fuhr der junge Mann mit gewaltsam unterdrückter Bewegung fort, „ich bin beauftragt, Euch Eure Forderung auszuzahlen und die Auction findet nicht Statt."

„Wie? Was?" stotterte Smartborn, „beauftragt, — von wem?"

„Von meinem Vater; — Anton Böttcher; — legt mir also die Note und Eure Rechnungen vor und ich gebe Euch das Geld."

Mr. Smartborn sah den Auctionator, dieser den verblüfften Landspeculanten an, — während durch die dichtgedrängten Gruppen der Farmer ein freudiges Gemurmel der Theilnahme lief. Zögernd und mit Widerstreben holte Smartborn die Papiere aus seinem großen Portefeuille, zog die Summen zusammen und sagte: „Seht her, Herr Böttcher, — Euer Vater schuldet mir im Ganzen siebenhundertachtunddreißig Dollars 41 Cents; — hier ist die Note und hier die Rechnung meines Advocaten. Wenn Ihr das Geld bereit habt, so soll es mich freuen, wenn Euer wackerer Vater im Besitze der Farm bleibt und ich meines Schrittes enthoben werde, den ich nur ungerne und mit Widerstreben that."

Joseph würdigte des Heuchlers süße Rede keiner Antwort, — er zog seine Brieftasche hervor und zählte siebenhundert und fünfzig Dollars in Banknoten auf den Tisch. „Macht Euch bezahlt!" sagte er zu Smartborn, — „dann laßt die Mortgage löschen und belästigt meinen Vater nicht weiter."

Smartborn griff mechanisch nach dem Gelde, — der Auctionator aber hatte eine der Noten genommen, sie

prüfend betrachtet und sagte nun: „Nehmen Sie sich in Acht, Mr. Smartborn, — es sind Fünfzig-Dollars-Noten von der Bank von Missouri; — seit einiger Zeit sind von dieser Gattung viele falsche vorgekommen, — und diese hier sehen mir auch bedenklich aus."

„Ich habe sie in St. Francisco von einem achtbaren Bankhause erhalten," sagte Joseph fest.

Smartborn hatte jetzt eine der Noten genau betrachtet, — er zuckte unmerklich zusammen und eine flüchtige Röthe überlief sein bleiches Gesicht, — dann sah er Joseph an und sagte: „Ah! Ihr kommt aus Californien, Herr, — ja, es kommt viel falsches Papiergeld von dort; — aber diese Noten sind nicht falsch und ich nehme sie als Zahlung." Er schob die Noten in seine Brieftasche, — gab den Deed und die unterschriebenen Rechnungen an Joseph, der zu ihm sagte: „Ihr kehrt wohl jetzt nach St. Louis zurück, Mr. Smartborn, — ich werde Euch begleiten und ich denke, wir werden noch früh genug ankommen, um auf der Recorders-Office Alles in Ordnung bringen zu können."

„Wie es Euch gefällig ist, Sir!" sagte Smartborn, der unter dem drückenden Einflusse ihn quälender Gedanken zu stehen schien.

Sie bestiegen die Pferde und ritten, von dem Auctionator gefolgt, nach St. Louis; — während die Farmer plaudernd und fröhlich nach Fenton zogen und dort im Wirthshause sich der glücklichen Rettung der Böttcher'schen Familie und der Vereitelung der Wucherpläne Smartborns freuten. Keiner von ihnen ahnte aber, daß Böttchers selbst noch nichts von dieser glücklichen Wendung wußten, und daher dachte auch Niemand daran, sie zu benachrichtigen.

VII.

Kann ich's begreifen, — weiß ich's, wie's geschah?
Allein es ist, — und das sei euch genug.
Mosen.

Joseph war mit Smartborn in raschem Trabe nach St. Louis zurück geritten, — es drängte den guten Jungen, die Angelegenheit seiner Eltern schleunig und vollständig in Ordnung zu bringen und dann zurückzukehren, um den Vater und die Uebrigen mit der frohen Botschaft und seiner Rückkunft von Californien zugleich zu überraschen. — Unterwegs war die Unterhaltung mit Smartborn sehr lebhaft, insofern nämlich Smartborn unsern Freund Joseph über Californien, die dortigen Verhältnisse u. dgl. mit Fragen überhäufte und sich besonders angelegentlich nach dem Stande des dortigen Geldmarktes und ob Missouri-Noten noch immer sehr gesucht würden, erkundigte. — Endlich waren sie in St. Louis angekommen, — hatten sich sogleich auf die Recorders-Office begeben, die Mortgage gelöscht und die ganze Angelegenheit geordnet. Joseph nahm dann einen kurzen und ziemlich kühlen Abschied von Herrn Smartborn und eilte nach dem City-Hotel, wo die Freunde seiner harrten. Er wollte sie auffordern noch am selben Abende mit ihm nach dem Merramec zu eilen und das Fest des Wiedersehens seiner Familie mit zu feiern.

Als er sich dem City-Hotel näherte, sah er schon von Weitem Tom, der ihn ungeduldig zu erwarten schien und ihm ängstlich entgegen winkte. Betroffen und von dem Gedanken gequält, Tom habe ihm anzukündigen, daß jenes Abenteuer am Merramec, das sie damals zur Flucht nach Californien veranlaßt hatte, nun doch noch gerichtliche

Folgen nach sich ziehe, beschleunigte er seinen Schritt und sprang mit den Worten: „Um's Himmelwillen! was hast Du, Tom!" vor der Thüre des Hotels vom Pferde. Tom aber ließ ihm kaum Zeit den Zügel des Pferdes einem Wärter zu übergeben, — er ergriff ihn heftig beim Arm und zog ihn im Eilschritte hinauf in das Zimmer, das sie gemeinschaftlich bewohnten, ohne dem erschrockenen Joseph auf alle seine dringenden Fragen auch nur ein Wort zu antworten.

Als sie oben im Zimmer waren, fiel Josephs erster Blick auf William, der blaß und verstört, den Kopf auf beide Hände gestützt am Tische saß und von trüben Gedanken niedergedrückt schien; — Tom verriegelte die Thür von innen, — machte die Fenster zu, und als Joseph nun in wahrer Herzensangst aufschrie: „So sprecht doch, was giebts denn, was ist geschehen? Ihr martert mich ja zu Tode durch Euer Schweigen!" da sagte Tom in seiner trockenen Art mit gedämpfter Stimme: „Was geschehen ist? — Nicht viel — und doch so viel, daß ich für uns keine andere Aussicht sehe, als uns einen neuen Strick zu kaufen und uns alle Dreie daran aufzuhängen."

„Werden wir gerichtlich verfolgt, wegen jenes Menschen, den wir damals niederschlugen?" fragte Joseph ängstlich.

„Ach, daran denkt kein Mensch mehr!" sagte Tom, — „übrigens könnte das jetzt auch noch kommen, ich machte mir nichts mehr daraus."

„Oder hat," sagte Joseph zögernd und richtete einen forschenden Blick auf Williams Trauergestalt, — „William sich zum Spiel verleiten lassen und sein Geld verloren?"

„Nein!" antwortete Tom ernst und schüttelte unwillig mit dem Kopfe, — William spielt nie mehr; — aber

wir alle Drei haben mit uns falsch spielen lassen und Alles verloren."

„Wie?!" schrie Joseph auf, „was sagst Du? Tom!"

„Ich sage," entgegnete dieser kalt und eintönig, „daß meine Caroline in acht Tagen ihr Gelübde als Nonne ablegt und für mich auf ewig verloren ist, — was übrigens nur mich allein trifft; — aber dann sage ich auch noch, daß wir Bettler sind, — ruinirte Menschen, und daß alle unsere Missouri-Banknoten, die wir in St. Francisco für unsern guten Goldstaub einwechselten, falsch und keinen verdammten Cent werth sind. So, — jetzt weißt Du Alles."

„Wie, unsere Banknoten falsch?" fragte Joseph zweifelnd.

„Alle!" sagte Tom mit der Ruhe der Verzweiflung, „ich habe sie von zwei Wechslern und dem Cassirer der Bank untersuchen lassen. Es sind lauter falsche Fünfzig-Dollars-Noten der Bank von Missouri."

„Es ist unmöglich!" rief der sich erhitzende Joseph, „rein unmöglich! — Du machst da wieder einen Deiner schlechten Späße, Tom; — vor einigen Stunden habe ich 750 Dollars in diesen Noten bezahlt, und zwar an einen Mann, der die Sache gewiß genau kennt, und die Noten sind, ohne Anstand, als echt angenommen worden."

„Du hast 750 Dollars bezahlt? An wen?" fragte Tom neugierig, und Joseph erzählte ihm nun, wie er, um seine Eltern zu sehen, schnell nach der Apple-Farm geeilt sei, dort das Eigenthum seiner Eltern in gerichtlicher Versteigerung gefunden, Smartborn bezahlt habe und mit ihm so eben nach St. Louis zurückgekehrt sei.

William und Tom lauschten mit größter Spannung und Aufmerksamkeit der Erzählung Josephs und ließen sich

die warnende Bemerkung des Auctionators, Smartborns Entgegnung, das Gespräch auf dem Wege nach St. Louis und alles Andere ausführlich wiederholen.

„Also Smartborn nahm die Noten?" fragte Tom, als Joseph geendet hatte, — „und Du, William, erhielst damals das Kästchen mit der Bibel, die voll Banknoten steckte, von Smartborn?"

„Ja!" antworteten fast gleichzeitig Joseph und William.

Tom fing an, wie ein Wahnsinniger im Zimmer auf- und abzulaufen, — er murmelte einzelne abgebrochene Worte, lachte auf einmal helllaut auf, — hatte aber für die dringenden Fragen der Freunde keine Antwort.

„Tom, Tom! bist Du verrückt geworden?" fragte endlich Joseph, dem Toms Auf- und Abrennen und sein heftiges Gesticuliren bedenklich zu werden anfing.

„Ich hab's! ich hab's!" schrie Tom jetzt plötzlich und machte einen Luftsprung.

„Was hast Du?" fragten die Freunde.

„Unser Geld!" sagte Tom, — wir kriegen es zurück, wir werden die falschen Noten los; — genug, verlaßt Euch auf Tom Quick; — aber fragt mich heute nichts mehr. Ich will's noch beschlafen, — und morgen gehen wir dann an's Werk.

„Aber lieber Tom! so sage uns doch —" fiel Joseph jetzt bittend ein.

„Ja so!" sagte Tom ablenkend, — „es ist wahr, ich habe Dir noch nicht gesagt, wie es mit meiner Caroline steht. Nun, denke Dir, — wir sind kaum hier angekommen, — Du bist hinaus zu Deinen Eltern, so fliege ich, von Ungeduld getrieben, mit Freund Blume zum Frauenkloster in der siebenten Straße. Blume geht hinein und erhält die Erlaubniß, Caroline im Sprachzimmer zu sehen;

— nun ist aber bei solchen Gelegenheiten immer noch eine Nonne zugegen, die Alles hört, was da gesprochen wird, und vermuthlich darüber Rapport abstatten muß. Blume wußte sich aber teufelsmäßig in Acht zu nehmen, daß er sich nicht verschnappe und er, — als smarter Kerl, — that's auch. Er sagte daher dem armen Mädchen, die, wie er mir sagte, sehr traurig und leidend aussah, daß ihr Vetter Tom Quick, — und bei dem Worte „Vetter" gab er ihr einen bedeutsamen Augenwink, — aus Californien zurück gekommen sei und vor seiner Abreise nach dem Osten sie doch noch ein Mal zu sehen wünsche.

Das arme Mädchen soll bei Nennung meines Namens leichenblaß geworden sein und bestürzt geschwiegen haben, — dann aber hat sie sich doch gefaßt und leise gesagt: „Ich werde mich freuen, meinen Vetter noch ein Mal zu sehen, wenn unsere Oberin es mir erlauben will." — Damit hatte die Unterredung ein Ende und Blume kam zu mir heraus, der ich schon, in der Hickory-Straße auf und ab laufend, vor Ungeduld das halbe Pflaster des Trottoirs weggestampft hatte. — Eine Stunde darauf, nachdem wir uns über Alles besprochen und unsern Plan gemacht hatten, kehrten wir nach dem Kloster zurück.

Wir wurden eingelassen und Caroline, der die Oberin die Erlaubniß, ihren Vetter zu sehen, doch wohl ertheilt haben mußte, erschien bald in Begleitung einer Nonne. Ich hatte alle Mühe, mich im Zaume zu halten, um dem armen blassen Engelskinde nicht gleich an den Hals zu fliegen, — aber ich sagte zu mir selbst im Stillen: „Tom! mein Freund! sei klug und mach nur dies Mal keinen dummen Streich!" und ich ging auf Caroline zu und sagte mit dem gleichgültigsten Tone von der Welt: „Liebe Base! in einer Stunde reise ich nach New-York und da wollte

ich Sie doch noch ein Mal sehen, um Ihnen meine Glückwünsche zu Ihrem frommen Entschlusse darzubringen. — Leider werde ich an Ihrem Ehrentage nicht hier sein, aber wenn Sie den Schleier nehmen, so denken Sie dabei auch an mich und schließen Sie mich in Ihr Gebet ein."

„Gelt! das hatte ich schön gesagt; die andere Nonne schien ganz erbaut von meiner Frömmigkeit, — Caroline aber ward blaß und roth, — sie hielt meine Rede vermuthlich für kalten, herzlosen Spott und stammelte: „Ist das Alles, was Sie mir zu sagen haben, Vetter?" — Blume hatte sich indessen an die heilige Frau gemacht und, unserem Plane gemäß, angefangen, ihr von Californien, wo er nie gewesen war, wunderbare Geschichten zu erzählen. Die Heilige hörte ihm mit offenen Munde zu und ich benutzte diese günstige Gelegenheit, um Carolinen zuzuflüstern: „Caroline! ich habe Sie stets geliebt, — ich liebe Sie noch immer, — wollen Sie wirklich Ihr Leben im Kloster vertrauern oder wollen Sie mein gutes, liebes Weib werden? Die Augenblicke sind kostbar, — wenn Sie wollen, so geben Sie mir blos die Hand, das ist genug." — Caroline erzitterte krampfhaft, dann aber reichte sie mir rasch entschlossen die Hand. Ich war darauf gefaßt gewesen und hatte schon einen kleinen Zettel bereit, den ich ihr sogleich in die Hand drückte. „Nun, so leben Sie wohl, Base," sagte ich nun laut, „und vergessen Sie meiner in Ihrem Gebete nicht. Nun, Blume," rief ich noch lauter, „laß uns gehen und die heiligen Frauen nicht länger belästigen." — Die andere Fromme sah nun zwar gerade nicht aus, als ob die Gegenwart des stattlichen Blume sie besonders belästige, — aber zum Bleiben konnte sie uns doch nicht nöthigen, und so gingen

wir. — Auf dem Zettel aber habe ich Carolinen Alles geschrieben, ihr gesagt, daß ich sie aus dem Kloster entführen wolle, daß sie die Freiheit, die man den Novizen gewöhnlich vor ihrer Einkleidung gewährt, benutzen und Sonnabend Abend im Garten an der Mauer zur Paulsstraße verweilen und dort mein Zeichen abwarten soll. Alles ist festgestellt und ich rechne auf Eure Mitwirkung."

„Mit Leib und Seele!" sagte Joseph, — „aber unser Geld, — unsere Noten?"

„Das soll morgen erst in Ordnung gebracht werden," entgegnete Tom, — dann gehen wir zu Deinen Eltern, und wenn dort Alles in Richtigkeit ist, holen wir Sonnabends die Caroline. — Jetzt fragt mich nichts mehr und laßt mich für Euch Alle denken. Gute Nacht! ich gehe zu Bette, und wenn Ihr klug seid, macht Ihr mir's nach."

Sie waren alle Drei müde und angegriffen, und eine Stunde darauf lagen die drei jungen Leute in den Armen eines tiefen, wohlthuenden Schlafes, der ihnen die rosigsten Bilder und Träume vorführte.

VIII.

So klug — so schlau, — und doch geprellt zu werden! —
Fluch und Verdammniß über diese Schurkenbrut.
Müllner.

Mr. Jeremiah Smartborn saß am andern Morgen in tiefen Gedanken versunken in seinem Arbeitskabinette, als der Neger Hector eintrat und meldete, daß der Schlosser,

der die Arbeit an der Geldcassa besorgt habe, da sei und seine Rechnung bringe.

„Laß ihn eintreten!“ sagte Smartborn gleichgültig, und der Neger ließ Meister Jim eintreten, in demselben geschwärzten Anzuge, in dem Schurzfelle und dem durch dicken Ruß ganz unkenntlichen Gesichte, wie damals.

„Hier ist meine Bill, Sir!“ sagte er kurz und trocken und überreichte Herrn Smartborn ein zusammengelegtes Papier, das dieser nahm, gleichgültig entfaltete und hineinblickte; — aber so wie er einige Zeilen gelesen hatte, warf er einen Blick auf den an der Thüre wartenden Neger und sagte dann: „Gleich, lieber Meister, — nur einen Augenblick! — Hector! gehe doch gleich, ehe ich wieder darauf vergesse, zu Herrn Asa Populorum und sage ihm, daß ich ihn bitten ließe, sich zu mir zu bemühen.“

Der Neger verschwand, — und so wie er die Thüre hinter sich geschlossen hatte, durchflog Smartborn noch ein Mal Jims Zettel, der folgende Zeilen enthielt:

„Die Papiere der alten Böttcher sind im Besitze des jungen Malers Karl Aßmann, der die Tochter des Farmers Böttcher heirathen soll. — Er trägt sie in einem Säckchen verwahrt auf der Brust. Wir haben Alles aufgeboten, um den jungen Mann in eine Falle zu locken und ihm dann die Papiere abzunehmen, — aber bis jetzt ist noch nichts geglückt. Was sollen wir thun? — Gewalt anwenden?“

Smartborn zog jetzt Jim in eine Fensternische und fragte lebhaft: „Bist Du Deiner Sache ganz gewiß, Jim?“

„Ganz gewiß,“ entgegnete dieser, — „und um dies zu sein, wißt Ihr wohl, daß ich mich selbst überzeugt haben muß. — Heute werden sie die Papiere wohl öffnen und lesen. Wie wär's, wenn wir so ihren Inhalt zu er=

fahren suchten, um zu wissen, ob was darinnen steht auch eines Wagestückes werth ist."

„Das wäre allerdings das Sicherste," entgegnete Smartborn nachsinnend, — „aber wen sollen wir hinschicken? Sie sind bei Shaw's und Du weißt, wie mißtrauisch der alte Shaw ist."

„Ist nicht Big Bob dorten?" fragte Jim höhnisch, — „der jetzt zwar ehrlich geworden ist, aber Ihr habt ihn ja fest in der Hand und braucht ihm nur zu befehlen."

Das ließe sich allerdings hören, — aber wie?" — Smartborn dachte einen Augenblick nach, dann eilte er an seinen Schreibtisch, schrieb einige Zeilen nieder und sagte, den Zettel an Jim gebend: „Laß dies auf sichere Weise heute noch in Bobs Hand gelangen und seid diese Nacht in der Mühle bereit. — Sage Capitain Jones, daß ich auf ihn zähle und daß wir einen großen Streich auszuführen haben. — Jetzt fort, ehe Jemand kommt."

Jim verschwand schweigend, und der bald darauf eintretende Hector meldete, daß Herr Populorum sogleich erscheinen werde.

„In einer Stunde muß mein Pferd gesattelt sein, — ich gehe auf mein Landhaus und komme erst Morgen Mittag zurück!" sagte Herr Smartborn zu dem Neger, der sogleich hinabeilte, um des Herrn Befehle zu vollziehen.

Jetzt wurde leise geklopft und Mr. Asa Populorum schob sich in seiner gewöhnlichen kriechenden Weise zur halbgeöffneten Thüre herein. Es war das erste Mal seit jener ihm unvergeßlichen Nachtscene an der Geld-Cassa, daß er wieder Herrn Smartborn gegenüber stand, — denn dieser hatte bis jetzt jede Zusammenkunft mit dem neuen Ehepaare vermieden, — und so war es natürlich, daß Mr. Asa sich nicht ohne einiges Herzklopfen präsen-

tirte. Aber seine Besorgnisse sollten bald verschwinden, denn Mr. Smartborn war die Freundlichkeit und die Leutseligkeit selbst: „Nun, mein guter Asa,“ empfing er den eintretenden Schwager, — „wie geht es im Stande der heiligen Ehe? Die Flitterwochen sind doch noch nicht vorübergerauscht, — Sie und meine gute Schwester leben wohl noch immer in den Honigmonaten des Ehefrühlings. Ich gratulire Ihnen dazu von ganzem Herzen.“

„Oh mein guter Herr Smartborn,“ ächzte Asa demüthig, „wie beschämen Sie mich durch Ihre Güte. Ach! ich weiß es wohl, daß ich sie nicht verdient habe, und darum sage ich auch täglich zu meiner geliebten Rebecca: Laß uns für diesen edlen Mann Tag und Nacht zum Herrn der himmlischen Heerschaaren beten, daß alle seine Schritte gesegnet werden auf Erden und drüben seiner harre das Himmelreich.“

„Ich bin Ihnen, lieber Asa, und meiner Schwester sehr verbunden für Ihre frommen Wünsche,“ sagte Herr Smartborn, nicht ohne einen Anflug von Ironie, — „aber mit dem Himmelreich hat es noch Zeit, — ich gedenke noch etwas auf dieser Erde zu verweilen, — und meine einstige Hinterlassenschaft einstweilen noch selbst zu genießen.“

„Oh, wie können Sie glauben, guter Herr Smartborn!“ fiel Asa ein, der die Anspielung sogleich verstanden hatte.

„Lassen wir das!“ unterbrach Smartborn seine Rede, — „ich habe mit Ihnen in einer ernsten Angelegenheit zu sprechen. Sie erinnern sich doch noch ganz genau an Alles, was in jener Nacht, wo ich nach St. Charles verreist war, hier im Hause geschehen ist, und sind doch wohl bereit, darüber jetzt eine gerichtliche Erklärung zu machen?“

Mr. Asa wurde leichenblaß, er fing heftig zu zittern

an, — seine Knie knickten unter ihm zusammen; — Herr Smartborn schien sich eine Weile schweigend an seiner Zerknirschung zu weiden, — dann fuhr er fort: „Sie erinnern sich doch noch, daß ich in derselben Nacht um eine bedeutende Summe Geldes bestohlen ward, und Sie werden wohl der Gerechtigkeit den Dieb genau bezeichnen können, um ihn der gerechten Strafe zu überliefern."

„Herr Smartborn!" stöhnte der unglückliche Asa, dem es vor den Augen schwindelte und der sich an einem Stuhle halten mußte, um nicht umzufallen.

„Sie erinnern sich," fuhr nach einer Pause Mr. Smartborn fort, „daß in der Nacht des Diebstahls die Gesellschafterin meiner Schwester, Miß Mary Böttcher, heimlich mein Haus verließ, — Sie hatten selbe, wie Sie mir damals sagten, in derselben Nacht aus meinem Arbeitszimmer herausschleichen sehen und vermutheten daher, daß sie den Diebstahl begangen habe. Nicht wahr? guter Asa!"

Ich? — ich hätte?" stotterte der verwirrte Asa, — „ich weiß nicht —"

„Wie, Sie wissen nicht? — Ja, guter Asa, wenn dem so ist, und wenn Miß Mary es nicht war, die mein Geld gestohlen hat, so muß ich den Dieb freilich anderswo suchen. Wollen Sie mich gleich zum Marshall Felps begleiten?"

„Nicht doch! nicht doch! guter Herr Smartborn!" schrie der entsetzte Asa, dem die Angst jedes Bedenken verscheuchte, — ich erinnere mich an Alles. Ja, ja, es ist ganz so, wie Sie sagten."

„Nun, das freut mich, daß Ihr Gedächtniß wiederkehrt, guter Asa," lächelte Herr Smartborn, „seien Sie nun so gut und gehen Sie zu Friedensrichter Johnson und machen Sie über ihre Erinnerungen und Vermuthungen

jener Nacht eine gerichtliche Erklärung mit dem Affidavit. Dann lassen Sie auch Hector und die übrigen Dienstleute ihre eidlichen Erklärungen über das, was sie etwa wissen oder vermuthen könnten, dort machen, und wenn Alles das geschehen ist, dann kommen Sie zu mir zurück, damit ich die ferneren Schritte thue."

Asa wollte noch etwas sagen, aber der kalte, befehlende Blick Smartborns ruhte so fest und herrisch auf ihm, daß er kein Wort mehr herausbrachte, sondern sich zitternd wieder zur Thüre hinausschlich.

Als er fort war, schlug Smartborn ein gellendes Gelächter auf und sagte stille vor sich hin: „Erbärmlicher Schuft! — wenn ich dich gebraucht habe, zerbreche ich dich wie einen Binsenhalm."

Der Neger meldete jetzt, daß zwei Gentlemen im Parlour seien und Herrn Smartborn zu sprechen wünschten. Smartborn eilte sogleich in das Empfangszimmer und war nicht wenig erstaunt, hier seinen Begleiter von gestern, Joseph Böttcher und dessen Freund Tom zu finden. „Was verschafft mir die Ehre?" fragte er etwas verlegen, — „ist noch etwas vergessen worden, macht man Ihnen Anstände?"

„Nicht doch, Herr Smartborn," sagte Joseph treuherzig, — „es ist Alles in Ordnung; ich und mein Freund Tom Quick kommen nur zu Ihnen, um uns in einer wichtigen Angelegenheit Ihren Rath zu erbitten, — und da Sie immer als wahrer Freund an meiner Familie gehandelt haben, so dachte ich, Sie würden uns Ihren Freundesrath nicht vorenthalten."

„Oh! ich bitte," sagte Smartborn, dessen Verlegenheit bei dem etwas spottenden Tone Josephs stieg, „womit kann ich Ihnen dienen?"

„Setzen Sie sich doch, Herr Smartborn,“ sagte Tom jetzt, indem er sich ohne Umstände in einen Schaukelstuhl warf, „wir haben Ihnen etwas zu erzählen, — und das hört sich sitzend viel besser an.“

Smartborn bot Joseph einen Stuhl und setzte sich ebenfalls, worauf Tom sich räusperte und gravitätisch anfing: „Sehen Sie, Mr. Smartborn, wir kommen direct aus Californien, — ich und mein Freund Joseph, — und haben dort ziemlich gutes Glück gehabt. Wir haben zusammen 24,000 Dollars gemacht, — waren aber so dumm, unsern guten Goldstaub in St. Francisco für verdammte Schinplaster umzuwechseln, — mit denen wir betrogen worden sind. — Sie sind ein Mann vom Fache, — kennen solche Dinge genau, — sagen Sie uns ein Mal, was halten Sie von diesen Noten?“ Nach diesen Worten zog Tom eine große Brieftasche heraus und zählte 23,000 Dollars in Fünfzig Dollars-Missouri-Noten langsam auf den Tisch.

Smartborn hatte mehrere Male die Farbe gewechselt und sagte endlich stockend: „Und was soll ich, — was kann ich dabei thun?“

„Sie, Herr Smartborn,“ entgegnete Tom, „sollen uns zuerst sagen, — ob diese Noten wirklich falsch sind, wie die verdammten Brockers behaupten. Sehen Sie sie doch ein Mal an.“

Smartborn nahm mit etwas bebender Hand eine Note, — schien sie zu prüfen, — suchte aber nur Zeit und Fassung zu gewinnen: „Diese Noten sind in der That falsch,“ sagte er dann ruhiger.

„Alle?“ fragte Tom.

Smartborn übersah die Reihen flüchtig und sagte: „Alle!“

„So geschwind sehen Sie das?“ fragte Tom verwundert; — „aber wie kommt es denn, Herr Smartborn, daß Sie gestern noch dieselben Noten für echt annahmen?“

„Die, — die waren auch echt!“ sagte Smartborn, der nach und nach seine Fassung wieder gewonnen hatte.

„So?“ sagte Tom, — „also die waren echt? — Wollten Sie nicht vielleicht so gütig sein, Herr Smartborn, und diese auch noch nehmen und uns dagegen Gold geben?“

„Halten Sie mich für verrückt, Herr?“ fragte Smartborn, unwillig aufstehend.

„Verzeihen Sie,“ sagte Tom, „es war ja nur eine Frage, — und eine Frage ist Jedermann erlaubt. Sie sagen: Nein! und haben ganz Recht. — Ist das also Ihr letztes Wort, Herr Smartborn?“

„Meine Herren,“ sagte Mr. Jeremiah, „ich habe Geschäfte und so gerne ich auch — —“ —

„Aha!“ sagte Tom, nun auch aufstehend, „ich verstehe, Sie weisen uns auf höfliche Art die Thüre. Nun, nichts für ungut, Herr Smartborn, — sehr betrübt, Sie belästigt zu haben.“

Joseph war indessen an's Fenster getreten und in dem Augenblicke, wo Herr Smartborn sein Bedauern und die gewöhnlichen Abschieds-Complimente wiederholte, öffnete sich plötzlich die Thüre und — William trat ein. Smartborn zuckte zusammen, sein ohnehin fahles Gesicht wurde kreideweiß.

„Ich habe die Ehre, Herr Smartborn,“ sagte Tom ceremoniös, „Ihnen unsern Freund William Flink vorzustellen, der ebenfalls aus Californien zurückgekehrt. Er kommt wie gelegen, um Ihnen einige Aufschlüsse in dieser Angelegenheit zu geben. Stellen Sie sich vor, — er war

es, der ein ganzes Bushel von diesen falschen Noten in einer Bibel eingeschlossen, nach Californien transportiren und sie dort an einen gewissen Mann übergeben mußte. Er kennt die Aufgeber und Empfänger, — und es bleibt nun wohl nichts Anderes übrig, als ihn seine Erklärung gerichtlich machen zu lassen, damit wir doch zu unserm sauer erworbenen Gelde kommen."

Smartborn hatte alle Fassung verloren, er zitterte heftig, er stammelte nur mühsam: „Wie? — Sie glauben? — es wäre?"

„Allerdings macht uns das viel Lauferei," fuhr Tom ruhig fort, — „und da Sie, Herr Smartborn, schon einige von unsern Noten genommen haben, so könnten Sie uns wohl den Gefallen thun und uns alle gegen Gold abnehmen. Wollen Sie so gütig sein?"

„Lassen Sie mich die Noten noch ein Mal sehen!" stöhnte Smartborn kaum hörbar.

Tom reichte ihm die Noten, Smartborn blickte sie durch und sagte dann mit gepreßter Stimme: „Um Ihnen gefällig zu sein, will ich sie nehmen."

„Ah! das ist schön von Ihnen," sagte Tom, — „oh! wir wußten es ja, daß Sie ein gefälliger und galanter Mann sind. — Wollen Sie also so gut sein und uns einen Check von 23,000 Dollars auf die Bank schreiben."

Smartborn wankte, ohne zu antworten, zum Tische und schrieb mechanisch den verlangten Check, den er Tom hinreichte; dieser prüfte ihn, gab ihn dann an William und sagte: „Lieber William, sei so gut und hole das Geld, wir verplaudern indessen hier ein Viertelstündchen mit Herrn Smartborn."

William ging, Tom und Joseph setzten sich nieder und eine lange Pause des Schweigens trat ein. Endlich brach

Smartborn das Schweigen und sagte: „Ohne Umschweife, meine Herren! ich bin in Ihren Händen; wer bürgt mir nun für Ihr Schweigen?"

„Niemand!" sagte Tom, „aber ich denke, Sie werden von uns nicht belästigt werden. Wir haben unser Geld — und andere Leute mögen selbst sehen, wie sie dazu kommen."

Das frühere Schweigen trat wieder ein, — endlich erschien William.

„Ist Alles in Ordnung?" rief ihm Tom entgegen, — „hast Du das Geld?"

„Ich hab's!" sagte William vergnügt.

„Nun denn, Herr Smartborn, hier sind Ihre Noten, leben Sie wohl und behalten Sie uns im geneigten Andenken!" sagte Tom und die drei Freunde schieden unter vielen Complimenten von dem vor innerer Wuth sprachlosen Smartborn.

Als sie draußen waren, sagte Tom lachend: „Freunde, es ist gegangen, wie ich mir's dachte, der Fuchs ist in seiner eigenen Falle gefangen, — wir haben unser Geld, — jetzt fort zu Josephs Eltern."

Smartborn aber stürzte, so wie die Thüre sich geschlossen hatte, in sein Arbeitszimmer, warf sich in einen Stuhl und murmelte zähneknirschend: „Triumphirt nur, Elende, ich werde euch Alle vernichten."

Eine Stunde darauf jagte er in gestrecktem Galop seinem Landhause zu.

IX.

Wir sind vereint, — nun trotz ich allen Stürmen.
Halm.

Der rasche Lauf der Ereignisse hat uns schnell und unaufhaltsam weiter geführt, ohne uns Zeit zu lassen, einen Blick gleichzeitig auf die verschiedenen Punkte des Schauplatzes unserer Erzählung werfen zu können, und so müssen wir denn jetzt wieder einen Schritt zurück thun und uns zu den Leiden und Freuden der Böttcher'schen Familie am und nach dem Verkaufstage ihrer Farm wenden.

Wir verließen Vater Böttcher und die Seinigen an dem Morgen des Verkaufstages, wenige Stunden nach dem traurigen Einzuge in Shaws Haus, in der Beschäftigung sich daselbst provisorisch einzurichten, um sich für die bald bevorstehende Uebernahme der Pachtfarm vorzubereiten. — Mit den gewöhnlichen Arbeiten des Hauswesens, mit Besprechungen über das, was nun zu thun sei, ging der Tag vorüber und als es Abend wurde, hatte noch Niemand daran gedacht, sich auch nur darum zu erkundigen, wer wohl die Farm gekauft habe. — Was sollte es den Armen, Vertriebenen auch nützen, zu erfahren, daß Smartborn oder irgend ein anderer reicher Spekulant ihr Unglück benützt und die, mit ihrem ganzen Hab und Gut bezahlte Farm um einen Spottpreis gekauft hatte. Alles vermied von dem traurigen Gegenstande zu sprechen, von den Nachbarn sprach Niemand auf Shaws Farm ein, und als endlich die Sonne längst untergegangen war und die Nacht mit labender Kühle auf die stille Gegend herabsank, legten sich der Wirth und seine neuen Gäste zur Ruhe, ohne irgend eine Kunde von den Ereignissen auf der Apple-Farm erhalten zu haben.

Der nächste Tag brachte keine Aenderung in das Leben der Familie, Böttcher hatte sich mit dem Nachbar Shaw früh auf den Weg nach der Pachtfarm gemacht, um mit dem jetzigen Pächter das Nöthige wegen Ablösung der Erndte und anderer zurückbleibender Gegenstände abzumachen; nur den alten Bob drängte es doch zu erfahren, was mit der Apple-Farm geschehen sei und er richtete langsam und zögernd seine Schritte dahin.

Er hatte Shaws Farm erst spät und nachdem Alles im Hause besorgt war, verlassen, und zuerst den armen Wolf besucht, dem er seinen gewöhnlichen Mundvorrath gebracht hatte. Wolf war gegen seine Gewohnheit dieses Mal nicht da, — es mußte seine alte Lust im Walde herum zu streifen, wieder in ihm wach geworden sein, — und so blieb Bob, nachdem er eine Weile gewartet hatte, nichts übrig, als das Körbchen in die Höhle zu stellen und seinen Weg nach der Apple-Farm fortzusetzen. — Die Sonne hatte längst schon die Mittagshöhe überschritten und die Schatten der Bäume wurden schon wieder länger, als Bob aus dem Walde auf die Straße herab kam.

Ein Junge, der im raschen Laufe in der Richtung von Shaws Farm daher kam, streifte jetzt rasch an ihm vorüber, — plötzlich aber blieb er stehen, betrachtete Bob prüfend und sagte dann: „Wie heißt Ihr?"

„Was geht das Dich an?" sagte Bob mürrisch.

„Das sollt Ihr gleich erfahren!" sagte der Junge mit ziemlicher Keckheit, — „wenn Ihr anders, wie ich glaube, Big Bob seid."

Bob stutzte und sagte: „Der bin ich — was willst Du von mir?"

„Euch dieses vom Boss übergeben," sagte der Junge geheimnißvoll, drückte dem mehr erschrockenen als erstaunten

Bob einen Zettel in die Hand und lief eben so schnell, als er gekommen war, wieder davon.

Bob war wie vom Donner gerührt, — er stand eine Weile sprachlos da und starrte den Zettel in seiner Hand an, — dann warf er einen schmerzlichen Blick gegen den Himmel und seufzte: „Bin ich denn noch nicht befreit aus seinen Klauen. — Ich war so glücklich, — ich dachte, er habe mich vergessen. — Oh, fort, fort, daß ich nicht auf's Neue verpestet werde von seiner Nähe.“ — Bob rannte wie sinnlos hinein in den Wald, — ohne Ziel und Richtung, — es war ihm, als sei der gefürchtete Alte auf seiner Ferse und jage ihn in höllischer Hetzjagd ins Verderben. — Endlich versagten seine Kräfte, matt und gebrochen warf er sich im dichten Walde auf den Boden und athmete schwer und tief. — Die Sonne näherte sich dem Untergange und warf einzelne Purpurstreifen durch die Baumgipfel, — es war stille und einsam um Bobs Ruheplatz und diese Ruhe und Stille des schönen Sommerabends wirkte zuletzt beruhigend auf sein Gemüth und ließen Fassung und Ueberlegung zurückkehren. — „Bin ich nicht wie ein thörichtes Kind,“ sagte er endlich, „daß mich der Name dieses Menschen, daß mich ein Zettel von seiner Hand schon so erschreckt. Ruhig, Bob! — du kennst deinen schlimmsten Feind, — laß sehen, was er will und vereitle seine Pläne.“

Gefaßt machte er den kleinen Zettel, den der Junge ihm gebracht hatte, auf und las folgende Worte:

„Bob! — Seitdem ich Dich tausend Dollars verdienen lassen wollte, — die Du aus feiger Furcht nicht verdient hast, — habe ich nichts mehr von Dir gehört. Die Leute behaupten, Du seiest ein ehrlicher Mann geworden, — ich glaube es nicht, — ich halte Dich vielmehr für einen

tüchtigen Mann und um Dir dies zu beweisen, habe ich an Dich gedacht, da es wieder tausend Dollars zu verdienen giebt. Dieses Mal viel leichter und bequemer noch, als damals, und für Dich eine prächtige Gelegenheit, Dir einen Sparpfennig für dein Alter zu verdienen, damit Du doch wenigstens anständig, als ehrlicher Mann, leben und bei diesem schlechten Metier nicht verhungern darfst. Das Nähere sollst Du heute Nacht erfahren, — ich erwarte Dich eine Stunde vor Mitternacht, an dem Kreuzwege am Creek, südlich von Mike Burners Mühle. Du wirst kommen — und ich erwarte von Dir unbedingten Gehorsam, — wenn Du es nicht vorziehst, Deine übrigen Lebenstage in der Penitentiary in Jefferson City zuzubringen. Der Boss."

Bob hatte den Zettel mehrere Male gelesen und starrte noch immer auf die Zeilen, die ihm in der Abendröthe blutig roth entgegen schienen, — endlich nach langem Nachdenken sagte er plötzlich in dem Tone des Entschlusses: „Tausend Dollars!" und mit tausend Dollars wären jene edeln Menschen, meine Wohlthäter, alle gerettet und glücklich! — Ja! alter Satan! ich werde kommen und wenn die Aufgabe, die du für mich hast, nicht über meine Kräfte und mein Gewissen geht, so will ich die tausend Dollars verdienen.

Er schien lange nachzudenken, — seine Lippen murmelten zuweilen laut werdende Gedanken, — dann legte er sein müdes Haupt auf seine Arme und schien leicht zu schlummern. Es wurde schon dunkel unter den Bäumen, als der arme an Körper und Geist erschöpfte Bob noch im Walde schlief.

* * *

Fast um dieselbe Zeit klopften drei junge Leute, ganz mit Staub bedeckt an Shaws Farm und als dieser um ihr Begehren fragte, sagte der Jüngste von ihnen, sie hätten sich verirrt und bäten um Unterkunft für diese Nacht.

Der gute Shaw, der das Haus bis unter das Dach voll von Gästen hatte, kratzte sich verlegen hinter den Ohren, — seine gastfreundliche Gesinnung kam in einen harten Kampf mit der eisernen Nothwendigkeit, aber endlich sagte er doch: „Ihr Herren! zu jeder andern Zeit wärt Ihr mir willkommen gewesen, — aber heute habe ich mein Haus schon voll Gäste und muß Euch daher rathen bei meinem Nachbar Euer Glück zu versuchen."

„Das ist wohl auch so eine Ausrede, um uns abzuspeisen" sagte einer der Fremden, — „wie sie jetzt leider auch in unserm sonst so gastfreien Westen Mode wird."

„Nicht doch, Herr," sagte Shaw etwas gekränkt, — „meine Thüre stand stets noch für jeden müden Reisenden offen, — übrigens tretet ein, überzeugt Euch selbst, und damit Ihr seht, daß mir's mit der Gastfreundschaft noch immer Ernst ist, so theilt unser Abendbrod und indessen will ich den Jungen herumschicken und Euch bei einem Nachbarn eine Unterkunft für die Nacht besorgen lassen."

„Well! Mr. Shaw!" sagte der Fremde, „wir nehmens an; — aber das sage ich Euch im Voraus, wir sind verdammt zudringliche Leute, und sind wir einmal im Hause, so bringt Ihr uns nicht mehr fort."

Mr. Shaw stimmte in den heiteren Ton seiner Gäste ein und meinte, damit habe es keine Noth und er wolle sie schon wieder loskriegen, — dann führte er sie in das Wohnzimmer, wo die Böttcher'sche Familie versammelt saß. „Da bringe ich noch drei Gäste," sagte Mr. Shaw,

„wenn jetzt noch ein Paar kommen, so muß ich das Haus größer machen lassen.“

„Ich hoffe, wir sind willkommen?“ sagte der Jüngste der Eingetretenen und warf seinen Hut hin, die Abendsonne warf ihr volles Licht auf das jugendliche, gebräunte Gesicht, — und in demselben Augenblicke tönte auch schon ein lauter Freudenschrei durch das Zimmer: „Joseph! Joseph! mein Sohn!“ rief Frau Elise und flog auf den Eingetretenen zu. Das Mutterherz hatte die Stimme und die Züge des Kindes erkannt, — während die Andern sein von Californiens Sonne und dem Winde der Prairie verändertes Gesicht nicht erkannt hatten, hatte ein Ton genügt, um der Mutter ihren Sohn erkennen zu lassen.

„Mutter!“ schrie Joseph jetzt freudig, „kennt Ihr mich noch.“ Und die Beiden lagen sich weinend in den Armen, während in dem eben noch so stillen Zimmer nun ein Freudenjubel, eine Lust und ein Entzücken ausbrachen, die zu schildern unsere schwache Feder nicht im Stande ist. Freudenthränen rollten über alle Wangen, die Umarmungen wollten kein Ende nehmen, Küsse, abgebrochene Worte, herzliche Händedrücke folgten rasch auf einander und der wackere Shaw lief wie ein Unsinniger im Zimmer herum und schrie unaufhörlich: „Und ich verdammter Esel hätte sie beinahe fortgejagt!“

„Ja, Vater! Mutter!“ rief Joseph endlich, nachdem der erste Sturm sich etwas gelegt hatte, — „der ungerathene Sohn ist wieder da, — und ich komme nicht mit leeren Händen von Californien. — Da! — da ist Eure Note an Smartborn, da sind die bezahlten Rechnungen, — die Apple-Farm gehört wieder Euer, — und da ist noch ein hübscher Sparpfennig, — siebentausend Dollars

in Gold! — Und das Beste ist, — meine beiden Freunde haben auch so viel."

Bei diesen vor Freude und Jubel nur hastig und abgebrochen herausgestoßenen Worten hatte Joseph seinen Leibgurt abgeschnallt und schüttete den Inhalt mit solcher Hast auf den Tisch, daß die goldenen Adler im ganzen Zimmer herumrollten und Fritz und Lottchen sie unter Tischen und Stühlen wieder zusammen suchen mußten. Vater Böttcher und seine gute Elise saßen sprachlos da, Marie, die in dem Glücke ihrer Eltern überglücklich war, umarmte den Bruder in stillem Entzücken und Mr. Shaw schrie: „Schlagt ein, Joseph! Ihr seid ein guter Sohn und wart immer mein Liebling. — Das lasse ich mir gefallen, — so muß man aus Californien zurück kommen. Wenn ich Kinder hätte, ich schickte sie jetzt alle nach Californien."

Als nun auch dieser zweite Freudensturm an den Herzen der Glücklichen vorüber gerauscht war, und sie zu ruhigerer Besinnung kamen, mußte Joseph seine und seiner Freunde Abenteuer erzählen, und mit der lebhaftesten Spannung horchten Alle der wechselnden Erzählung Josephs und Toms. Es wurde dann beschlossen, am andern Tage gleich nach der Apple-Farm zurückzukehren und dort so bald als möglich Karls und Mariens Hochzeit zu feiern.

„Vater, was meint Ihr," fiel Joseph jetzt ein, — „wenn ich auch gleich Hochzeit machte?"

„Wie, Du? Joseph?" fragten Vater und Mutter erstaunt.

„Ja, Vater," fuhr der Jüngling fort, „ich habe mir eine Braut mitgebracht, — dieselbe Pepita, von der Tom und ich Euch eben so viel erzählten, und Ihr werdet begreifen, daß sie sich durch ihre Treue und Aufopferung

das Recht erkauft hat, Eure Tochter zu werden. Dennoch wollte ich Euch nicht gleich eine Schwiegertochter in's Haus bringen, ohne erst Eure Einwilligung zu haben. Gebt mir diese, gute Eltern! und macht mich zum glücklichen Menschen."

„Unsern besten Segen über Dich und Deine Braut, mein Sohn!" rief Vater Böttcher, — und Frau Elise fragte: „Aber wo ist sie denn?"

„Gut aufgehoben, in St. Louis," sagte Joseph, „und sie ist nicht allein, der treue Puck bewacht sie."

„Bringe sie her, Joseph," sagte die Mutter, bringe mir meine neue Tochter bald und laßt uns glücklich sein in Euerm Glücke."

„Ich feiere meine Hochzeit auch gleich mit!" schrie Tom fröhlich, — „nur müßt Ihr mir erst helfen, daß ich zu meiner Braut komme, Ihr habt mir's versprochen."

„Ich bin auch dabei!" sagte Karl lustig, — „ich habe in Entführung von Klosterfrauen schon einige Erfahrung."

Unter fröhlichen Gesprächen war es spät geworden, als Karl sich plötzlich zu Böttcher wendete und mit feierlicher Stimme sagte: „Vater, heute ist der 26. Mai, — der Sterbetag der Großmutter, — die ganze Familie ist wieder vereinigt. — Soll ich Euch nun die Papiere geben?"

„Ja, Du hast Recht, mein Sohn," sagte Böttcher ernst, der Augenblick unseres Glückes kann nicht schöner gefeiert werden, als indem wir den letzten Willen der guten Mutter erfüllen. — Gieb mir die Papiere, was sie nun auch enthalten mögen, wir werden es mit Ruhe und Seelenfrieden erfahren."

Karl reichte Vater Böttcher das Päckchen, dieser öff-

nete es, — eine Thräne trat in sein Auge, als er die bekannten Schriftzüge seines Vaters sah, und mit bebender Stimme fing er an, den Seinigen den Inhalt vorzulesen.

X.

Durch Feld und Wald, durch Busch und Moor,
Bis an der Hölle offenes Thor,
Jagt ihn, wilde Gesellen.

Wilde Jagd.

Während in diesem Augenblicke die wieder vereinigte Familie Böttcher mit Lust und Freude eine glücklichere Zukunft begrüßte und mit gespannter Aufmerksamkeit den Mittheilungen horchte, die aus der Großmutter alten Papieren hervorgingen, war Big Bob indessen aus seinem unruhigen Halbschlummer erwacht und fuhr plötzlich, wie von einem jähen Schrecken erfaßt, empor. Im ersten Augenblicke des Erwachens war es ihm, als sei Alles nur ein böser schwerer Traum gewesen, — aber bald trat die schreckliche Wirklichkeit wieder vor seinen Geist und erinnerte ihn an die Zusammenkunft, zu der er in dieser Nacht geladen war. — Aengstlich besorgt, nicht etwa die bestimmte Stunde verschlafen zu haben, raffte er sich auf und nahm seine Richtung nach dem Kreuzwege am Creek. Ein Blick auf den Sternenhimmel und den eben erst am Rande des Horizontes heraufsteigenden Mond belehrte ihn bald, daß Mitternacht noch nicht vorüber sei und er also noch zu rechter Zeit komme.

Endlich gelangte er, sich unaufhaltsam durch Busch

und Strauch hindurch arbeitend, auf den verabredeten Platz; — alles war hier noch stille und öde, und der langsam aufsteigende Mond warf nur einzelne, spärliche Strahlen durch die dichten Bäume. — Bob sah sich überall um, — er erblickte Niemanden. „Sollte er schon da gewesen sein?" murmelte er, — „hm! warten ist doch sonst seine Sache nicht." — Er schritt eine Weile unter den Bäumen ungeduldig auf und ab, dann horchte er wieder in die lautlose Nacht hinaus.

Jetzt schien es ihm, als höre er ein leises Geräusch, — schnell zog er Stein und Stahl aus der Tasche und schlug drei Mal Feuer; — er wartete auf Antwort, — alles blieb stille. — „Ich bin zu spät gekommen," sagte er unmuthig, „er ist schon wieder fort." — Er wendete sich zum Gehen und hatte schon einige Schritte gemacht, als er hinter sich den kurzathmigen, keuchenden Husten des Alten hörte. Wie ein Blitz drehte er sich um und wollte auf die Gegend, woher der Ton kam, zueilen, als die bekannte heisere Stimme ihm entgegen krächzte: „Bleibe stehen, wo Du bist, mein Junge, und komme mir nicht näher, — Du kennst ja meine Art, — ich liebe nicht, daß man mit mir zu familiär ist."

„Was wollt Ihr von mir?„ fragte Bob und trat, trotz der Mahnung, einen Schritt näher, — aber gleichzeitig hörte er auch den Hahn einer Pistole knacken, und die Stimme kreischte ihm zu: „Bleib stehen, wo Du bist, oder Du bist ein Kind des Todes!"

Bob's Auge hatte sich jetzt mehr an das Halbdunkel gewöhnt und er sah im Schatten eines dicken Baumes die unförmliche Gestalt mit zottigem Haare, einem großen Pflaster über einem Auge, mit den krummen Beinen und dem Buckel, die er nur zu gut kannte. — Ein eiskalter

Schauer lief bei diesem Anblicke und der furchtbar auftauchenden Erinnerung an die Vergangenheit durch Bobs Glieder, — er fragte noch ein Mal: „Ihr seht ja, daß ich mich nicht vom Flecke rühre, — was wollt Ihr von mir?“

„Das sollst Du gleich hören,“ krächzte der Alte, — „nur möchte ich vorher wissen, ob Du nicht schon zu sehr ehrlicher Mann geworden bist und am Ende gar Bedenken hast, meine tausend Dollars zu verdienen.“

„Ich will das Geld verdienen,“ sagte Bob, — „wenn ich's irgend kann. Sprecht! was soll ich dafür thun, was verlangt Ihr?“

„Was ich verlange?“ entgegnete der Alte, — eine Kleinigkeit, einen Dienst, bei dem Du Dir nicht die Haut zu ritzen brauchst, — eine wahre Lumperei, — für die ich einem Andern nicht zehn Dollars geben würde, — aber Du hast mir früher manchen Dienst geleistet, ich habe eine gewisse Zuneigung zu Dir, und da ich eben in großmüthiger Laune bin, will ich Dir das Geld zu verdienen geben.“

„Sprecht!“ sagte Bob kurz, denn der Ton, in dem der Alte zu ihm sprach, fing an ihn anzuwidern.

„Nun denn,“ fuhr jener fort, „Du erinnerst Dich doch noch, daß ich Dir einst den Auftrag gab, die Leiche einer alten Frau auf dem Stadtkirchhofe auszugraben, Dich in den Besitz gewisser Papiere zu setzen, die sie auf der Brust tragen sollte und selbe mir zu bringen; — ich versprach Dir dafür tausend Dollars.“

„Und ich that, wie Ihr mir befohlen hattet,“ entgegnete Bob finster, „aber ich fand keine Papiere.“

„Richtig,“ lachte der Boss, „Du konntest sie nicht finden, — denn die Alte hatte sie vor ihrem Tode einem

Andern gegeben, was Dich um tausend Dollars brachte. Dieser Andere hat nun die Papiere noch, — und was ich von Dir verlange, ist, sie mir auf eine gute Art von ihm zu verschaffen."

„Wer ist der Mann, der die Papiere hat? kenne ich ihn?" fragte Bob mißtrauisch.

„Ich denke wohl," sagte der Alte, mühsam einen Anfall seines Krampfhustens bezwingend, — ich glaube, daß Du sogar ein Freund von ihm bist und um so leichter wird es Dir daher sein, die Papiere zu bekommen."

„Wer ist's?" fragte Bob heftig.

„Nur nicht so heftig, mein Junge!" krächzte der Boss, „mit Deiner Hitze hast Du immer noch Alles verdorben. Höre mich an. Die Papiere hat der Maler Karl Aßmann, Dein Hausgenosse und der Bräutigam der Böttcherschen Tochter in Verwahrung. Suche sie auf gute Art von ihm zu bekommen, und wenn Du sie mir bringst —"

„Kein Wort weiter, alter Schurke!" donnerte Bob jetzt den Alten an, „jenes Haus und jene Familie sind mir heilig, — lieber wollte ich verhungern, als auf diese Art Dein Geld verdienen."

„Wie, Du weigerst Dich, Bob?" fragte der Alte erstaunt, „Du vergißt wohl ganz, daß Du in meiner Hand bist und daß ich Dich zerknicken kann wie einen Strohhalm. Hast Du vergessen, daß ich Dich mit einem Briefe an die Grand Jury in die Jail liefern und von da in die Penitentiary expediren lassen kann?

„Und Ihr würdet das thun?" fragte Bob entsetzt, „würdet meine letzten Lebenstage mit Schmach und Elend bedecken?"

„Gewiß, ich würde es, mein Junge," sagte der Alte höhnisch, „mehr noch, ich sage Dir, — ich werde es

thun, wenn die Papiere nicht binnen drei Tagen in meinen Händen sind."

„Scheusal! höllisches Scheusal!" rief Bob in höchster Entrüstung; — aber in demselben Augenblicke hörte man oben in der Luft ein gellendes Gelächter und ein schwerer Körper fiel polternd zwischen den Aesten hindurch von dem Baume herab, an dem der Boss stand.

„Boss! Du hast mir meine Jugend und mein Leben gestohlen! gieb mir sie wieder!" rief eine grelle Stimme, und im selben Augenblicke sprang eine dunkele Gestalt von dem untersten Aste des Baumes herab auf den Alten, ihn gewaltsam zu Boden reißend.

„Ha, der Wahnsinnige!" schrie der Boss entsetzt und rang, um sich von der umstrickenden Umarmung des verrückten Kupferstechers loszureißen; dieser aber hatte sich fest an ihn geklammert, hielt seine beiden Hände umschlungen und schrie ihm mit gräßlicher Stimme ins Ohr: „Boss, gieb mir meine Jugend, mein Leben wieder! — Du hast mich in das fürchterliche Loch gesperrt und dort falsche Noten machen lassen, — aber jetzt habe ich Dich und lasse Dich nicht mehr los!"

Alles dieses war das Werk eines Augenblicks gewesen, — Bob hatte augenblicklich den wahnsinnigen Wolf erkannt, — ohne sich zu besinnen, ohne Rücksicht auf die früheren Drohungen des Alten, stürzte er sich auf die am Boden Ringenden und faßte den Alten mit starker Hand bei der Kehle. — „Habe ich Dich endlich in meinen Händen, alter Schurke," schrie er, vor Wuth mit den Zähnen knirschend, „Du sollst gewiß keinen Menschen mehr unglücklich machen."

Der Boss wehrte sich mit Riesenkraft, — er sprach kein Wort mehr, aber er bot Alles auf, um sich von der

Umschlingung des Verrückten loszumachen. In diesem Kampfe fielen Perrücke und Pflaster von dem Kopfe des Alten, und der gerade durch die Bäume hereinfallende Strahl des Mondes beleuchtete das furchtbar verzerrte Gesicht — Smartborns.

„Smartborn!" schrie Bob auf, — „ha! meine Ahnung!" — aber in demselben Augenblicke stieß er auch einen fürchterlichen Schmerzensschrei aus und taumelte, wie vom Blitze getroffen, zur Seite auf die Erde.

Smartborn hatte seine rechte Hand frei zu machen gewußt, den vergifteten Indianer-Dolch aus seiner Brusttasche gezogen und denselben durch Bobs linke Hand gestoßen, mit der ihn dieser am Halse fest hielt.

Wolf, so wie er Bob fallen sah, ließ Smartborn los und warf sich jammernd auf Bob.

Smartborn aber benutzte diesen Augenblick, er sprang auf und mit dem Rufe: „Mache Dein Testament, Bob! in einer Stunde bist Du todt!" entsprang er in das Dickicht.

„Laß mich, Wolf!" stöhnte Bob, — „eile ihm nach, laß ihn nicht entkommen. Wenn Du mich lieb hast, Wolf, so verfolge ihn!"

Wolf schien ihn zu verstehen, denn mit einem Schrei der Wuth und Rache sprang er dem entflohenen Smartborn nach in das Dickicht.

„Oh, das sind Höllenschmerzen!" stöhnte Bob, — der ganze Arm brennt, als ob er im Feuer läge. Fort, fort! ehe ich das Bewußtsein verliere." Gewaltsam raffte er sich auf und rannte, heulend vor Schmerz, fort in der Richtung gegen Shaws Farm.

* * *

Der fliehende Smartborn hatte indessen fast den Creek erreicht, dessen hoch angeschwollenes Wasser rauschend daher brauste, — da hörte er hinter sich krachende Aeste, beschleunigte Tritte, und bald brach der Wahnsinnige, im wilden Laufe ihn verfolgend, aus den Bäumen hervor.

Wie von den Furien getrieben, flog Smartborn dem Creek zu, an dessen Ufer Burnes Mühle stand, — der Verrückte heulend hinter ihm her. — Eine wilde Jagd voll Wuth und Verzweiflung.

Schon fühlte Smartborn seine Kräfte erlahmen, — die Füße versagten ihm den Dienst, der Wahnsinnige kam ihm immer näher, schon hörte er sein wüthendes Rachegeheul dicht hinter sich, — da, erfaßt von Entsetzen und Angst, machte er eine letzte Anstrengung, — er lief mit Windesschnelle gegen das Wasser zu, — nahe am Ufer aber warf er sich plötzlich zur Seite und erreichte, an demselben hinauf laufend, die Mühle, — die Thüre war offen, — er sprang hinein und war gerettet.

Schäumend vor Wuth kam der Wahnsinnige hinter ihm drein, — unaufhaltsam rannte er vorwärts, — er konnte seinen Lauf nicht mehr aufhalten und im gewaltigen Schwunge flog er in den Gießbach, dessen schäumende Wellen über ihn zusammenschlugen.

Alles war wieder stille wie früher, — die Bäume wiegten ihre blassen Wipfel im Mondenscheine, — der Bach rauschte, — die Nachtvögel ließen ihre unheimlichen Rufe vernehmen, — aber kein menschlicher Ton störte mehr die Ruhe der Nacht.

XI.

„Ein Pferd! Ein Pferd! — mein Königreich für ein Pferd!"
Shakespeare.

Es war ein Uhr Morgens, als Vatter Böttcher seine, oft von Ausrufen und Fragen der Zuhörer unterbrochene, Vorlesung der Papiere der Großmutter beendet hatte; — eine lange Pause des Nachdenkens und der Betrachtung folgte und Jeder gab seinen Gedanken und Gefühlen über das Gehörte Raum. Endlich brach Marie das Schweigen und sagte: „Lieber Vater! ich darf es jetzt wohl sagen, — ich kannte den Inhalt dieser Papiere schon; — die Großmutter ließ sie mich in St. Louis lesen, — aber ich mußte ihr versprechen, ohne ihre Erlaubniß Niemanden den Inhalt mitzutheilen. Als nach ihrem Tode auch die Papiere verschwunden waren, vermied ich es absichtlich, je davon zu sprechen, — denn warum sollte ich Euch mit leeren Hoffnungen quälen, für die mir jeder Beleg mangelte. Und selbst jetzt, wo die Papiere in Euern Händen sind, denke ich, daß wir sie ehren sollen, als ein Vermächtniß der guten Großmutter, daß sie uns aber ja nicht veranlassen mögen, Schätzen nachzujagen, die, mit Blut und Fluch bedeckt, uns nur unglücklich machen würden." —

„So meine ich auch, Schwester," fiel Joseph ein, „wir haben nun, was wir brauchen und mehr wäre schädlich." —

„Kinder!" sagte Vater Böttcher jetzt, „Ihr kennt mich zu gut, um nicht zu wissen, daß der Gedanke an jene verborgenen Schätze des Jesuiten der letzte ist, der meine Seele bewegt. Nein! was mein Gemüth so tief ergriffen hat, ist die Enthüllung der traurigen Schicksale meiner

Eltern in diesem Lande, ist der Verlust meines Bruders, den gekannt zu haben, ich mich kaum dunkel erinnere. Armer Bruder! sollte Laforge's Behauptung wahr sein, daß du von den schändlichen Pfaffen ermordet ward'st, um das Geheimniß ihrer Schätze nicht verathen zu können?" —

„Schrecklich! seufzte Frau Elise, — ist denn eine solche Schlechtigkeit möglich?"

„Ich rechne," sagte Mr. Shaw, „daß diesen herzlosen Menschen, die weder Frau noch Kind haben und daher auch nicht fühlen können, wie unsereins, Alles möglich ist." —

„Ich erinnere mich wohl meines Bruders Robert," sagte Böttcher, — „ich kann mich jetzt entsinnen, daß er plötzlich fehlte, und mir gesagt wurde, er sei beim Baden ertrunken; — dann aber kam die Reise den Fluß hinab, die Ueberfahrt nach Europa mit allen ihren für den Knaben neuen Erscheinungen, die meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen; — jede Erinnerung an den verlorenen Bruder verschwand, und da die Eltern nie mehr von ihm sprachen, da sein Name nicht mehr genannt wurde, — so dachte ich nicht mehr an ihn, bis diese Papiere sein Bild mir wieder lebhaft vor die Seele riefen. Er war etwa ein Jahr älter, als ich, auch größer und stärker und ich erinnere mich ganz wohl, daß er in Wald und Feld herumzustreifen liebte, während ich es vorzog zu Hause bei der Mutter zu bleiben. — Eines Tages hatte er sich bei diesem Herumstreifen in ein Indianerlager verirrt, — die Rothhäute hatten den wilden Jungen gut aufgenommen, ihn zwei Tage lang bei sich behalten, während denen meine Eltern in größter Angst und Unruhe lebten, und als er zurückkam, zeigte er uns mit Stolz seinen linken Arm, auf den ihm der Häuptling der Indianer

das Wappenzeichen des Stammes, eine Schlange und zwei Pfeile tättowirt hatte. — Er war stolz auf diese Auszeichnung und in mir erwachte der kindische Ehrgeiz, sie auch zu besitzen, — ich drang in ihn, mich zu den Indianern zu führen, — aber er sagte mir, die Rothhäute seien schon wieder weiter gezogen nach ihren Jagdgründen, — er jedoch wolle mir die Zeichen in den Arm tättowiren, wie er es von dem Häuptlinge gesehen. — Ich erinnere mich dieses einzigen bedeutenden Vorfalles aus meiner Kindheit noch ganz lebhaft. Er führte mich in den nahen Wald und stach mir mit einer Nadel die Figuren auf meinem Arme nach, worauf er die blutenden Punkte mit Schießpulver einrieb. Ich weinte und schrie, — aber mein einmal angeregter Ehrgeiz und sein Zureden ließen mich endlich die schmerzliche Operation doch aushalten. Seht her! — ich trage diese Erinnerung an meinen Bruder noch." — Vater Böttcher streifte den Aermel am linken Arme auf und zeigte den Seinigen die roh gezeichneten, nun schon verblaßten und undeutlichen Zeichen. Die Familie umgab den Vater und tiefe Theilnahme, eine lebhafte Erinnerung an die Vergangenheit, spiegelte sich in allen Zügen ab.

Jetzt hörte man plötzlich durch die stille Nacht von außen das Nahen beflügelter Schritte, Shaws Hunde fingen an zu bellen, die Hofthüre ward heftig aufgerissen und in demselben Augenblicke fast öffnete sich auch die Zimmerthüre und, blaß, entstellt, ein Bild des Schreckens, — entsetzlich anzuschauen, — stürzte Big Bob ins Zimmer. Alle fuhren erschrocken ob des fürchterlichen Anblickes empor, — er aber schrie mit heiserer Stimme, Schaum auf dem Munde: „Ein Beil! ein Beil! Gebt mir um des Himmelswillen ein Beil!" und ohne eine Antwort abzu-

warten, sprang er nach der Wand, wo Shaws scharfes Handbeil hing, riß es herunter, stürzte damit zum Tische und — ehe noch Jemand der Anwesenden dazwischen springen und es verhindern konnte, — war die That auch schon vollführt. — Bob hatte seine verwundete linke Hand, die unförmlich geschwollen und blauroth war, auf den massiven Eichentisch gelegt und, mit der Rechten das funkelnde Handbeil schwingend, führte er einen mächtigen Hieb, — so daß die Hand vom Arme flog und das Blut aus den Arterien und Venen sprudelnd emporspritzte. — Ein Schrei des Entsetzens durchflog das Zimmer, Bob aber schien sich nicht darum zu kümmern, — er warf das Beil hin und stürtzte in die Küche neben dem Zimmer, wo in dem großen Kamine noch ein Haufe von Asche und Kohlen von dem Feuer des Tages glühte. Ohne ein Wort zu sprechen, bloß die Zähne krampfhaft übereinander beißend, leichenblaß im Gesichte, wühlte er den blutenden Stumpf in den Gluthhaufen, daß es unheimlich darin zischte und kochte. Er selbst kniete am Kamin, — seine Glieder zitterten convulsivisch, — und kalter Schweiß lief in dicken Tropfen über seine Stirne herab. —

„Bob! Bob! um des Himmelswillen! was ist geschehen?“ schrie Vater Böttcher entsetzt auf den Leidenden zustürzend. —

„Eine vergiftete Wunde, — der Biß eines tollen Hundes, was Ihr wollt,“ stöhnte dieser, — „fragt mich jetzt nichts. Später sollt Ihr alles wissen, — aber schafft mir einen Arzt, — einen Arzt, um mich zu verbinden, denn ich will leben, — ich muß jetzt leben, um mich zu rächen. — Oh! macht mich gesund und wenn der Tag der Rache vorüber ist, will ich gerne sterben.“ —

„Schnell! schnell!“ sagte Shaw, „springt hinüber auf

Burnetts Farm, — der Doctor ist dort bei der kranken Frau."

Joseph eilte fort. Bob zog indessen den verbrannten und verkohlten Stumpf seines Armes aus der Gluth, — das Blut hatte zu fließen aufgehört, aber die Schmerzen der Brandwunde traten nun ein, es wurde ihm schwarz vor den Augen, er sank bewußtlos zurück. Man hob ihn auf, setzte ihn in einen Armstuhl, bespritzte sein Gesicht mit Wasser, — langsam kam er wieder zu sich und fast in demselben Augenblicke stürzte der Doctor athemlos ins Zimmer. Joseph hatte ihm unterwegs schon erzählt, was geschehen war, er eilte auf Bob mit dem Rufe zu: „Bob! was habt Ihr gethan?" —

„Euch eine Operation erspart, Doctor," sagte Bob matt, — „ich wußte nicht, daß Ihr in der Nähe waret, und jede Viertelstunde Verzug steigerte die Gefahr. Ich ward mit einem Dolche, der mit Indianergift bestrichen war, verwundet und habe das einzige Mittel ergriffen, das mir übrig blieb, wenn ich nicht elend umkommen wollte, wie ein Hund. — Und ich muß leben, — Doctor! Ihr müßt mich gesund machen," rief er mit flammenden Augen, — „denn ich muß noch einen großen Schurken bestrafen, ehe ich sterbe."

Der Doctor hatte indessen den Stumpf untersucht, — er schüttelte den Kopf und sagte: „Ei, ei, Bob! Ihr habt mir da garstig ins Handwerk gepfuscht, — ich möchte Euch nicht zum Operateur machen, — Ihr geht gar zu cannibalisch drein. — Beruhigt Euch jetzt nur und seid guter Hoffnung. Das Gift scheint sich dem übrigen Körper noch nicht mitgetheilt zu haben, und ich denke, Eure heroische Cur wird euch gerettet haben."

Er fragte nun Bob nach allen Empfindungen und Er-

scheinungen, die er an sich fühle, und als er fand, daß der eigentliche Schmerz sich nur in dem Stumpfe concentrire und nur secondär in den Oberarm und die Achselhöhle hinaufreiche, schien er beruhigter und packte sein Verbandzeug aus.

Frau Böttcher brachte Linnen, Wasser und alles Nöthige und die jungen Leute mußten dem Doctor als Gehülfen zum Halten des Armes u. s. w. dienen. — Der Doctor nahm sein Bistouri und schnitt rasch den blutbefleckten Aermel des rothen Wollenhemdes auf, das Bob nach alter Schiffsmann-Gewohnheit Sommer und Winter auf dem bloßen Leibe zu tragen pflegte. — Als der Arm bloß lag, und während der Doctor beschäftigt war, die Wunde zu säubern und die schmerzlindernden Salben-Verbände aufzulegen, winkte Joseph plötzlich heftig dem Vater: „Kommt hierher, Vater," rief er halblaut, „schnell! seht doch!"

Böttcher trat hinzu, — aber kaum hatte er einen Blick auf Bobs Arm geworfen, auf dem Josephs Zeigefinger ruhte, als er höchst aufgeregt schrie: „Bob! Bob! woher habt Ihr diese Zeichen auf dem Arme, — diese Schlange, diese Pfeile?"

„Ein Indianer-Häuptling hat sie mir in meiner Jugend eingeäzt," sagte Bob matt.

„Und Ihr seid hier in St. Louis geboren?" fragte Böttcher hastig weiter.

„Ja!" antwortete Bob.

„Wer waren Eure Eltern?"

„Ich habe sie früh verloren, — ich habe sie kaum gekannt."

„Wie wurdet Ihr von Euern Eltern getrennt, Bob?"

„Ich wurde von Schurken auf den Fluß gelockt und dort hineingestürzt, der Strom trieb mich abwärts an

einen schwimmenden Baumstamm, ich klammerte mich daran und ward fortgetrieben, bis die Schiffsleute eines Bootes mich sahen, herausholten und mit nach New = Orleans nahmen. — Ich blieb mehrere Jahre auf dem Boote, machte viele Fahrten mit, — kam wohl erst acht Jahre darauf wieder nach St. Louis. Meine Eltern aber habe ich nie mehr gesehen!"

„Und Euer Name?"

„Robert, — jetzt kurz Bob, — die Schiffer nannten mich nach meinen damaligen Angaben, aus denen sie nicht recht klug werden konnten: Robert le Tonnellier. Aber wozu fragt Ihr mich das Alles?"

Böttcher konnte sich nicht mehr halten, mit einem Freudenschrei stürzte er an die Brust Bobs und rief weinend: „Robert! mein Bruder Robert!"

„Wie? was sagt Ihr?" fragte Bob erschüttert.

„Bob!" rief Böttcher jubelnd, „Du bist mein Bruder, mein theurer wiedergefundener Bruder. O welches Glück!"

Alle Glieder der Familie drängten sich freudig herbei, Bob sah aus, als ob er seiner Sinne nicht mehr mächtig sei, und der Doctor schrie endlich abwehrend: „So laßt ihn doch! — Ihr tödtet ja den alten Mann mit zu viel Freude." Des Doctors Worten folgte die Verwirklichung, — Bobs Gesicht wurde plötzlich noch blässer, seine Lippen wurden blau, die Augen schlossen sich, sein Haupt sank zurück.

„Er stirbt!" jammerte Frau Elise.

„Nicht doch!" sagte der Arzt, „aber die aufeinander folgenden heftigen Anstrengungen haben Geist und Körper gleich erschüttert und er bedarf vor Allem der Ruhe. Laßt uns diese ihm verschaffen." Er beendete rasch den Ver=

band, dann trugen die jungen Leute den Bewußtlosen auf ein Bett, an das sich der Doctor beobachtend setzte.

Die Dämmerung war indessen mächtig herangebrochen und der junge Tag warf seine ersten Strahlen durch die Fenster.

XII.

Das Heute kenn' ich, aber wer nur sagt mir,
Was wohl das Morgen bringen wird.
Müllner.

Wir haben den armen Wolf verlassen, als er im gewaltsamen Laufe, unfähig sich im letzten Augenblicke zurückzuhalten, in der Dunkelheit in den Gießbach stürzte und von den Wellen hinabgerissen ward. — Der plötzliche Sturz in das kalte Wasser, der erwachende Instinkt der Lebenserhaltung trugen beide gleichviel dazu bei, seine Gedanken auf andere Gegenstände, als auf die Verfolgung eines gehaßten Feindes zu richten, und mechanisch fing er an, im Hinabtreiben mit den Wellen zu kämpfen und machte Versuche, das Ufer zu erreichen. Allein dieses war überall steil und ausgewaschen, kein Anhaltspunkt bot sich dar, — desto mächtiger und wilder wüthete die Wasserfluth, und trotz des Kämpfens und Ringens mit dem schäumenden Elemente ward er immer weiter fortgerissen. Plötzlich, als seine Kräfte schon zu erlahmen anfingen, fühlte er einen starken Stoß, Zweige und Aeste schlugen an sein Gesicht und er sah sich aufgehalten. Es waren die vom Wasser ausgewaschenen Wurzeln und der hierdurch

schon über den Bach schräg geneigte Stamm eines alten Hickory-Baumes, an die der wilde Strom ihn geworfen und so vom sicheren Tode gerettet hatte. Mechanisch klammerte sich der Wahnsinnige an den Baum und suchte auf diesen selbst zu gelangen; die ersten Versuche des Emporkletterns waren fruchtlos, da ihm der feste Grund unter den Füßen mangelte, — endlich aber schwang er sich doch mit einer letzten Kraftanstrengung empor und gelangte auf den Baumstamm selbst. — Hier saß er nun in der dunkeln Nacht, unter ihm die schäumende Fluth, deren Wellenschlag fortwährend die letzten noch haftenden Wurzeln des Baumes untergrub und diesen beständig schwanken und zittern machte.

Er konnte nicht vor- nicht rückwärts im Dunkeln, und so blieb er krampfhaft angeklammert auf dem Stamme sitzen. — Endlich tagte es langsam in Osten und nun, als die Gegenstände klarer hervortraten und der Rückweg ihm sichtbar wurde, kletterte Wolf vorsichtig vom Stamme herab an das Ufer und warf sich dort, müde, gebrochen, erschöpft, in das bethaute Gras. — Die Ereignisse dieser Nacht schienen aus seinem verwirrten Geiste ganz verschwunden zu sein, — das Bedürfniß der Ruhe überwog Alles, — er entschlief fest.

* * *

Auf Shaws Farm herrschte indessen das regste Leben, — alle Anstalten wurden getroffen, um nach der Apple-Farm zurückzukehren, und so bald dies geschehen war, wollten die jungen Leute nach St. Louis aufbrechen, um Pepita und, wo möglich, auch Caroline herauszubringen.

Bob schlief ruhig und sanft, — die Kunde, daß er

ein Glied der Familie Böttcher sei, daß er damit gleichsam wieder eingetreten sei in den Kreis der guten Menschen, schienen wohlthätig und beruhigend auf seinen Geist gewirkt zu haben, und der Doctor war mit seinen äußeren Erscheinungen sehr zufrieden. Kein Wundfieber hatte sich eingestellt, — selbst die Aufregung dieser Nacht schien verschwunden, — sein Schlaf war ruhig und erquickend.

„Liebe Freunde!“ sagte der Doctor, als er von dem Bette des Verwundeten zu der Familie zurückkehrte, — „Ihr habt Recht, daß Ihr nach der Apple-Farm zurückkehrt, — es ist hier zu eng für Euch Alle, — aber den Kranken müßt Ihr da lassen. Der Transport würde ihn zu sehr aufregen und anstrengen und gefährliche Folgen haben. Wir haben ihn jetzt auf gutem Wege und wollen nichts verderben.“

„Wie Ihr denkt, Doctor,“ sagte Böttcher, obwohl ich Euch aufrichtig gestehe, daß es mich schmerzt, mich von dem kaum wieder gefundenen Bruder schon wieder trennen und seine Pflege Andern überlassen zu müssen.“

„Sobald es sein Zustand erlaubt,“ entgegnete der Doctor, „soll er zu Euch gebracht werden; — jetzt aber laßt ihn hier und baut ganz auf mich und Freund Shaw.“

Die jungen Leute packten indessen rüstig die Wagen, um die die Kinder jubelnd herumsprangen; Frau Elise sah sorglich nach, ob auch Alles in Ordnung sei, und Marie saß an dem Krankenbette Bobs und bewachte seinen Schlummer.

Jetzt rührte sich Bob, — er schlug langsam die Augen auf und blickte um sich, — mit der gesunden Hand fuhr er langsam über die Stirne, — dann richtete er sein Auge auf Marie und schien, sie ansehend, nachzudenken. Seine Züge wurden immer ängstlicher, seine Brust ar-

beitete heftig, eine Thräne trat in sein Auge und, unfähig länger seine Gefühle zu verschließen, wendete er sich gegen Marie und fragte sie mit bebender Stimme: „Oh! nur ein Wort! — habe ich nur geträumt — oder — war es Wahrheit?" — Aengstlich hafteten seine Augen an ihren Lippen, zitternd erwartete er die Antwort. —

„Nein," hob Marie mit ihrer klaren, reinen Stimme an, — „es war kein Traum, mein guter Oheim, — aber sei jetzt nur recht folgsam und ruhig."

„Also wahr? — wahr?" sagte Bob mit freudestrahlenden Augen, — „und Du bist meine liebe gute Nichte, — ich muß nicht mehr „Mamsell Marie" zu Dir sagen, ich kann Dich nun mein Kind, mein theures Kind nennen?"

„Gewiß, lieber, guter Onkel!" sagte Marie mit Thränen im Auge, und drückte herzlich seine zitternde Hand.

„Oh! nun ist Alles gut, — Alles," — sagte Bob seelenfroh, — „rufe mir jetzt Deinen Vater, — meinen Bruder," setzte er mit Stolz und Lust hinzu. „Ach ich hatte Euch ja nicht umsonst alle so lieb, Ihr guten Menschen!"

Marie bat den Oheim ruhig zu bleiben und flog fort, um den Vater zu holen.

Böttcher trat bald ein, — Bob lächelte ihm mit verklärtem Antlitze entgegen, — er reichte ihm die Hand und sagte nichts als: „Bruder!" — aber in dem Tone und Ausdrucke dieses Wortes lag eine Welt voll Liebe.

„Mein lieber Robert!" sagte Böttcher gerührt, „bist Du nun ruhig und zufrieden?"

„Oh ja, — ich bins," sagte Bob, „ich bin glücklich wie nie noch in meinem Leben. Aber nun setze Dich her und erzähle mir Alles, — Alles ganz ausführlich."

Böttcher setzte sich an das Bett des Kranken und er-

zählte ihm den Inhalt der Papiere, die ganzen Schicksale seiner Familie, — kurz, alle Umstände, die Bob noch unbekannt waren.

Bob hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, als Böttcher geendet hatte, sagte er: „Jetzt begreife ich Vieles, — aber noch nicht Alles; — eines nur weiß ich gewiß, Bruder! — Smartborn ist Dein furchtbarster Feind, — seid Alle auf Eurer Hut. Komme ich wieder auf, so will ich seine verbrecherischen Pläne vereiteln, — bis dahin aber kann ich nichts thun, — und selbst das Wenige, was ich Dir jetzt sagen könnte, würde nur Schaden stiften. — Laß mich jetzt ruhen und frage den Doctor, wann ich wohl das Bett verlassen kann.“

„Und wie fühlst Du Deinen Arm?“ fragte Böttcher besorgt.

„Der Schmerz ist unbedeutend,“ sagte Bob finster, „aber mich quält ein Gedanke. Jene Hand, die ich abhieb, war es, mit der ich unsere alte Mutter frevelnd aus ihrem Grabe riß, — die Hand war verflucht.“

„Wie, Bruder?“ rief Böttcher entsetzt, „Du sprichst im Fieber?“

„Nicht doch,“ sagte Bob trübe, „ich bin ganz ruhig, — aber frage mich jetzt nicht, — Du sollst einst Alles wissen und Du wirst schaudern. — Jetzt habe ich nur einen Gedanken, — den: Gericht zu halten über den Schurken, der uns alle verderben wollte. Frage den Arzt, Bruder, wann ich das Bett verlassen darf.“

Während Böttcher mit dem Doctor sprach und dieser sich an das Krankenbett verfügte, waren die Wagen ganz gepackt, und nach der Versicherung des Doctors, daß Bob, wenn Alles so günstig wie bisher verlaufe, wohl schon in acht bis zehn Tagen auf sein könne, setzte sich nach

einem herzlichen Abschiede von dem Kranken und dem guten Shaw der Zug in Bewegung und kehrte nach der Apple-Farm zurück.

Ach! wie schlug ihnen nicht Allen das Herz, als das wohlbekannte Dach ihnen aus den Bäumen hervor entgegen schimmerte, mit welchem erhebenden Gefühle betraten sie nicht den stillen Hof, den sie vor Kurzem noch so traurig verlassen; — und als sie nun in das Wohnzimmer kamen und die Erinnerungen an das letzte schwere Prüfungsjahr wach wurden, da blinkten Thränen in mehr als einem Auge, und die stillen Gefühle dieses Momentes waren mehr werth, waren frömmer und reiner, als alle geschriebenen und gedruckten Gebete der Priester.

„Nun Vater!“ sagte Joseph, als Alles abgeladen und geordnet war, — „wir müssen jetzt fort, — Tom steht schon auf glühenden Kohlen. Es ist heute Freitag, — und morgen ist der Tag der Entscheidung. Wenn Alles gut geht, so feiern wir Sonntag ein Fest der Freude.“

„Ich will Euch nicht abhalten,“ sagte Böttcher, — „obwohl ich solche gewagte Schritte nicht gerne sehe; allein einem verliebten Tollkopfe, wie Tom, ist schwer Vernunft zu predigen. Geht denn und thut, was Ihr nicht lassen könnt.“

Es war schon spät am Nachmittage, als die vier jungen Leute, nach einem herzlichen Abschiede, die Apple-Farm verließen, — noch einen Besuch bei Shaw machten, um sich nach Bobs Befinden zu erkundigen und dann ungesäumt nach St. Louis aufbrachen.

Bobs Zustand war befriedigend, — er war ruhig und heiter, — ließ sich das Vorhaben der Jünglinge erzählen und warnte sie, auf ihrer Hut zu sein. „Die Pfaffen sind mächtige und gefährliche Gegner,“ sagte er, „nehmt

Euch in Acht! — sie lassen sich ein ihnen geweihtes Opfer nicht so leicht entreißen."

Joseph zog beim Weggehen den Doctor noch bei Seite und sagte zu ihm: „Doctor, sagt mir ganz aufrichtig, wie stehts mit dem Oheim?"

„Nun, ich denke, — ganz gut," sagte der Doctor, „es war eine gewaltsame Cur, und sie scheint glücklich abzulaufen. Wenn man solche Sachen sieht, dann wird man fast versucht, sich für entbehrlich zu halten. Es bleibt eine merkwürdige Operation, — aber ich möchte sie nicht anwenden; — die ganze Facultät würde: Zeter! schreien."

Die jungen Leute bestiegen ihre Pferde und ritten nun in scharfem Trabe dem Merramec zu; — es war schon spät, als sie in St. Louis ankamen und im City-Hotel die ängstlich harrende Pepita überraschten, die vor Angst und Sehnsucht den ganzen Tag geweint hatte.

„Morgen Abend, Pepita!" sagte Joseph sie tröstend, „ist auch das Letzte überwunden, — und wir sind Alle glücklich im Hafen."

Morgen? — Welcher Sterbliche kann wissen und sagen, was der nächste Morgen ihm bringen wird?

XIII.

Ach! mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten
Und das Unglück schreitet schnell.
Schiller.

Am andern Morgen war es sehr stille auf der Apple-Farm; — die jungen Leute waren alle fort nach St. Louis, um Pepita und Caroline zu holen und Vater Böttcher hatte mit Fritz und Lottchen, die durchaus den Onkel besuchen wollten, den Weg nach Shaws Farm angetreten. Frau Elise war emsig mit der Einrichtung des Hauses beschäftigt und Marie saß an ihrem Arbeitstische und nähte fleißig an den nöthigsten Gegenständen zu ihrer kleinen Aussteuer.

Das Mädchen schien trübe und ernst gestimmt zu sein, — von Zeit zu Zeit ließ sie die Nähterei in ihren Schooß sinken und hing, nachsinnend, traurigen Gedanken nach. Eine trübe Ahnung quälte die arme Marie, — Bobs trauriges Schicksal, die furchtbare Catastrophe, deren Zeuge sie gewesen war, — die Vermuthung, daß hinter Bobs Schweigen noch ein bedrohliches Geheimniß verborgen liege, Karls Abwesenheit, — alles dieses kam zusammen, um sie zu quälen und zu beängstigen. Tiefe Seufzer entrangen sich ihrer Brust und bei dem kleinsten Geräusche fuhr sie erschreckt zusammen.

„Marie!“ rief jetzt Frau Elise von unten in das Dachzimmer hinauf, wo Marie arbeitete, „Marie! komm' doch einen Augenblick herunter! Da ist ein fremder Herr, — und ich kann noch zu wenig englisch, um ihn ganz zu verstehen.“

Marie flog hinab zur Mutter und begrüßte einen ältlichen Herrn, der so eben eingetreten war und ein Papier

in der Hand hielt, in das er von Zeit zu Zeit Blicke warf. „Sprechen Sie englisch?“ fragte er das Mädchen.

„Ja, mein Herr!“ antwortete Marie.

„Wohnt hier der Farmer Anton Böttcher aus Deutschland?“

„Ja, mein Herr!“

„Sind Sie seine Tochter?“

„Ja.“

„Wie heißen Sie?“

„Marie Böttcher.“

„Waren Sie diesen Winter im Hause des Herrn Jeremiah Smartborn in St. Louis?“

„Ja, mein Herr!“

„Warum haben Sie das Haus des Herrn Smartborn verlassen?“

„Das — das kann ich Ihnen nicht sagen, mein Herr!“ sagte Marie erröthend.

„Ich bin der Friedensrichter dieses Townships,“ sagte der ältliche Herr, „und ich bin hier mit einem unangenehmen Auftrage. Es thut mir leid, so einschreiten zu müssen, aber ich kann leider nicht anders.“

Er ging zur Thüre, öffnete diese, winkte hinaus und vier Männer von unheimlichem, finsterm Ansehen traten in's Zimmer. — Marie zuckte schmerzlich zusammen, — sie war sich keiner Schuld bewußt, aber eine dunkle Ahnung sagte ihr, daß sie verloren sei.

„Hier ist,“ sagte der Friedensrichter, „ein Verhaftsbefehl, ausgestellt vom Richter Johnson in St. Louis, worin ich oder jeder andere Beamte dieses Staates aufgefordert und ermächtigt wird, Mary Böttcher, Tochter des Anton Böttcher, — verdächtig, im Hause des Herrn Jeremiah Smartborn in St. Louis einen Diebstahl von

7200 Dollars begangen und sich dann heimlich entfernt zu haben, — zu verhaften und sie in die Jail nach St. Louis abzuliefern. Sie sind Mary Böttcher, — im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie — und hier sind die Männer, die als Constables eingeschworen wurden, um Sie zu verfolgen und nach St. Louis zu bringen."

Ein Blitzstrahl aus heiterem, wolkenlosen Himmel hätte keine schrecklichere Wirkung haben können, als diese Mittheilung des Beamten; Frau Elise stieß einen Schmerzensschrei aus und sprang zu ihrer Tochter, diese ängstlich umklammernd.

Marie war ebenfalls heftig erschrocken, — aber bald machte die Blässe ihrer Wangen einer hohen Purpurgluth Platz, ihre Augen funkelten vor Unwillen und Entrüstung, — ihre ganze Seelenkraft kehrte zurück und mit Würde und Ruhe fragte sie: „Und wer klagt mich dieses Diebstahls an?"

„Herr Smartborn selbst," war die Antwort des Friedensrichters, „und die Zeugnisse der Hausgenossen."

„Wie? — er! — Smartborn?" rief das Mädchen in edler Entrüstung, „oh der Schändliche!"

„Sind Sie bereit, diesen Leuten zu folgen?" fragte der Friedensrichter.

„Oh Marie! mein Kind!" schrie die arme Mutter, „Du darfst nicht fort, — ich lasse Dich nicht."

„Nicht doch, Mutter!" sagte Marie mit Fassung, „ich gehe, ja, ich folge ihnen getrost, und die Schmach wird nicht auf mich, sie wird auf ihren Urheber zurückfallen; — das Bewußtsein meiner Unschuld giebt mir auch zu diesem harten Schritte Kraft und Muth."

„Sein Sie ruhig, liebe Frau," sagte der Friedensrichter sichtlich bewegt, „dem Ausspruche des Gesetzes

muß Folge geleistet werden, — aber Ihr Mann kann sogleich die nöthige Bürgschaft stellen und die Miß wird dann wieder auf freiem Fuße hieher zurückkehren, — bis der Prozeß zur Verhandlung vor die Criminal-Court kommt, wo sie dann, wie ich wünsche und gewiß hoffe, ihre Unschuld beweisen wird."

„Oh mein Kind! mein armes Kind!" jammerte die trostlose Mutter; — einer der Männer aber, der finsterste und wildeste von Allen trat jetzt vor und sagte barsch: „Macht es kurz, — wir haben keine Zeit zu verlieren, um noch vor Abend wieder in St. Louis zu sein."

„Ich bin bereit!" sagte Marie entschlossen und umarmte die Mutter. „Mutter," sagte sie, „sobald der Vater kommt, soll er nach St. Louis eilen und sogleich die Bürgschaft stellen, — damit ich Abends wieder mit ihm hieher zurückkommen kann."

Nach diesen Worten nahm das entschlossene Mädchen ruhig ihr Tuch und ihre Bonnette und sagte gelassen: „Kommt!" — Frau Elise weinte laut auf, — zwei von den Männern aber schlossen sich rechts und links an Marien an und der eine sagte: „Unser Wagen steht in Fenton, — bis dorthin müßt Ihr zu Fuß gehen."

Noch einen Blick voll Liebe und Vertrauen warf Marie auf die trostlose Mutter, — dann schloß sich die Thüre hinter ihr und ihren Begleitern.

„Habt Ihr sonst noch etwas?" fragte der Friedensrichter einen der beiden Zurückgebliebenen, einen stattlichen, hübsch aussehenden Mann.

„Ja, Esquire," lautete die Antwort, „hier ist auch noch ein Nachsuchungs-Warrant, ausgestellt von Richter Johnson, — der uns ermächtigt, hier eine Nachsuchung nach dem gestohlenen Gelde anzustellen."

Der Friedensrichter las das ihm hingereichte Papier, — dann zuckte er schmerzlich die Achseln und sagte zu Elisen: „Liebe Frau! der Warrant ist in Ordnung; — ich muß leider auch noch diese unangenehme Pflicht erfüllen. Macht uns Alles auf, — ich hoffe, unsere Nachforschung wird kurz und fruchtlos sein."

Die Untersuchung begann, — die Schubladen der Tische, des Kastens wurden geleert und untersucht, — jedes Stück Wäsche auseinander gebreitet, jedes Buch durchblättert, — es fand sich nichts. Endlich kam man an den großen Koffer, — ein Familienstück, das noch von Europa mitgekommen war und die besten Habseligkeiten der Familie verschloß. Während Frau Böttcher den Schlüssel holte, flüsterte der Eine der Männer dem jüngern zu: „Capitain Jones! gebt jetzt Acht, — diese Deutschen haben gewöhnlich ihre werthvollen Sachen in solchen Kisten, — ich werde den Friedensrichter beschäftigen."

Frau Elise kam jetzt und schloß die große Kiste auf, — die obenauf liegenden Sonntags-Kleider ihres Mannes und ihrer Kinder herausnehmend, — während der Mann, der eben gesprochen hatte, den Friedensrichter bei Seite zog und ihm sagte: „Esquire! ich denke, wir finden hier nichts, — aber draußen im Hofe habe ich eine Stelle bemerkt, wo die Erde mir frisch aufgegraben zu sein scheint. Was denkt Ihr, — sollen wir da nicht nachsuchen?"

„Wo?" fragte der Friedensrichter.

„Kommt selbst und seht!" sagte der Andere und der Friedensrichter folgte ihm in den Hof, nachdem er noch dem Andern zugerufen hatte: „Ich komme gleich wieder."

Dieser hatte indessen den dicken Band von Zschokkes „Stunden der Andacht" aus der Kiste genommen und

schien darin zu blättern, — Frau Elise trat ängstlich ans Fenster, um zu sehen, was im Hofe geschehe, — aber diesen Augenblick benutzte der Andere und ein „Endlich!“ murmelnd, nahm er Papiere, die im Buche lagen, schnell heraus und schob sie in seine Brusttasche.

Der Friedensrichter trat jetzt wieder ein und sagte zu seinem Begleiter: „Ich glaube, daß Ihr Euch täuscht, — wenn Ihr aber darauf besteht, so können wir auch dort nachsuchen.“

Der Inhalt der Kiste wurde nun entleert und bald kam Josephs schwerer Leibgurt zum Vorschein, den er den Eltern zur Aufbewahrung gegeben hatte.

„Oho! da scheint ja Geld zu sein,“ sagte der Eine, „laßt sehen.“

Der Leibgurt wurde geöffnet, der Inhalt auf den Tisch geschüttet und gezählt; es waren gerade 7000 Dollars.

„Siebentausend Dollars!“ rief der Mann, — „nun, was sagt Ihr dazu, Esquire? haltet Ihr sie noch für unschuldig?“

Der Friedensrichter sah zweifelnd Frau Elise an, diese aber rief ängstlich: „Das Geld gehört unserm Sohne Joseph, — er hat es aus Californien mitgebracht.“

„Das kann wahr und auch nicht wahr sein!“ sagte der Andere.

„Das wird vor Gericht zu beweisen sein!“ setzte der Friedensrichter hinzu, — „einstweilen ist es unsere Pflicht, dasselbe in gerichtliche Verwahrung zu nehmen.“

Die 7000 Dollars wurden nochmals gezählt, dann in den Geldgurt gethan, dieser von dem Friedensrichter versiegelt und nach Aufnahme eines Protocolls über die Nachsuchung übergab der Friedensrichter den Männern das

Geld, gegen einen Schein, um es dem Richter Johnson zu übergeben.

Alle Dreie entfernten sich endlich und ließen die arme Frau Elise, sprachlos, an allen Gliedern zitternd, in bittern Thränen zurück. Der Schlag war zu unerwartet gekommen, der Sturz aus ihrem Freudenhimmel in den Abgrund des Unglücks und der Schande war zu schrecklich, als daß sie nicht die Kraft einer armen, schwachen Frau gebrochen hätten. —

Als Vater Böttcher zwei Stunden später in sein Haus trat, fand er es leer und öde, — seine arme Frau lag bewußtlos am Boden, — die Unordnung seiner Wohnung, die herumliegenden Sachen ließen ihn ahnen, daß hier ein Unglück geschehen sei. Sein erster Gedanke war einen Einbruch von Räubern zu vermuthen, — aber als Elise zu sich kam, als sie ihm weinend und schluchzend das Entsetzliche erzählte, da brach auch seine Kraft und er erlag dem namenlosen Jammer.

XIV.

Des Herzens Stimme läßt sich nicht verläugnen.

Seume.

Der Sonnabend dieser Woche schien für unsere jungen Freunde im City-Hotel kein Ende nehmen zu wollen. Sie hatten im Laufe des Tages alle Anstalten getroffen, ihre Effekten waren gepackt, ein leichter Wagen im nächsten Leihstalle war bestellt, — allein die Sonne schien dieses Mal gar nicht untergehen zu wollen, — und Tom

mochte auch noch so ungeduldig auf seine Uhr sehen, — es wollte nicht neun Uhr werden. Pepita hielt Männerkleider für Caroline in Bereitschaft, um sie so leichter den spähenden Augen der Verfolger entziehen zu können, und William sattelte die Reitpferde, um jeden Augenblick bereit zu sein. — Endlich — endlich sank die Sonne blutigroth im Westen nieder und die Abenddämmerung trat ein.

„Es ist Zeit, Freunde!" sagte Tom mit einem, sein Herz erleichternden, Seufzer, „laßt uns ans Werk gehen! — William! Du bleibst mit Pepita hier und hälst von zehn Uhr an den Wagen und die Pferde in Bereitschaft. Joseph, Carl und ich nehmen das Uebrige auf uns." —

Die Dreie, wohl bewaffnet und mit allem Nöthigen versehen, verließen nun das City-Hotel und wandelten durch die, am Samstag Abend ungewöhnlich lebhaften Straßen nach dem südlichen Theile der Stadt. — An der Ecke der siebenten Straße und Chateaus-Avenue fanden sie den wackern Meister Blume: „Guten Abend!" sagte er mit gedämpfter Stimme, — „Alles ist vorbereitet, — und einige Freunde mit tüchtigen Fäusten sind in der Nähe versteckt, falls es Hiebe geben sollte. Laßt Euch durch nichts stören, — wir halten Euch hier die Luft rein."

Sie näherten sich nun vorsichtig der Mauer des Klostergartens an der Ecke der Hickory-Straße und Joseph und Blume durchspähten die ganze Gegend rings um. Alles war stille, — nur selten ging ein verspäteter Fußgänger langsam die siebente Straße hinab, — oder rollte ein leerer Omnibus hin. Blume holte nun eine Leiter, die er an einem unbewohnten Hause der Pauls-Straße verborgen hatte und lehnte sie an einer dunkeln Stelle an die Klostermauer, dann stieg er, während die Andern Wache

hielten, hinauf und ließ von Oben eine Strickleiter in den Garten hinabrollen, deren obere, mit eisernen Haken versehene Enden, er auf der Mauer befestigte; — leise stieg er dann wieder herunter und sagte zu dem ungeduldig an der Leiter harrenden Tom: „So! die Passage ist frei; — steig jetzt hinauf, — so wie Du auf der andern Seite an der Strickleiter heruntergeklettert bist, legen wir die äußere Leiter hier im Schatten auf den Boden und richten sie erst wieder auf, wenn Du in die Hände schlägst. Das ist unser Zeichen, — vergiß es nicht, — Karl bleibt an der Leiter, während ich und Joseph um das Kloster herum patrouilliren.“ —

Tom, der vor Ungeduld und Erwartung zitterte, hörte die letzten Worte fast nicht mehr, denn schon war er blitzschnell oben auf der Leiter und eben so schnell kletterte er auf der andern Seite herab. — Tiefes Schweigen herrschte in dem großen Garten, er spähte in dem Halbdunkel umher, — konnte aber kein lebendes Wesen erblicken. — Langsam schritt er nun längs der Mauer hinauf, der Seite der Pauls-Straße zu, welchen Punkt er Carolinen in dem Zettel als Sammelplatz bezeichnet hatte. —

Sein Herz klopfte heftig; — sollte Caroline verhindert, — sollte der Fluchtplan verrathen worden sein? — oh! dann war sie für ihn unrettbar verloren, — denn morgen sollte sie das Gelübde ablegen und eingekleidet werden. „Oh Caroline!“ seufzte er, „soll ich dich, so nahe am Ziele verlieren!“ — Da rauschte es in einem Gebüsche neben ihm, und die holde, theure Gestalt trat hervor. „Caroline!“ hauchte er freudetrunken und schloß die Erröthende in seine Arme.

„Tom!“ sagte das Mädchen mit Ernst und Festigkeit, „ich bin gekommen, weil ich an an Ihre Liebe glaube, —

weil ich Ihr Erscheinen im Kloster an jenem Tage für die Hand des Schicksals halte, das mich endlich aus diesem Leben voll Heuchelei und Trug befreit. — Ich bin auf Alles gefaßt, — lieber sterben, als hier bleiben."

„Oh! so kommen Sie, Caroline", sagte der glückliche Tom, — „Alles ist zur Flucht bereit, wie ich Ihnen schrieb. Meine Freunde harren draußen und so wie wir diese Mauer hinter uns haben, sind wir in Sicherheit. Aber schnell! wir haben keine Zeit zu verlieren, denn der Mond kommt schon langsam herauf, — und wenn wir gesehen würden, wäre Alles verloren."

Er faßte die Hand des Mädchens und leitete sie vorsichtig, längs der Mauer hin, zu der Stelle zurück, wo die Leiter hing. Sie waren schon nahe dabei, als Tom plötzlich stutzte, — es schien ihm, als ob eine dunkle Gestalt neben der Leiter stehe. „Was ist das?" murmelte er, „ist Jemand im Garten?"

„Nicht doch", entgegnete Caroline, — „Alles ist schon in der Clausur und ich erhielt von der Oberin den Schlüssel, mit der Erlaubniß, den Abend vor meiner Einkleidung noch in stiller Betrachtung im Garten zubringen zu dürfen."

„Dann ist es Karl", sagte Tom beruhigt, „dem die Zeit zu lange wurde, und der herüberkletterte. Desto besser, — ein Freund mehr, um den Rückzug zu decken, kann nicht schaden." — Rasch schritt er mit Caroline auf die Leiter zu, — als die Gestalt aus dem Schatten der Mauer ihnen entgegen trat und eine etwas heisere, aber ernste, weibliche Stimme ihnen entgegenschallte: „Was geschieht hier?" —

„Heiliger Gott! die Oberin!" schrie Caroline und sank in die Knie.

Ernst und zürnend trat die Oberin auf die Erschrockene zu und sagte: „Ein Mann hier, — mit Ihnen, Schwester, — am heutigen Abende? — was soll das bedeuten?“

Tom wußte nicht, was er sagen, nicht was er thun sollte, — er hatte den Kopf verloren, — er zog Caroline bei der Hand zur Leiter und sagte ängstlich hastig: „Fort, fort, — schnell, ehe sie Lärm macht!“ — Das war aber leichter gesagt, als gethan, — denn die zitternde Caroline hatte kaum noch die Kraft, sich aufrecht zu erhalten, viel weniger die halsbrecherische Flucht über die Leiter zu wagen.

„Was geschieht hier?“ fragte die Oberin noch ein Mal mit strengem Tone.

Da ermannte sich die bebende Novize und sagte: „Ehrwürdige Frau! Sie haben mir oft ein fühlendes Herz gezeigt, — ich will Ihnen Alles gestehen. Ich kann nicht Nonne werden, — meine Mutter zwang mich zu diesem Schritte und ich gab nach, da ich alle Hoffnung für mein Lebensglück aufgegeben hatte. Jetzt aber ist der Mann zurückgekehrt, der mich liebte, den ich liebe, — er bietet mir sein Herz, seine Hand, — wollen Sie mich verdammen, daß ich die Freiheit suchte?“

Tom schlug vor Schreck über diese Aufrichtigkeit die Hände zusammen und sagte halblaut: „Aber, Caroline! Sie verderben ja Alles. Oh, warum haben Sie nicht geschwiegen!“

Die Oberin sah Caroline lange bewegt und schweigend an, dann sagte sie mit weicher Stimme: „Armes Kind! ich begreife Ihren Schmerz, — aber — leider kann ich Ihnen nicht helfen. Sie sind eine Braut der Kirche und eine unerbittliche Macht hält Sie fest.“

Jetzt erschien ein Kopf auf der Mauer und Karls

Stimme tönte herab: „Nun, warum kommt Ihr nicht? Macht schnell!"

„Karl! komm' herab!" rief Tom, der sich nicht mehr zu helfen wußte, — „ach! das ist eine schöne Geschichte. Hilf uns oder wir sind verloren."

Bei den ersten Worten schon war Karl auf der Mauer und mit einem Sprunge im Garten, — der aufgehende Mond warf seine vollen Strahlen auf sein Gesicht, — die Oberin zuckte bei seinem Anblicke schmerzlich zusammen und rief tief bewegt: „Karl!"

„Wie! diese Stimme?" sagte erschrocken der Jüngling; — da schlug die Oberin den Schleier zurück und er rief entsetzt: „Cäcilie!"

Ja, es war Cäcilie, — gealtert, abgemagert, entstellt, — ein Bild der Krankheit und des nahen Todes, — sie faßte Karls Hand und zog ihn bei Seite. „Seid ruhig," sagte sie zu Tom und Caroline, „bleibt hier, — ich werde Euch nicht verderben. — Karl!" fuhr sie fort, als sie mit dem Jüngling allein war, „so sehen wir uns wieder? Erzählen Sie mir Alles."

Karl machte ihr eine rasche und bewegte Mittheilung von Allem, — Cäcilie hörte ihm schweigend zu, — als er geendet hatte, sagte sie: „Karl! — ich bin auch Ihnen Aufklärung schuldig, — nach jener vereitelten Flucht ergab ich mich in mein Schicksal. In meine Zelle zurückgekehrt, ließ ich den Pater Hyacinth rufen, — er kam, — ich erklärte ihm meinen festen Entschluß, nun der Welt zu entsagen und ein willenloses Werkzeug der Kirche zu sein. Man behandelte mich gütig und liebevoll, ich ward mit Schmeicheleien und Aufmerksamkeiten überhäuft, man malte mir die glänzende Laufbahn, die mir bevorstehe, in reizenden Farben aus, — ich gab mich ganz in seine Hände.

— Lassen Sie mich schweigen von dem, was nun Alles folgte, — meine Erziehung, mein Temperament tragen mehr Schuld als ich. Als sie mich so ganz in ihren Händen sahen, vertrauten sie mir. Große Pläne wurden auf mich gebaut; — die ehemalige Gräfin von St. Croix sollte dem Kloster Ansehen und Glanz verschaffen, — ihr Beispiel Nachahmung erwecken. In diesem Frühjahre ward ich plötzlich mit der Nachricht überrascht, daß ich vom Bischofe in St. Louis zur Oberin dieses Klosters ernannt sei, — aber moralische Leiden und körperliche Genüsse hatten meine Gesundheit bereits untergraben, — ich trug den Keim des Todes in mir. Hier in St. Louis angekommen, fühlte ich bald, daß ich schnell dem Grabe zueile. Es ist eine Auszehrung, die mein Leben zerstört, die mich vor der Zeit zur Matrone gemacht hat, — ich täusche mich über nichts, — ich habe nicht mehr lange zu leben, — aber Sie, Karl, noch ein Mal gesehen zu haben, zu hören, daß Sie glücklich und mit Ihrer Geliebten vereinigt sind, dies wird meine letzten Stunden versüßen."

Karl hatte ihr bewegt zugehört. „Und mein Freund Tom?" sagte er jetzt bittend.

„Kommen Sie, Karl!" sagte Cäcilie, und sie gingen zu dem ängstlich harrenden Paare zurück. — „Folgt mir!" sagte Cäcilie entschlossen und schritt voran; sie gingen schweigend durch den Garten an eine kleine Pforte, — Cäcilie zog einen Schlüssel hervor und öffnete die Thüre: „sie gaben mir diesen Schlüssel zu andern Zwecken," sagte sie halblaut, „möge er ein Mal auch zu einem guten Werke dienen. Geht und seid glücklich!"

Caroline ergriff ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen.

„Cäcilie! Sie sind ein edles Weib!" rief Karl begeistert, „und Ihre Fehler haben Sie würdig gut gemacht."

„Geht, Freunde!“ sagte Cäcilie weich, „und gedenkt meiner, wenn Ihr glücklich seid.“

Karl drückte ihre zitternde Hand und nach einem lebhaft bewegten Abschiede traten alle Dreie durch die Pforte auf die Straße, wo Blume und Joseph harrten.

Cäcilie aber schloß die Thüre und sagte entschlossen: „Mögen sie mich nun tödten, — gleichviel! einige Tage mehr oder weniger bedeuten nichts, — und in den Herzen jener guten Menschen werde ich fortleben.“

Ruhig schritt sie in ihre Zelle zurück, — aber als sie ihr Lager gesucht hatte, als das Licht verlöschte, — schlief sie nicht, — sie weinte die ganze Nacht heiße, bittere Thränen um ihr vergeudetes Leben.

XV.

Mein bist du nun! — und keine Macht der Erde
Soll meinen Händen jemals dich entreißen!

Sobald Tom und Caroline die trüben Klostermauern im Rücken hatten und von den harrenden Freunden mit Jubel begrüßt worden waren, ging es mit beflügelten Schritten dem City-Hotel zu. Athemlos, mit abgebrochenen Worten erzählten Karl und Tom unterwegs ihre Abenteuer und Cäciliens edle That. „Armes Weib!“ schloß Karl seine Mittheilung, — „sie opferte sich für uns, — sie werden ihr das nie verzeihen!“

William und Pepita begrüßten freudig die Kommenden, die Frauen setzten sich in den Wagen, — die Jünglinge bestiegen ihre Pferde und nach einem herzlichen Abschiede

von dem wackern Blume ging es im scharfen Trabe fort, durch die stillen Gassen der schlummernden Stadt, dem südlichen Theile von St. Louis zu. — Mitternacht war längst vorüber, als der Zug die Stadtgränzen hinter sich hatte und die Gravois-Straße betrat. Der hellste Mondschein begünstigte die nächtliche Reise, die ohne Aufenthalt und Unfall von Statten ging.

Der Tag brach an, als die Jünglinge, fröhlich über die Ereignisse und Abenteuer der letzten Tage plaudernd am Merramec anlangten und sich nach dem Fährboote umsahen. Es war noch am jenseitigen Ufer, — jetzt stieß es ab, um zwei Reiter herüberzuführen.

„Das Fährboot," sagte Tom lachend, „kann ich nie sehen, ohne mich an unser erstes Abenteuer zu erinnern; — das Boot ist gewissermaßen Schuld, daß wir nach Californien gingen, und ich fühle eine aufrichtige Dankbarkeit dagegen."

„Du hast jetzt gut lachen," sagte Joseph, — „aber als wir damals darauf saßen und mit dem Strome hinabtrieben, hinter uns die Verfolger, da war uns nicht wohl zu Muthe."

„Sieh' doch nur Joseph!" rief Tom jetzt auf das Boot deutend, — „ist das nicht Vater Böttcher? — Ja wohl, er ist's, Nachbar Shaw mit ihm. Sie kommen uns entgegen."

„Sie sind's!" rief Joseph, „gewiß waren sie um uns besorgt."

Die Jünglinge riefen das immer näher kommende Fährboot an, — aber kein freudiger Gegenruf schallte ihnen entgegen, — Böttcher winkte blos matt und traurig mit der Hand herüber.

„Was ist das?“ fragte Tom stutzend, — „Vater Böttcher erscheint ja gar nicht erfreut, uns glücklich wieder hier zu sehen. Was ist denn das?“

„Mein Gott! der Vater sieht ja ganz blaß und verstört aus!“ rief Joseph jetzt, — „doch nicht ein neues Unglück?“

Jetzt legte das Fährboot an und Böttcher und Shaw betraten, ihre Pferde am Zügel führend, das Ufer; — Böttcher war blaß, entstellt, — er wankte auf seinen Sohn zu, reichte ihm sprachlos die Hand, — und heiße Thränen fielen aus seinen Augen.

„Vater! Vater!“ rief Joseph entsetzt, — was ist geschehen, — ist die Mutter krank?“

„Marie! oh meine Tochter!“ stöhnte der Alte.

„Marie!“ schrie Karl jetzt in höchster Angst, — „oh Vater! sprecht, — was ist's mit Marien?“ —

Böttcher konnte nicht sprechen, aber der derbe, ehrliche Shaw sagte mit zornfunkelnden Augen: „Der gottverdammte Schurke, der Smartborn, den ich schon lange zu seinem Vater, dem Teufel, in die Hölle gewünscht habe, der heuchlerische Schuft will das arme Mädchen ganz verderben, — er hat sie angeklagt, ihm damals, als sie so schnell sein Haus verließ, 7200 Dollars gestohlen zu haben, — er hat sie verhaften lassen, — gestern ist sie in die Jail nach St. Louis abgeholt worden.“

Wie ein zerschmetternder Donnerschlag traf diese entsetzliche Nachricht die jungen Leute, — ihre Gesichter waren leichenblaß, — ihre Augen funkelten vor Zorn und Entrüstung: „Meine Schwester! Meine Schwester!“ rief Joseph zähneknirrschend.

„Marie! sie, die Reine, Unschuldige, unter Verbrechern im Gefängnisse!“ sagte Karl vom bittersten Seelenschmerze

gequält und Tom rief wüthend: „Und er, der Schurke Smartborn that das? er, den wir verderben können, wenn wir wollen. Seid ruhig, — er soll seine Beute schon wieder fahren lassen; ich bürge Euch dafür.“

Rasch wurden nun von beiden Seiten Mittheilungen alles dessen, was geschehen oder noch zu thun sei, ausgewechselt und Shaw schloß seine Erzählung der Vorgänge auf der Apple-Farm mit den Worten: „Ihr kennt Euch denken, welchen Lärm die Geschichte in der ganzen Umgegend macht. Böttcher kam gleich zu mir und ich ritt mit ihm spornstracks zu unserm Friedensrichter. Der wußte aber nicht mehr wie wir und rieth uns nur schnell nach St. Louis zu reiten und dort Bürgschaft zu stellen. Gestern Abend war es dazu zu spät geworden, — aber heute machten wir uns mit Sonnenaufgang auf den Weg.“

„Wir begleiten Euch, — ich und Karl,“ — sagte Joseph, — Du Tom und Du William führt die Frauen auf die Farm; — bis heute Abend sind wir mit Marie zurück und dann wollen wir das Weitere berathen.“

Alle Verabredungen wurden noch rasch getroffen und einige Augenblicke später trug das Ferryboot die beiden Frauen mit Tom und William dem andern Ufer zu, während Böttcher, sein Sohn, Shaw und Karl im Galop auf St. Louis zujagten. Erst als sie dort ankamen, fiel es ihnen ein, daß heute Sonntag sei und sie daher vor den Gerichtshöfen nichts machen könnten. Es gehört zu den traurigen Nachtheilen unserer bigotten Sonntagsgesetze, daß ein am Sonnabend Abend verhafteter Unschuldiger während des ganzen Sonntags unverhört im Gefängnisse schmachten muß, — denn kein Richter würde den Sonntag dadurch zu entheiligen wagen, daß er einen Unschuldigen verhören und ihm seine widerrechtlich entrissene Freiheit

wieder geben würde. Wir wollen hoffen, daß bald bessere Zeiten diese barbarischen Uebergriffe des Fanatismus und der Bigotterie aus unserer republikanischen Gesetzgebung vertilgen werden.

So niederschlagend diese Entdeckung auch auf die Ankömmlinge wirkte, so rasch war auch ihr Entschluß gefaßt, den Sonntag möglichst zu benutzen und alle thunlichen Schritte zu Mariens Befreiung zu machen. Böttcher und Shaw beschlossen zuerst nach der Jail zu gehen, um Marie zu sehen und dort das Nähere zu erfahren, — Joseph und Karl verfügten sich nach Smartborns Hause.

Allein wie groß war Böttchers Staunen und Schreck, als man in der Jail nichts von Marie wußte, — die Register wurden nachgeschlagen, — allein Mariens Name fand sich darin eben so wenig, als ihre Person in den Gefängnißzellen der Frauen, die der gefällige Jailor mit dem betrübten Vater durchforschte. Man wieß sie an die Calaboose, — vielleicht sei sie spät in St. Louis angekommen und dorthin gebracht worden. Böttcher und Shaw eilten hin, — allein auch in der Calaboose fand sich keine Spur von Marien. — Sie eilten nun zu Richter Johnsons Amtsstube, — Alles war zu, — mit großer Mühe gelang es ihnen, seine Wohnung zu erfahren, — und dort angekommen, trugen sie dem Richter den Fall vor. Die tiefe Betrübniß des armen Vaters, das lebhafte Zureden des wackern Shaw bewogen den Richter, dieses Mal eine Ausnahme zu machen und seiner Sonntagsruhe Abbruch zu thun. — Er ging mit ihnen nach seiner Amtsstube, schloß diese auf und sah in den Protocollen nach: „Ja,“ sagte er endlich, „die Sache ist richtig, — ich habe vor einigen Tagen einen Verhaftsbefehl gegen Mary Böttcher ausgestellt, — und die Herren Louis Beaujour und Jim

Wolf wurden zu ihrer Verfolgung eingeschworen. Wenn aber Eure Tochter gestern früh verhaftet ward, so müßte sie jetzt schon in der Jail abgeliefert sein. — Es wäre nur eins möglich, setzte er nach einigem Nachsinnen hinzu, das nämlich, daß der Wagen unterwegs gebrochen ist und sie irgendwo an der Straße eingekehrt sind. Ihr thut also, da Eure Tochter nicht in St. Louis ist, am besten, umzukehren und Euch in den Farmen und Gasthäusern an der Gravois-Road umzusehen."

Damit entließ er seine Besucher, die ihn noch mit Fragen bestürmen wollten, — mit der Entschuldigung, es sei heute Sonntag und er habe Ihnen zu Gefallen bereits mehr gethan, als seine Pflicht erheische.

Als sie wieder auf der Straße waren, sagte Shaw: „Nachbar! der Esquire hat Recht, — unser Herumlaufen hier in St. Louis nützt uns heute am Sonntage nichts; — laßt uns seinen Rath befolgen und an der Gravois-Road Nachsuchungen halten. Abends finden wir die Jungen ja im City-Hotel und die Bürgschaft können wir doch erst morgen stellen."

Beide eilten schnell zum City-Hotel, sattelten ihre Pferde und nachdem sie für Joseph und Karl Weisung hinterlassen hatten, eilten sie auf die Gravois-Road hinaus, in jeder Farm, an jeder Grocery Nachfrage haltend. Allein alle Nachforschungen waren vergebens, — nirgends hatte man Marie gesehen, — Niemand wußte etwas von einer Gefangenen, die nach St. Louis transportirt worden wäre. Ihr Streifzug dauerte bis spät Abends und erst als die Sonne hinabsank, kehrten sie müde, erschöpft, rath- und trostlos nach St. Louis zurück.

* * *

Um unsern Lesern Mariens Verschwinden zu erklären, müssen wir einen Blick zurückwerfen und die ihrer Verhaftung zunächst folgenden Ereignisse erzählen.

Als Marie mit ihren beiden Begleitern die Farm verlassen hatte, schlugen diese, das Mädchen immerfort zur Eile antreibend, die Straße nach Fenton ein. Mehrere Male versuchte der Aeltere, den der Andere Jim nannte, ein Gespräch mit Marien anzuknüpfen, aber sie gab ihm keine Antwort, schritt ruhig, nur ihren stillen Gedanken nachhängend, fort. „Verdammte Dirne!" murmelte Jim endlich, „wir wollen Deinen Trotz schon brechen."

Sie mochten ungefähr ein Drittel ihres Weges zurückgelegt haben, — die Sonne schien hell und sandte ihre glühendsten Strahlen herab, — tiefes Schweigen herrschte rings in der ganzen, nach einem erquickenden Regen lechzenden Natur und nur ein dumpfes Grollen im Westen schien ein für den Abend heraufsteigendes Gewitter anzukündigen, als der Jüngere der beiden Männer seinem Begleiter einen bedeutsamen Blick zuwarf und sagte: „Ich will verdammt sein, wenn ich es noch länger in dieser Sonnenhitze aushalte. Sind wir nicht verdammte Narren, Meister Jim, daß wir hier auf der offenen Straße bleiben, wo uns die Sonne die Kleider vom Leibe brennt, während der Fußweg durch den Wald näher und kühler ist?"

„Ihr habt Recht, John," sagte Jim, — „Euer Rath ist gut und soll befolgt werden. — Allons, Jüngferchen!" sagte er höhnisch zu Marie, — „links eingebogen, — Ihr kommt dadurch etwas früher unter Dach und Riegel."

Marie würdigte den herzlosen Spötter keiner Antwort, und bog schweigend mit den Männern in den Waldweg hinein.

Sie mochten ungefähr eine Viertelstunde in dieser Richtung fortgeschritten sein, — der Weg wurde immer undeutlicher und war durch Gestrüpp, Baumwurzeln und andere Hindernisse fast unwegsam, — endlich hörte man das Rauschen eines Gießbaches und sah diesen bald über umgestürzte Baumstämme und Steinblöcke daherrauschen, Marie, tief in Gedanken versunken, achtete nicht auf den Weg, noch auf die Richtung, in der man sie führte, — ihr ganzes Sinnen war auf einen Punkt gerichtet, — auf den, wie sie ihre Unschuld beweisen und den schändlichen Smartborn niederschmettern könne.

Auf ein Mal ward sie durch einen lauten, gellenden Schrei aus ihren Gedanken aufgeschreckt und die beiden Männer blieben ebenfalls plötzlich, wie angewurzelt, stehen. Eine ganz mit Schlamm und Erde bedeckte Gestalt, mit herabhängenden Haaren, stieren Augen, einen mächtigen Knittel in der Hand, hatte sich plötzlich aus einem Busche erhoben und schrie: „Wohin?"

Marie erkannte die Stimme und bald auch, trotz des entstellenden Aeußern, die Züge, denn sie rief lebhaft bewegt: „Wolf! armer Wolf!"

„Marie!" schrie der Wahnsinnige heftig, — „was wollt Ihr mit ihr?" fragte er wüthend und schwang drohend seinen Knittel.

„Ha! er ist's," sagte der leichenblaß gewordene Jim halblaut, „jetzt oder nie. Warte Bursche, Dich führt dein böser Stern in meinen Weg. — Beschäftige ihn," flüsterte er John zu, „und laß mich machen."

„Was wollt Ihr mit Marien?" fragte der Wahnsinnige noch heftiger.

„Das wird Dich wenig kümmern, Narr!" sagte John trotzig, „mach' Platz!"

„Wolf!“ flehte die erschrockene Marie, „sei nur ruhig, — mir geschieht kein Leid.“

„Gewiß nicht?“ fragte Wolf mißtrauisch.

„Nein, guter Wolf! gewiß nicht,“ sagte Marie, „komm', gieb mir die Hand und sei ruhig.“

Wolf, über den die Stimme des Mädchens eine zauberische Gewalt übte, ließ seinen Knittel fallen und trat mit den Worten: „Gute Marie! der arme Wolf hat Dich lange nicht gesehen,“ auf sie zu. — Er faste ihre Hand, — aber in demselben Augenblicke hatte sich Jim hinter den Unglücklichen geschlichen und mit dem Knittel einen fürchterlichen Hieb auf seinen Kopf geführt.

Wolf brüllte dumpf auf: „Vater!“ und stürzte regungslos zu Boden, Jim sprang auf den Körper, und den Kopf und die Brust mit Fußtritten stampfend, schrie er, wie ein Wüthender: „Verfluchter Hund! Du hast Deinen Theil, — Du sollst uns nicht mehr gefährlich werden.“

Marie war bei dem schrecklichen Ereignisse ohnmächtig niedergesunken, — John raffte sie auf und sagte rasch: „Jim! verliere keine Zeit mit dem Hunde, — schnell! sie weiß jetzt nicht, was mit ihr geschieht; — laß uns eilen.“ — Er und Jim nahmen die bewußtlose Marie und trugen sie im raschen Laufe der Mühle zu, deren Thüre sich bald hinter dem Opfer und seinen Henkern schloß.

Der arme Wolf wälzte sich indessen stöhnend in seinem Blute.

XVI.

Am Ende seid ihr Alle nur — betrogene Betrüger.

Lessing.

An demselben Sonntag Morgen, wo Böttcher und Shaw vergebens überall nach der verschwundenen Marie forschten, saß Mr. Smartborn in seinem Landhause an der Heer-Straße nach Carondelet im tiefen, angelegentlichen Gespräche mit seinem würdigen Freunde Mr. Littlespring. Der Tisch vor ihnen war mit Papieren und Aktenstücken bedeckt und der Gegenstand ihrer Unterhaltung nahm ihre ungetheilte Aufmerksamkeit in Anspruch.

„Ja, mein werther Mr. Littlespring,“ sagte Smartborn, „Sie betrachten die Sache ganz aus dem richtigen Gesichtspunkte. — Ich verkaufe allerdings unter dem Werthe, — weil, — nun, Ihnen, einem alten Freunde, kann ich es ja sagen, — weil ich verkaufen muß. Ich verlasse St. Louis und gehe, wohin so viele Andere gehen, — nach Californien; — ich habe eine großartige Spekulation daselbst vor, — aber eben dazu brauche ich Geld, — viel Geld, — denn nur mit großen Mitteln läßt sich dort noch etwas machen.“

„Und Sie wollen uns wirklich ganz verlassen, theurer Freund?“ sagte Mr. Littlespring gerührt.

„Ich muß,“ sagte Smartborn, „der Mensch muß arbeiten und streben, so lange er lebt, und ich versichere Sie, — das hiesige Geschäft fängt an mich zu langweilen, — ich bedarf der Abwechselung. Noch kennt Niemand mein Vorhaben, — nur Ihnen, bester Littlespring, wollte ich mich anvertrauen und zugleich Ihnen den höchst vortheilhaften Kauf meines sämmtlichen Grundeigenthums an-

bieten. Sie können über hinreichendes Baargeld verfügen und daher verkaufe ich Ihnen lieber wohlfeiler. Sie machen übrigens ein glänzendes Geschäft."

„Und an Ihrer Forderung," fragte Mr. Littlespring, indem er mit lüsternen Augen die Documente durchlief und prüfte, — „an Ihrer Forderung lassen Sie nichts mehr nach?"

„Ich kann nicht, — guter Littlespring, — ich kann wahrhaftig nicht," seufzte Mr. Smartborn, — „ich verliere ohnehin dabei, aber was thut man nicht in diesen geldarmen Zeiten, um die nöthigen Fonds zusammen zu bringen, — und dann gönne ich auch einem alten Freunde, wie Ihnen, gerne den Gewinn."

Ein langes Geschäftsgespräch folgte nun, in dem beide Speculanten, mit dem Bleistift in der Hand, schätzten, rechneten, calculirten, — bis zuletzt das Geschäft abgeschlossen wurde und Herr Littlespring das Stadthaus und sämmtliches anderes Grundeigenthum des Herrn Smartborn um die runde Summe von Hunderttausend Dollars kaufte. Am nächsten Morgen sollte der Verkaufsakt unterzeichnet und das Geld ausbezahlt werden und Smartborn bat seinen Geschäftsfreund, bis dahin tiefes Schweigen über die ganze Angelegenheit zu beobachten, was dieser um so lieber versprach, als er sich nicht gerne den fetten Bissen von einem Andern wegschnappen lassen wollte.

Als Littlespring fort war, um zwei Zeugen für die morgige Unterzeichnung des Verkaufs-Aktes zu bestellen und das nöthige Geld bereit zu machen, — ging Smartborn lange nachdenkend in seinem Zimmer auf und ab. „Ja!" sagte er endlich, „so wird es gehen. Hier kann ich nicht mehr bleiben, denn die Geschichte mit der Familie Böttcher hat mich in ein Labyrinth von Schwierigkeiten

verwickelt, aus denen mir kein anderer Ausweg mehr übrig bleibt. Uebrigens wollte ich ja schon längst nach St. Francisco, um Hawkes besser auf die Finger sehen zu können, der seit einiger Zeit nichts mehr von sich hören läßt." — Er ging wieder nachsinnend auf und ab und murmelte nur hie und da einzelne abgebrochene Worte. — Plötzlich erweckte ihn der Hufschlag eines herangalopirenden Pferdes aus seinem Brüten, er trat an's Fenster und sah seinen Neger Hector in den Hof sprengen.

Einige Augenblicke darauf erschien Hector vor seinem Herrn und überreichte ihm einen Brief. Smartborn erbrach ihn hastig und las:

„Das Mädchen ist in der Mühle, — der Kupferstecher für immer aus dem Wege geschafft, — die bewußten Papiere sind in unserer Gewalt. Wir erwarten Euch. Capt. Jones."

Ein triumphirendes Lächeln flog über Smartborns blasses Gesicht, als er das Briefchen gelesen hatte, — dann wendete er sich zu Hector und fragte diesen: „Sonst nichts Neues?"

„Doch, Sir!" antwortete dieser, „zwei junge Deutsche waren da, — schienen sehr aufgeregt und wollten durchaus mit Herrn Smartborn sprechen."

„So?" entgegnete Smartborn gespannt, — „und Du sagtest ihnen? —"

„Was Sie mir aufgetragen hatten, Sir," lautete des Negers Antwort, — „Mr. Smartborn sei nach New-York, werde von da nach Europa gehen und vor einem Jahre nicht zurückkehren."

Und sie gingen dann?" fragte Smartborn.

„Ja, Herr! — sie gingen und sind nicht wiedergekommen," antwortete Hector.

„Gut! reite jetzt zurück," sagte Smartborn beruhigt, „und besorge diesen Brief an Herrn Asa Populorum. Um 9 Uhr Abends komme ich zurück, — merke Dir's aber, daß ich für Niemanden, als für Herrn Asa da bin."

Der Neger verschwand und galopirte bald darauf wieder auf der Straße nach St. Louis zurück, während Smartborn einen von seiner Wohnung mitgebrachten Koffer aufschloß und die darin aufgeschichteten Papiere herausnahm. Er blätterte Alles sorgfältig durch, — zerriß und verbrannte Vieles, — bis endlich nur noch ein ganz kleines Päckchen übrig blieb, das er zusammenband und in die Tasche steckte.

Diese Arbeit hatte fast den ganzen Rest des Tages hinweggenommen, — als er fertig war, sagte er hohnlächelnd: „Mögen sie doch jetzt thun, was sie wollen, — mein Geld aus der Bank habe ich zurückgezogen, — Littlespring bezahlt mich morgen, — nichts fesselt mich dann mehr an St. Louis und ich bin frei und unabhängig, wie der Vogel in der Luft. Meine Feinde mögen das leere Nachsehen haben, — arme Thoren! die einem Smartborn drohen zu können wähnen!"

Als es dunkel wurde, bestieg er sein Pferd und ritt auf abgelegenen Seitenwegen nach St. Louis zurück.

* * *

Es war gegen zehn Uhr Abends, als Smartborn sein Arbeitszimmer betrat und bald darauf meldete Hektor das Erscheinen des Herrn Asa Populorum.

„Ach, mein guter Asa!" sagte Smartborn mit großer Herzlichkeit ihn begrüßend, — „Sie sind doch nicht ungehalten, daß ich Sie zu noch so später Stunde zu mir be-

mühe; — allein Sie sind Geschäftsmann, wie ich, — und daher bedarf es wohl nicht erst der Entschuldigung."

„Mein guter Herr Smartborn!" lispelte Asa, „ich bin stets zu Ihrem Befehle, bei Tag und Nacht; — mein Gott! Sie haben ja über mich zu befehlen. Mein Hab und Gut, meine Person, — Alles steht zu Ihren Diensten; — verfügen Sie darüber."

„Und wenn ich Sie nun beim Worte nehmen würde, guter Asa, wie dann?" fragte Mr. Smartborn lauernd.

„Ach! wie können Sie nur noch fragen, guter Herr Smartborn," sagte Herr Populorum ganz zerknirscht, — „was ich bin, verdanke ich Ihnen, — was ich habe, habe ich von Ihnen. Sie haben also darüber zu verfügen."

„Nun denn," sagte Smartborn heiter, — „diese freundschaftliche Erklärung von Ihrer Seite erleichtert das Geschäft, wegen dessen ich Sie noch so spät zu mir bitten ließ, ungemein. Hören Sie mich an, guter Asa, ich habe allerdings ihre Freundschaft in Anspruch zu nehmen. Es ist mir ein sehr vortheilhafter Kauf von höchst werthvollem Grundeigenthum zu spottbilligem Preise angeboten worden. Der Mann verkauft aus Noth und mit Baargeld läßt sich da also viel thun. Morgen muß das Geschäft abgeschlossen sein, wenn es nicht in die Hände eines Andern fallen und mir entgehen soll. Ich habe in letzter Zeit viele Zahlungen gehabt und, um das Eigenthum kaufen zu können, fehlen mir ungefähr 30,000 Dollars. Da wollte ich Sie denn fragen, mit wie viel Sie mir, auf einige Wochen nur, aushelfen können. Daß ich Sie bei dem Gewinn des Geschäftes betheilige, versteht sich von selbst, guter Asa. — Jedenfalls sollen Sie sich keinem Undankbaren verpflichtet haben."

„Ach, mein guter Herr Smartborn," sagte Asa mit

seinem holdseligen Lächeln, — „wie gut sich das trifft; — ich und meine Frau haben gerade unser bischen Geld von den bisherigen Plätzen zurückgezogen, um es besser zu verwerthen. Auf diese Art ist ja Ihnen wie uns geholfen. Wie viel brauchen Sie?“

„So viel Sie entbehren können, guter Asa, ohne sich wehe zu thun,“ entgegnete Smartborn. „Das Geschäftchen ist übrigens gut, und Sie hätten kein besseres machen können. In einer Woche haben Sie wenigstens zwanzig Procent gewonnen.“

Herr Asas Gesicht funkelte bei den „zwanzig Procent,“ seine kleinen Aeuglein schossen im Kopfe hin und her und er fragte hastig: „Soll ich Ihnen das Geld noch heute bringen, guter Herr Smartborn?“

„Nicht doch, lieber Asa! morgen früh um 7 Uhr! — ich gebe Ihnen dann eine Note bei Präsentation zahlbar; — und sobald das Geschäft abgeschlossen ist, weihe ich Sie in Alles ein.“

Der erfreute Asa empfahl sich bald, Smartborn begleitete ihn bis zur Treppe, — als er in sein Zimmer zurückgekehrt war, sagte er mit hönischem Lächeln: „Geh' Strohkopf! und bringe dein Geld, — du hast mich lange genug bestohlen, — jetzt bestehle ich dich und komme wieder zu meinem Gelde.“ Er verschloß die Thüre und brachte die meisten Stunden der Nacht in rastloser Thätigkeit zu, Briefe schreibend, Papiere schichtend und verbrennend und alle Anstalten und Vorbereitungen zu seinem Vorhaben treffend.

Am andern Morgen noch vor 7 Uhr brachte Mr. Asa seine und seiner theuern Rebecca 30,000 Dollars und erhielt Herrn Smartborns Note, um 9 Uhr war Smartborn schon in seinem Landhause, schloß den Verkauf alles seines

Eigenthums mit Littlespring ab und strich das Geld ein, — und am Abende desselben Tages, während Böttcher, Shaw und die jungen Leute, rath- und trostlos St. Louis verließen, ohne weder Smartborn gesehen, noch Marie gefunden zu haben, ritt der kluge Smartborn auf einem Waldwege der Mühle Mike Burners zu, in seiner Brusttasche das wohlgefüllte Taschenbuch, — fest entschlossen, seine Rache ganz zu befriedigen und dann einen andern gefahrloseren Schauplatz für seine ferneren Thaten zu suchen.

XVII.

> Sei ruhig, Mann! du trägst den Cäsar und sein Glück.
>
> Jul. Caesar.

In dem kleinen obern Zimmer von Mike Burners Mühle saßen Smartborns Genossen und Helfershelfer, Louis Beaujour, sonst auch Capt. Jones genannt, Jim, John und der Müller selbst beisammen. Ein matt brennendes Talglicht erleuchtete den Raum nur spärlich, desto mehr aber schien die auf dem Tische stehende Korbflasche voll alten Brandys Erleuchtung in den Köpfen der Anwesenden zu verbreiten. Mit gedämpfter Stimme plauderten die würdigen Helfershelfer des Land-Speculanten über ihre letzten Abenteuer und zerbrachen sich die Köpfe über die muthmaßlichen, künftigen Pläne ihres Führers.

„Und was macht die Dirne jetzt?" fragte Beaujour, „auf deren Besitz unser Boss so großen Werth zu legen

scheint. Ich will verdammt sein, wenn ich je von ihm geglaubt hätte, daß er Sinn für solche Kindereien habe und auf seine alten Tage noch ein Mädchenjäger werden könne."

„Was die Miß betrifft," fiel Jim ein, „so weiß sie gar nicht, daß sie bei uns ist. Als sie wieder zu sich kam und sich auf dem Bette in unserm unterirdischen Gemache fand, dachte sie nicht anders, als sie sei in der Jail und, da ich ihr nicht widersprach, so glaubt sie es noch immer und hält mich für den Jailor."

„Eine unverdiente Ehre, zu der Du da kömmst," sagte Beaujour lachend, „und ein Posten, auf dem ich Dich in der Wirklichkeit gerne sehen möchte. Wenn sie Dich zum Jailor machten, Jim, so möchte ich darauf wetten, Du würdest vielen braven Leuten, die jetzt eingesperrt sind, wieder zu ihrer Freiheit verhelfen."

„Gewiß, das würde ich, Capitain," lachte Jim, „und ich denke, ich ließe Alle los und sperrte dafür die Richter, die Attorneys und die Grand Jury ein."

Ein unterdrücktes Gelächter belohnte diesen Witz und Jim fuhr fort: „Was der Boss mit dem Mädchen will, weiß ich nicht, wahrscheinlich aber steht sie mit den Papieren im Zusammenhang, an deren Besitze ihm so viel gelegen war. Nun, er hat jetzt die Dirne und die Papiere und kann mit uns zufrieden sein."

„Es argwohnt doch Niemand, daß sie hierher gebracht wurde?" fragte Mike Burner, „saht Ihr Niemanden hier in der Gegend herumschleichen?"

„Niemanden!" antwortete John, „ich habe fleißig patrouillirt, aber Alles war still und öde, wie gewöhnlich. Uebrigens möchte ich auch Niemandem rathen, sich in unsere Nähe zu wagen. Ihr kennt des Boss Befehle, — Keiner,

der in unsere Geheimnisse eindrang, darf diesen Ort mehr lebend verlassen."

„Aber sie mögen Augen gemacht haben," sagte Beaujour, „als sie die Dirne in St. Louis suchten und nirgends fanden. Die Sache wird nun wohl in die Zeitungen kommen, — das ist das Schlimmste, — denn da wird sie im ganzen Lande bekannt."

„Seid unbesorgt, Capitain," fiel Jim ein, — „bis das gehörig herumkommt, sind wir längst in Sicherheit, — wenn ich anders den Boss richtig verstanden habe."

„Nun, wir werden ja heute Abend Alles erfahren," bemerkte John, — „er muß bald hier sein."

Von Außen ließ sich das Gekrächze hungriger Raben vernehmen und alle Viere sprangen auf: „Er ist's!" sagte Beaujour lebhaft, — „John, mach' auf!"

John eilte hinaus, — die Thüre öffnete sich lautlos und während John das Pferd in den Stall führte, trat Smartborn in's Zimmer.

„Guten Abend, meine Freunde," sagte er ruhig und gleichgültig, „ich freue mich, Euch so pünktlich auf Euern Posten zu finden. Wir haben viel zu thun und was geschehen soll, muß rasch geschehen."

„Sprecht, Boss!" nahm Beaujour das Wort, während die Andern ehrfurchtsvoll zuhörten, — „was haben wir zu thun, — wir erwarten Eure Befehle."

John trat jetzt ein und meldete, daß das Pferd versorgt und in der Umgebung der Mühle alles still und ruhig sei, und Smartborn, der Platz genommen hatte, fuhr fort: „Freunde! wir müssen St. Louis und diese Gegend überhaupt verlassen; — der Teufel hat seine Hand im Spiele gehabt und einen Theil unserer Geheimnisse in die Hand von jungen Laffen gegeben, deren

Schwatzhaftigkeit uns gefährlich werden könnte. Keine Bemerkung, Jim," — unterbrach sich Smartborn, indem er sich zu Jim wendete, der etwas sagen zu wollen schien, — „Du kennst mich und weißt, daß, wenn ich sage: Etwas ist so! oder Etwas muß so sein! — so ist es und muß es. — Ich sage Euch noch ein Mal: wir müssen fort und zwar so weit als möglich von hier. Ich habe längst an diese Möglichkeit gedacht und daher die nöthigen Vorbereitungen getroffen. Wir gehen nach Californien, — dort bietet sich uns, wie Freund Hawkes schreibt, ein weites Feld für unsere Thätigkeit dar. In vierundzwanzig Stunden müssen wir auf dem Wege sein; — jeder von uns geht einzeln, unter einem beliebigen Namen, den Fluß hinab und schifft sich in New-Orleans ein. Unser Sammelplatz ist Chagres, — dort findet Ihr mich im United States-Hotel und werdet dann das Weitere erfahren. Ihr habt mich gehört, — trefft also Eure Anstalten; — Geld zur Reise muß in der Cassa noch genug sein."

„Gewiß, Boss," entgegnete Jim, „und wir haben gestern noch einen Zuwachs bekommen. Wir confiscirten nämlich bei Böttchers den Geldgurt des aus Colifornien zurückgekommenen Sohnes, — es sind über 7000 Dollars."

„Ihr sagt," sagte Smartborn lächelnd, „ungerecht Gut gedeiht nicht, — diesen Morgen habe ich dem Schurken von Asa mein Geld wieder abgezapft und die 7000 Dollars dieses Böttcher, der sie mir abpreßte, sind auch wieder in unsere Cassa zurückgekehrt. Nun! habt Ihr noch etwas zu bemerken?"

„Nicht das Mindeste, edler Freund!" sagte Beaujour, „als daß Sie ein Meister sind; — ich beuge mich ehrfurchtsvoll vor Ihnen. — Ein bischen Luftveränderung, denke ich, wird uns Allen gut thun und ich muß gestehen,

ich freue mich auf St. Francisco und die goldenen Gimpel, die es dort zu rupfen giebt.“

„Ehe wir gehen,“ fuhr Smartborn kalt fort, — „müssen wir als ehrliche Leute noch unsere Schulden bezahlen; — das begreift Ihr wohl?“

„Wie, Boss?“ fragte Jim verduzt.

„Sei ruhig, Jim,“ lächelte Smartborn, „ich meine nicht Geldschulden, sondern Racheschulden. — Wir haben noch eine Abrechnung mit diesen Böttchers, — die Gott verdammen möge, — und wir wollen sie morgen abschließen.“

„Das läßt sich hören, — sprecht, Boss!“ sagte Jim, dem Wuth und höllische Lust aus den Augen funkelten.

„Das Mädchen ist in unserer Macht,“ sagte Smartborn, „und über sie werde ich allein verfügen; — Ihr sollt mit dem, was ich thun werde, vollkommen zufrieden sein. Aber die Andern gehören Euch, — merkt's Euch. Morgen Nacht müssen Böttchers und Shaws Farmen in Flammen stehen, — verrammelt die Thüren und Fenster, daß sie drinnen Alle verbrennen. Sollte Einer oder der Andere dennoch entkommen, — nun, so habt Ihr ja Eure Riffles und könnt sie aus dem Busche hervor auf's Korn nehmen. Wenn das geschehen ist, — räumt das Feld und macht Euch auf die Reise.“

„Böttchers Farm nehmen ich und John über uns!“ sagte Jim mit einem teuflischen Grinsen, — „es liegt eine hübsche Partie Stroh im Hofe, — seid unbesorgt, Boss! — sie sollen gebraten werden.“

„Ich übernehme die Expedition gegen Shaw,“ sagte Beaujour, „Burner wird mir wohl helfen und ich denke, wir wollen hier vor unserer Abreise ein Andenken zurücklassen, von dem noch Kinder und Kindeskinder sprechen sollen.“

„Schade!“ sagte Smartborn, — „daß der alte Schurke, der Big Bob nicht mit dabei ist. Ich habe ihn zu rasch expediren müssen, — ich hätte ihn lieber mit den Uebrigen braten gesehen.“

„Er ist also todt?“ fragte Beaujour.

„Ich denke, Ihr irrt Euch, Boss!“ fiel Jim ein, „Big Bob lebt noch und liegt bei Shaw. Der Doctor vom Big River ist den ganzen Tag dort und er wird aufkommen, sagen sie.“

„Teufel und Hölle!“ fuhr Smartborn auf, „sollte ich ihn denn verfehlt haben, — oder hat mein Dolch seine Kraft verloren?“

„Gewiß ist, daß er noch lebt!“ bekräftigte Jim.

„Nun denn,“ sagte Smartborn zähneknirschend, „dann faßt ihn morgen besonders auf's Korn. Der Schuft darf nicht leben.“

„Was soll mit dem Mädchen geschehen, Boss?“ fragte Jim jetzt.

„Ich werde morgen darüber verfügen,“ entgegnete Smartborn, „Ihr macht morgen alle Eure Vorbereitungen für die nächtliche Expedition, — dann durchstreift Ihr die Umgegend, — seht, ob Alles sicher ist. Horcht ein wenig in den Grocerien und bei den Farmers herum, was über die Geschichte geschwatzt wird. Findet Ihr Jemand Verdächtiges in der Nähe der Mühle, so laßt ihn nicht mehr los, sondern bringt ihn hieher. — So! jetzt laßt uns zur Ruhe gehen!“

Die Viere stiegen hinauf auf den Dachboden der Mühle, wo ihre Betten standen, und suchten ihr Lager. Smartborn allein blieb noch unten; — er begab sich in den Sägeraum, — hob leise die Fallthüre, die in das untere Gemach führte, etwas auf und horchte hinab; — alles

war stille. — Jetzt öffnete er die Thüre etwas mehr und blickte vorsichtig vom Rande hinab. Bei dem matten Scheine der unten brennenden Oellampe sah er Marie angekleidet auf dem Bette liegen, — sie schlummerte ruhig. — Er ging zurück in das Zimmer, nahm aus einem Wandschranke eine Bouteille, ein Glas und etwas Brod und begab sich nach der Fallthüre zurück. Vorsichtig stieg er hinab und bließ die Lampe aus, — dann stellte er Flasche, Glas und Brod auf die große Kiste in der Mitte und schlich sich leise wieder hinauf.

Eine lange Weile horchte er oben, — Marie schlummerte ruhig und friedlich fort, — er stieg nun noch ein Mal hinab, entzündete mit einem Streichhölzchen die Lampe und verließ nun behende das unterirdische Gemach, die Fallthüre fest zuschließend.

„Jim hat ihr nach meinem Befehle seit 24 Stunden nichts zukommen lassen," murmelte er oben, „sie wird der Versuchung nicht widerstehen — und dann ist sie mein. Oh! die Rache ist süß!" setzte er mit teuflischem Lächeln hinzu; — „mein bist du, spröde Dirne! — und nichts soll dich retten."

Er kehrte leise in das kleine Zimmer zurück, warf sich in einen Stuhl und erwartete, halb schlummernd, halb wachend, den Anbruch des Tages. Marie aber, ohne Ahnung der drohenden Gefahr, schlief süß und ruhig, — sie träumte selige Träume von der Wiedervereinigung mit Karl, mit ihren geliebten Eltern.

XVIII.

> Mein ist er, — mein! und wer ihm ein Haar
> zu krümmen wage, den sende ich zur Hölle. —
> Hört ihr! lebendig muß ich ihn haben.
>
> Schiller.

Es war ein trüber, trauriger Tag, der am Morgen nach dieser Nacht für die Familie Böttcher anbrach; — die armen Leute hatten in der neuen Heimath schon viele bittere Prüfungen bestanden, manche schwere Stunden durchgelebt, — und doch den Muth nicht verloren, aber der letzte Schlag, der Verlust der geliebten Tochter, die Schmach und Schande, die durch die Anklage eines Diebstahls auf die ganze Familie geladen war, die schreckliche Ungewißheit, in der Alle über Mariens Schicksal schwebten, — alle diese zusammentreffenden Leiden hatten den moralischen Muth der Familie gebrochen und sie war rath- und trostlos.

Böttcher, Shaw und die beiden jungen Leute waren spät in der Nacht von St. Louis zurückgekehrt, — alle ihre Nachforschungen waren vergeblich geblieben, — von Marien hatten sie nirgends eine Spur gefunden. Die halbe Nacht war mit Berathungen, was nun zu thun sei, zugebracht worden, aber Niemand wußte Rath, Niemand konnte Licht in dieses Dunkel bringen. War Marien und ihren Begleitern auf dem Wege nach St. Louis ein Unglück zugestoßen? — aber dann hätte man doch in der Umgegend Kunde davon erhalten; — war sie in ein anderes County-Gefängniß gebracht worden? — dieses war unmöglich oder doch wenigstens höchst unwahrscheinlich. Karl schlug endlich vor, die ganze Angelegenheit in den Zeitungen bekannt machen zu lassen und so, durch das ge-

waltige Mittel der Publizität, das Dunkel, das auf Mariens Verschwinden ruhte, aufzuklären.

Als am Morgen nach dieser Nacht die Familie sich wieder zusammenfand, lag tiefe Trauer auf allen Gesichtern, — Mutter Elise konnte ihre Thränen nicht mehr verbergen, sie fiel schluchzend ihrem Manne um den Hals, — ihm! dem selbst das Herz gebrochen war und der keine Hülfe, keinen Rath mehr wußte. Caroline und Pepita, deren Eintritt in ihre neue Familie unter so traurigen Umständen Statt gefunden hatte, trösteten die arme Mutter, während William und Tom sich bemühten, dem verzweifelnden Karl Trost zuzusprechen.

„Wo ist Fritz?" fragte Böttcher, mit ängstlichem Blicke den Kreis seiner Lieben musternd, denn sein besorgtes Vaterherz bebte jetzt vor neuen Verlusten.

„Er ist früh in den Wald hinaus!" sagte Tom, — „Puck lief mit ihm. — Ich sah sie fortgehen, fragte aber Fritz nicht, wohin er wolle."

„Glückliches Alter!" seufzte Böttcher schmerzlich, — „das noch keinen Gram und Kummer kennt und fröhlich und sorglos auf Gräbern spielen kann."

In diesem Augenblicke ward die Thüre des Zimmers aufgerissen und ein Ausruf der Ueberraschung entschlüpfte jedem Munde. Big Bob stand unter der Thüre, todtenblaß, die Augen tief im Kopfe liegend, mit verstörten, entstellten Zügen, — seine linke verbundene Hand trug er in der Schlinge, — aber in der Rechten hielt er einen Riffle, während ein scharfgeschliffenes Handbeil in seinem Gürtel steckte.

„Ist Marie noch nicht da?" fragte er athemlos; — ein trauriges Schweigen, — ein bedeutsames Kopfschütteln Böttchers waren die Antwort.

„Nicht!“ rief Bob zornglühend, — „nicht?“ — und Ihr steht hier müßig und klagt und jammert. Auf! ermannt Euch, kommt mit mir, wir müssen sie finden und retten.“

„Bob! Bob!“ sagte Böttcher mahnend, „Du sprichst im Fieber! — Warum hast Du das Bett verlassen? Weißt Du nicht, daß der Doctor Dir vor Allem Ruhe auferlegte?“

„Der Doctor mag schwatzen, was er will,“ sagte Bob finster, — „ich weiß, was ich zu thun habe. — Mag ich doch dann zu Grunde gehen, wenn das Engelskind nur gerettet ist. — Kümmert Euch nicht um mich,“ — setzte er fest hinzu, als Böttcher sprechen wollte, — „laßt uns jetzt nur an Marie denken. Ich werde leben, — ich fühle es, — denn ich muß noch zu Gerichte sitzen über einen großen Schurken. Erzählt mir nochmals Alles ruhig, — aus Shaws Erzählung konnte ich nicht ganz klug werden.“

Er setzte sich und horchte nun aufmerksam der Erzählung der letzten Thatsachen, — oft die Erzähler durch Fragen unterbrechend. Als Böttcher seine fruchtlosen Nachforschungen in St. Louis und Smartborns Abreise nach Europa berichtet hatte, sagte Bob finster: „Wie? und Ihr seid noch im Ungewissen über Mariens Schicksal? — Sie ist in Smartborns Händen und der Schurke ist eben so wenig nach Europa gereist, als ich. Er hält sie gefangen, — nicht das Gericht, — aber wo? das ist jetzt die Hauptfrage.“

Mr. Shaw, der schnell in das Zimmer trat, unterbrach das Gespräch: „Freunde!“ sagte er, — „ich komme von Fenton, wo ich mit dem Friedensrichter war, — er hat den Fährmann und alle Bewohner der Umgegend examinirt und es hat sich herausgestellt, — daß die vier

Männer mit dem Verhaftsbefehle wohl über den Fluß herübergeschifft, daß aber weder sie noch Marie zurück und hinüber befördert wurden. Das ist ein Fact und ich rechne also, daß Marie noch irgendwo hier in der Gegend sein muß."

„Dachte ich es nicht," rief Bob heftig, — „der Teufel in Menschengestalt hält sie hier in einem seiner Schlupfwinkel gefangen."

„Wir wollen uns gleich vom Richter einen Nachsuchungs-Warrant geben lassen," sagte Shaw hastig.

„Baut nicht auf die Gerichte," fiel ihm Bob ins Wort, — baut auf Euch selbst. — Ich habe eine Ahnung, wo sie sein kann, und wer Marie lieb hat, folgt mir, um sie aufzusuchen."

„Wie Bob? Ihr wolltet bei Euerm Zustande?" fragte Shaw erschrocken.

„An meinem Leben liegt nichts!" entgegnete Bob finster. „Könnte ich das liebe Kind damit retten, ich würfe es jetzt freudig hin."

„Vater! Vater!" tönte jetzt Fritzens Stimme von außen und in wenigen Augenblicken sprang der muntere Junge athemlos zur Thüre herein, „Vater!" schrie er freudig, „ich weiß wo Marie ist!"

„Wie?" — „Fritz?" — „Wo ist Marie?" — „Sprich!" diese Ausrufe kreuzten sich rasch nach einander, — Bob aber faßte den Knaben bei der Hand und zog ihn zu sich: „Fritz!" sagte er ernst und weich, „sage mir Alles, was Du weißt; — vergiß nichts. Jedes Wort ist wichtig."

„Onkel Bob!" sagte Fritz in seiner muntern offenen Weise, — „ich lief diesen Morgen mit Puck hinaus in den Wald, um die Schwester zu suchen; es hatte mir die

ganze Nacht keine Ruhe gelassen, als ich Vater und Mutter so traurig sah, und ich nahm mir vor, sie zu suchen.

Ich streifte also im Walde hin und her, — bis ich an den Creek kam, — auf ein Mal springt Puck in ein Gebüsch, stöbert darin herum und bringt etwas Weißes heraus. Denkt Euch meinen Schreck, es war Schwester Mariens Bonnette. Seht, er trägt sie noch."

Das treue Thier hatte in der That Mariens Bonnette, die ihr, als sie im Walde ohnmächtig niedersank, entfallen war, im Munde und sah mit seinen klugen, treuen Augen, wie fragend die Umstehenden an.

Frau Elise nahm ihm die Bonnette ab. „Es ist Mariens Bonnette!" rief sie, — „es ist kein Zweifel."

„Weiter, Fritz! — weiter!" — sagte Bob ängstlich, „vergiß nichts!"

„In der Nähe des Gebüsches, wo die Bonnette lag," fuhr Fritz fort, „war eine große Blutlacke; — ich erschrak heftig als ich das sah, und es zuckte mir durch's Herz: „Schwester Marie ist hier ermordet worden."

„Gerechter Himmel!" schrie Böttcher schmerzlich. — „Oh mein armes Kind!" stöhnte Elise.

„Hört nur weiter," sagte Fritz lebhaft, — „ich hatte mich getäuscht. Ich ging also, an allen Gliedern zitternd, den Blutspuren nach, die wieder zum Creek zurückführten. Auf ein Mal erhebt Puck ein wüthendes Gebell, — dann aber plötzlich bricht er ab und springt wedelnd um den Busch herum. Ich nehme mir ein Herz und eile hin, — wen sehe ich? den armen Verrückten, den Wolf, der hinter dem Busche am Bache sitzt und sich den Kopf mit Wasser aus der hohlen Hand begießt. Puck, der immer mit Euch, Onkel Bob, zu ihm hinauflief, hatte ihn gleich erkannt. Der arme Wolf sah schrecklich zerschlagen aus, seine Kleider

waren voll Erde und Blut, — jetzt war ich auch über Schwester Marie beruhigter und ich fragte ihn: „Wolf, was ist geschehen?" — Aber er sah mich lange starr an, — dann wieß er auf seinen blutenden Kopf und sagte nichts als: „Mein Vater!" — „Weißt Du nicht, wo Schwester Marie ist, Wolf?" fragte ich weiter, — und er, statt aller Antwort, zeigte mit dem Finger auf die Mühle, die mitten im Walde am Creek steht. — Mehr konnte ich nicht aus ihm herausbringen und so lief ich denn zur Mühle, — aber da war Alles zu und todtenstille. Es schien kein Mensch in der Mühle zu sein. Da fiel mir ein, daß es wohl am Besten sein würde, wenn ich Euch gleich Alles sagte, und so lief ich hierher."

„Mein guter, wackerer Junge!" sagte Bob lebhaft, den Knaben an seine Brust ziehend, — „Du allein hast gehandelt, während wir klagten. Freunde!" setzte er aufstehend hinzu, — „mein Argwohn wird zur Gewißheit. Jene Mühle war mir längst schon verdächtig, und ich zweifle nun nicht mehr daran, daß Smartborn dort seine Höhle hat. Nicht umsonst bestellte er mich in die Nähe jener Mühle, — nicht umsonst sah ich einen seiner Helfershelfer, den verruchten Jim, jüngst in jener Gegend herumstreifen. Auf! laßt uns keinen Augenblick Zeit verlieren, — bewaffnet Euch und folgt mir. Ich werde Euch führen, und wenn es eine gerechte Vergeltung auf dieser Welt giebt, so wird Marie gerettet und dieser Bösewicht bestraft."

„Ich gehe voraus, Onkel, — ich führe Euch!" schrie Fritz fröhlich und sprang zur Thüre hinaus.

„Ich bin dabei," sagte Shaw kurz und trocken, — „Barnetts und Roofs, unsere Nachbarn, gehen auch mit und an Waffen fehlt es nicht. Ist die Mühle wirklich

das Nest dieser Spitzbuben, so wollen wir es schon ausheben."

Böttcher und die vier jungen Leute bewaffneten sich, dann ging es rasch zu Shaw und seinen Nachbarn, wo ebenfalls Begleiter und Waffen mitgenommen wurden, und als Alles in Bereitschaft war, trat Bob in die Mitte des kleinen Haufens und sagte: „Freunde! bei solchen Expeditionen muß Einer commandiren, sonst herrscht Verwirrung. Laßt mich Euch leiten! Wir theilen uns in zwei Abtheilungen, — die Eine führe ich, die Andere Shaw, der die Gegend gut kennt. Wir müssen uns der Mühle von zwei Seiten nähern und die Schurken unvermuthet überfallen. — Gelingt unser Streich, so müßt Ihr mir nur Eines versprechen! Niemand von Euch darf die Hand an Smartborn legen, — Niemand! hört Ihr's! — Er gehört mir! und ich will verdammt sein, wenn er mir entkömmt! Seid Ihr's zufrieden?"

„Ja!" war die einstimmige Antwort, und nachdem noch alle Verabredungen getroffen worden waren, setzten sich die zwei Abtheilungen in Bewegung, — in zwei verschiedenen Richtungen durch den dichtesten Wald dringend und nur die Stellung der Sonne zum Wegweiser nehmend.

Tom, der mit Bob war, sagte zu William, als sie sich der Gegend der Mühle näherten: „William! mir ist heute, als ob ein großer Festtag wäre. So froh und wohl habe ich mich noch nie gefühlt, und ich bin gewiß, — wir machen heute einen glücklichen Zug und fangen die Schurken."

„Stille!" rief Bob, „werft Euch in den Gebüschen zu Boden und haltet Euch ganz ruhig. Jedes Geräusch könnte uns verrathen."

Es geschah, wie er gesagt hatte, — die Männer warfen sich in den Gesträuchen zu Boden, während Bob mühsam auf dem Bauche, immer den dichtesten Busch zum Deckmantel wählend, der Mühle näher kroch.

XIX.

Margarethe. Dein bin ich, Vater! rette mich!
Ihr Engel! ihr heiligen Schaaren!
Lagert euch umher, mich zu bewahren.
Mephisto. Sie ist gerichtet.
Stimmen von Oben. Ist gerettet.
Göthe's Faust.

Matter und undeutlicher wurden die Träume, die Mariens friedlichen Schlummer durchwebten, immer mehr verblaßten die lieben Bilder ihrer Theuern, die sich auf Phantasieschwingen ihr tröstend genähert hatten, — der stille Gott des Schlafes zog seine lindernde Hand von ihrer Stirne, die kalte, rauhe Wirklichkeit näherte sich dem Lager und weckte mit eisernem Griffe die arme Dulderin. Marie schlug die Augen auf, — „Karl!“ lispelten noch unwillkürlich ihre bebenden Lippen, der entschwindenden Traumerscheinung ein liebevolles Lebewohl! nachhauchend; — dann aber fiel ihr suchender Blick auf die öden, trostlosen Mauern des Gemaches, die das matte Licht der qualmenden Lampe rothbraun färbte, — die Erinnerung mit allen Schrecken der Vergangenheit, mit allen Befürchtungen für die Zukunft traten lebhaft vor ihre Seele und ein tiefer, schmerzlicher Seufzer entrang sich ihrem gepreßten Herzen.

Plötzlich, wie aufgescheucht von jähem Entsetzen, sprang Marie auf vom Lager, — aber sie mußte sich auf das Bett stützen, — ein betäubender Schwindel hatte sie ergriffen, — bunte Farbenkreise drehten sich vor den brechenden Augen, — ihre Glieder zitterten, Hitze und kalter Schauer liefen, rasch wechselnd, durch ihre Adern. „Ist das der Tod?“ seufzte das arme Mädchen, — „oh willkommen! wenn er mich von diesen Qualen erlöst't. Lebt wohl, gute Eltern! Karl! lebe wohl auf ewig!“

Ihr schweres Haupt sank auf das Kopfkissen, halb stehend, halb knieend blieb sie einige Minuten in dumpfer Betäubung. — Nach und nach wich diese, der Kopf wurde freier, — die Besinnung kehrte allmälig zurück, aber nur um neue Leiden herbeizuführen. Marie hatte seit vierundzwanzig Stunden weder gegessen noch getrunken, die jugendliche Natur machte ihre Rechte geltend, — ein verzehrender Hunger nagte an ihren Eingeweiden, aber fürchterlicher, quälender war der brennende Durst, der sich einstellte. Ihre Zunge klebte am Gaumen, — ihre trockenen Lippen brannten wie Feuer, — sie lechzte nach einem Tropfen Wasser. „Läßt man mich denn hier verschmachten?“ klagte sie, — „Und wo bleibt der Vater? Wo ist Karl? Oh, mein Gott! verläßt mich denn Alles in meiner Noth?“

Jetzt plötzlich fiel ihr Blick auf die auf der Kiste stehende Flasche, — dann aber hielt sie ein und sagte zweifelnd: „Wein? — Was soll das? — Giebt man den Gefangenen hier Wein?“ — Zurückbebend stellte sie die Flasche wieder auf die Kiste und trat scheu vor dieser zurück, — aber der quälende Durst behielt bald die Oberhand, — er besiegte alle ihre Bedenken. — Und wenn ich augenblicklich den Tod tränke,“ rief sie mit dem Entschlusse der Verzweiflung, — „ich kann nicht anders.“

Rasch goß sie das große Glas voll bis an den Rand und hob es lechzend zum Munde; aber es liegt in unserm Sinne ein Erinnerungsvermögen, das wir nicht begreifen, das wir noch weniger erklären können. Als Marie den dunkeln Wein im Glase perlen sah, als der feine Duft desselben zu ihren Geruchsorganen stieg, — da traten mit einem Male die ganze Erinnerung an jene Nacht in Smartborns Hause, — an den Wein am Verlobungs-Abende, an alle Schrecken jenes fürchterlichen Kampfes um ihre Ehre, lebhaft wieder vor ihre Seele. — Sie hatte das Glas schon an die brennenden Lippen geführt, — aber unwillkürlich schauderte sie, sie bebte mit Grausen und Abscheu zurück und kaum hörbar hauchte sie die Worte: „Das ist derselbe Wein!"

Noch einmal kämpfte das gierige Verlangen des quälenden Durstes mit der Stimme der Warnung in ihrem Herzen, — dann aber erstarkte die jungfräuliche Würde des Mädchens ihren Willen, — rasch schleuderte sie den Inhalt des Glases gegen die Mauer und sagte entschlossen: „Nein! Nein! — und wenn ich hier verschmachten sollte!"

Jetzt hörte man den Riegel an der Fallthüre oben wegschieben, — die Thüre hob sich und Jim erschien an der Treppe: „Hier ist die Gefangene, Herr," sagte er zu einer andern Person, die noch nicht sichtbar war.

„Gut! Laß uns!" entgegnete eine, Marien widerwärtig bekannte Stimme, — ein Mann stieg langsam die Treppe hinab und die Fallthüre schloß sich hinter ihm.

Als er unten war und nun das volle Licht der Lampe auf sein blasses, unedles Gesicht fiel, rieselte kalter Schauer durch die Adern des armen Mädchens, — denn sie erkannte ihren tödtlichsten Feind, — Smartborn stand vor ihr.

Kalt und ruhig trat der Herzlose auf das arme, lei-

dende Mädchen zu und blickte sie an; — sie aber, die in diesem entscheidenden Augenblicke ihre ganze Weiblichkeit sich erheben fühlte, sie wendete sich gegen ihn und sah ihn fest an. Er konnte diesen reinen Blick nicht ertragen, — scheu schlug er die Augen nieder und fragte endlich nach einer langen Pause: „Ich bin gekommen, um Ihnen zu helfen, Miß Mary, — haben Sie mir nichts zu sagen?"

Marie blickte ihn fest und durchdringend an, — aber sie würdigte ihn keiner Antwort.

„Es thut mir leid, beste Miß," — fuhr Smartborn fort, nachdem er lange vergeblich auf Mariens Antwort gewartet hatte; — „es thut mir leid, daß Ihre Halsstarrigkeit Sie hieher geführt hat, — aber Sie tragen selbst die Schuld. — Hätten Sie in jener Nacht meiner heißen Liebe Gehör gegeben, — so wären Sie jetzt Frau Smartborn und die angesehenste, — glücklichste Dame der Stadt. Ich legte Ihnen mein Herz und mein Vermögen zu Füßen — und Sie stießen mich verächtlich zurück. — Demungeachtet will ich Ihnen Alles verzeihen, wenn Sie Ihren Sinn ändern. — Miß Mary! fuhr er nach einer Pause fort, ich liebe Sie noch immer, Ihre Ehre, Ihr Lebensglück liegen in meiner Hand, — ein Wort von Ihnen und Sie sind frei, reich, glücklich, — oh! sprechen Sie dieses Wort!"

Marie maß den Heuchler mit einem strafenden Blicke, — dann sagte sie kalt und fest: „Ich verachte Sie!"

„Hölle und Teufel!" fuhr der wüthende Smartborn auf, — „Mary!" setzte er mit erzwungener Fassung hinzu, Sie verderben sich und Ihre Eltern durch diesen Trotz. Reizen Sie mich nicht, — Sie würden es bitter bereuen."

„Ich verachte Sie!" wiederholte Marie noch fester und kälter als zuvor.

Smartborn machte eine heftige Bewegung, — dann fiel sein Blick auf die Flasche, — er eilte zur Kiste, besah die Flasche beim Scheine der Lampe und ein höhnisches Lächeln flog über seine Züge: „Ein ganzes Glas fehlt!" sagte er triumphirend, — „nun denn! die Verstellung ist unnöthig, — wir können offen sprechen."

Marie durchzuckte ein freudiges Beben, — sie hatte ihn verstanden, sie begriff jetzt Alles und im Stillen dankte sie ihrem gütigen Geschicke, das die Gefahr von ihr abgewendet.

„Sie haben meinem Keller die Ehre angethan, sein edelstes Erzeugniß zu kosten, Miß Mary," — sagte Smartborn höhnisch, indem er sich nachlässig in einen Stuhl warf, und seine Uhr hervorzog; — „nun denn! das enthebt mich der Mühe viele Worte zu machen. Es ist jetzt 10 Uhr, — in einer halben Stunde werden Sie kraft- und bewußtlos auf jenem Bette liegen und ganz in meiner Macht sein. — Jener Wein enthält einen starken Schlaftrunk, — was Sie davon nahmen, wird hinreichen für meine Wünsche. Ich habe hier nur ruhig zu sitzen und die Wirkung abzuwarten."

„Scheusal! schändliches Ungeheuer!" rief Marie mit gerötheten Wangen, ihr Herz empörte sich ob solcher Schändlichkeit.

„Ereifern Sie sich nicht, beste Miß," — sagte Smartborn ruhig, mit teuflischem Lächeln, — Ihre Aufregung dürfte die Wirkung des Trankes nur beschleunigen und Sie früher in meine Arme führen."

„Mensch!" — rief das empörte Mädchen jetzt mit funkelnden Augen und einer Kraft, vor der selbst der abgehärtete Smartborn zurückbebte, — „Mensch! hast Du eine liebende Mutter gehabt, hast Du je ein weibliches

Wesen geliebt? Nein! nein! es ist nicht möglich, — Du würdest nie solche Frevelthaten mit lachendem Munde verüben können. — Ungeheuer! ich habe Dich stets verachtet, — jetzt bist Du selbst für meine Verachtung zu schlecht."

„Mary!" knirrschte Smartborn wüthend, — dann aber bezwang er sich und sagte höhnisch: „Fahren Sie nur fort, — ich werde das Alles zu vergelten wissen. Die Rache wird desto süßer sein."

„Ich bin nur ein schwaches Mädchen," sagte Marie, ohne auf den Bösewicht zu hören, — „aber mein Herz ist rein, mein Wille ist stark und ich fühle Kraft in mir, Deiner Tücke, Du Teufel in Menschengestalt! zu trotzen. — Dein Triumph war vergebens, — Dein Sieg ist vereitelt, — wisse es, Ungeheuer! ich habe von Deinem Gifttranke nicht getrunken."

„Nicht?" kreischte Smartborn zusammenfahrend.

„Nein!" fuhr Marie mit edler Entrüstung fort, „ich trank nicht, denn die Stimme meines Herzens warnte mich. Du kannst mich hier tödten, Du kannst mich langsam verschmachten lassen, — aber entehren kannst Du mich nicht."

„Nicht getrunken?" sagte Smartborn noch ein Mal mit verhaltener Wuth. — „Nun wohl denn, — Mary, — Dein Schicksal, das Deiner Eltern, Deines Bräutigams, Deiner Geschwister liegt in meiner Hand, — noch ein letztes Wort! willst Du sie Alle nicht in dieser Nacht noch elend zu Grunde gehen sehen und dann mit Gram und Reue beladen, hier langsam zu Tode verschmachten, so werde mein, — und ich will Alles vergessen."

„Elender!" sagte Marie verächtlich und kehrte ihm den Rücken zu, aber in demselben Augenblicke sprang auch schon der wüthende Smartborn auf sie zu, warf ihr eine

Schlinge über den Leib und diese rasch zusammenziehend, schnürte er ihre Arme fest an den Körper: „Mein bist Du nun!“ jauchzte er in höllischer Lust und das Ende der Schlinge fest verknüpfend, faßte er das wehrlose Mädchen, hob sie auf und trug sie mit kräftigen Armen zum Bette: „Zu Hülfe! zu Hülfe! — Karl! Vater!“ schrie das entsetzte Mädchen in ihrer fürchterlichen Angst, ohne zu bedenken, daß Niemand nahe sei, der ihr helfen könne, — da hörte man von Außen das dumpfe Krachen eines Schusses, das Klirren von Fensterscheiben und den Fall eines schweren Körpers auf dem obern Boden. Dumpfes Geschrei, Fußtritte, Gepolter folgten, — Smartborn hatte bei dem ersten Lärm ängstlich aufgehorcht, — jetzt sprang er zurück von der ohnmächtigen Marie und eilte mit raschen Schritten die Treppe hinauf. Leise und vorsichtig hob er hier die Fallthüre etwas auf, — aber was er oben sah, mußte ihm gefahrdrohend erschienen sein, — denn mit einem Satze war er von der Treppe herab wieder unten, bließ die Lampe aus und verschwand im Dunkeln.

Man hörte noch das Knarren von halbverrosteten Angeln, das Einschnappen eines Schlosses, — dann war Alles unten todtenstill, wie sonst, — Marie lag, mit zusammengeschnürten Gliedern, kalt und bewußtlos auf dem Bette, — ihre Sinne waren entschwunden, der schwache Körper war dem fürchterlichen Verzweiflungskampfe erlegen; — oben aber hörte man noch dumpfes Geräusch, undeutliche Stimmen, — Außerordentliches mußte vorgegangen sein.

XX.

Rührt die Trommeln! Führt alle Völker ins Gefecht!
Die Ehre, das Palladium sind entwendet;
Frei muß sie sein, — noch eh' der Tag sich endet.
Schiller.

Munter und lustig war der kecke Fritz in den Wald hinausgeeilt, — sein jugendlicher Ehrgeiz spornte ihn Alles zu wagen für die Rettung seiner guten Schwester; — seit Bob ihn gelobt, seit seine Nachricht einen so entscheidenden Eindruck gemacht hatte, fühlte er sich älter, klüger, stärker und er war entschlossen mehr zu thun. Den treuen Puck, der ihn begleiten wollte, hatte er an der Farm zurückgejagt, um nicht durch des Hundes Gebell verrathen zu werden und so nahm er allein, den Kopf voll von Plänen und Vorsätzen, seine Richtung nach der Mühle. Er war rasch gelaufen, — als er aber ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, mäßigte er seinen Schritt und drang nur mit Vorsicht vor.

Allein alles war öde und stille auf seinem Wege, — kein lebendes Wesen begegnete ihm und bald sah er die Mühle von Weitem durch die Bäume hervorschimmern. Sein Herz klopfte gewaltig, — trotz alles seines Muthes überfiel ihn eine gewisse Aengstlichkeit, — ein banges Vorgefühl bemächtigte sich seiner und er blieb horchend und lauschend stehen. Wie vorher war Alles stille in der Mühle, keines der mächtigen Wasserräder rührte sich, die Fensterladen waren geschlossen und nur das Rauschen des Waldbachs unterbrach die Stille der Gegend.

Vorsichtig schlich der Knabe, sich unter den Büschen hinwindend, um die geheimnißvolle Mühle herum, — endlich erblickte er auf der Nordseite ein Fenster, dessen Laden nicht wie die übrigen geschlossen war. Das Fenster

lag hoch über dem Bache, — von unten konnte man nicht hineinsehen, — rasch gefaßt kletterte er auf einen Baum und blickte aus dem sicheren Verstecke der Zweige in das Innere des Gebäudes. — Die Mühle war nicht leer, — er sah deutlich mehrere Männer in dem kleinen Zimmer, das durch das Fenster sein Licht erhielt, — sie schienen mit einander zu sprechen. Aengstlich spähte er, aber Marie sah er nicht, — doch die Mühle war bewohnt, — die Bewohner hielten sich hinter geschlossenen Thüren und Laden versteckt, — das war ihm genug; — der Gedanke: das muß der Vater, das muß Bob gleich wissen! beschäftigte ihn ausschließlich, und langsam und leise glitt er wieder vom Baume herab, vorsichtig sich von Zweig zu Zweig schwingend, um durch kein Geräusch die Aufmerksamkeit der Mühlenbewohner zu erregen. Jetzt glitt er an dem untern Ende des dicken Stammes herab und fühlte bereits den Boden unter seinen Füßen, — als eine kräftige Faust ihn mit gewaltigem Griffe beim Nacken faßte, während die andere Hand sich wie eine Eisenklammer auf seinen Mund legte und den schon auf den Lippen bebenden Schreckensschrei verstummen machte. Er sah nur noch das finstere, verzerrte Gesicht eines Mannes, dann fühlte er sich emporgehoben und blitzschnell der Mühle zugetragen, deren Thüre sich bald hinter ihm schloß.

* * *

„Da bringe ich Euch die junge Brut des Böttcher," sagte Jim, in das kleine Zimmer der Mühle tretend und den halbtodten Knaben in einen Winkel schleudernd.

Die Andern sprangen auf und Beaujour fragte: „das ist Böttchers Sohn? — wo fand'st Du den Jungen?"

„Auf dem Eichbaum drüben saß er," entgegnete Jim, und spionirte auf die Mühle herüber. Zum Glücke lag ich auf der Lauer und habe ihm das Handwerk gelegt."

„Was wolltest Du hier bei der Mühle, Hund?" fuhr Mike Burner roh den Knaben an und stieß den sich eben Aufrichtenden mit einem Fußtritte wieder zur Erde.

„Meine Schwester suchen!" sagte Fritz unerschrocken, — „die Ihr hier eingesperrt habt, — und die Ihr herausgeben sollt."

„Hörst Du die junge Brut heulen?" sagte John mit einem Hohngelächter, — Jim aber sah den Knaben mit einem vernichtenden Blicke an und sagte kalt: „Deine Schwester willst Du, — nun! sei nur ruhig, — Du sollst bald bei ihr sein." Rasch zog er ein breites Messer aus seinem Gürtel und schritt auf den Knaben zu.

„Halt, Jim," sagte Beaujour ihm in den Weg tretend, „nicht zu rasch, — laß uns hören, was der Junge weiß. Vorsicht kann nie schaden."

Jim trat zögernd zurück und Beaujour sagte zu dem Knaben: „Woher weißt Du, daß Deine Schwester hier ist?"

In Fritzens Kopfe zuckte jetzt der Gedanke auf: Ich darf nichts verrathen, und er schwieg.

„Willst Du sprechen, Hund!" drohte Jim, das Messer erhebend; — der Knabe zitterte an allen Gliedern, aber er schwieg.

„Wir werden Dich zum Sprechen zwingen," fuhr Beaujour fort, „wenn Du es nicht im Guten thust. Suchen der Vater und Deine Brüder die Schwester auch hier? Folgen sie Dir?" — Fritz kauerte am Boden und schwieg.

„Laßt mich ein Ende mit ihm machen!" schrie Jim, die Andern wegdrängend, — Ihr seht ja, daß Ihr aus

der verstockten Brut nichts herausbringt.“ Und mit starkem Griffe packte er den bebenden Knaben und warf ihn auf den Tisch, — John hielt seine Füße, Mike die Arme: „Willst Du nun sprechen, Hund?“ schrie Jim, das Messer an seinen Hals setzend.

„Halt! vergieße hier kein Blut,“ rief Beaujour, seinen Arm haltend, „die Mühle könnte doch noch durchsucht werden.“

„Bringt eine Schüssel!“ rief Jim, und John sprang hinaus und brachte eine Blechschüssel herein. Mit mächtigem Rucke schob Jim den Kopf des Knaben über den Tischrand hinaus, daß er hinabhing: „Halte die Schüssel unter, John!“ sagte er und hob das Messer. — Da krachte es in der Nähe der Mühle, eine Scheibe fiel klirrend in das Zimmer und mit einem dumpfen Schrei stürzte Beaujour, von Bobs Kugel durch die Stirne geschossen, zu Boden. John und Mike ließen im ersten Schrecken den Knaben los, der sich rasch vom Tische wälzte und hinter einer Kiste verkroch. Mit einem unartikulirten Tone, ähnlich dem Wuthgeschrei einer Hyäne, sprang Jim zum Fenster, — aber in diesem Augenblicke flog auch schon das ganze Fenster in Stücke und Tom sprang herein, sich mit Löwengrimm auf Jim werfend. Fürchterliche Schläge ertönten von unten, die Thüre der Mühle flog in Trümmern zur Erde und während Tom und Jim am Boden rangen, stürzten Shaw und Böttcher und die Andern herein. Jim war ergriffen und an Händen und Füßen gebunden, ehe er nur Zeit hatte, das Geschehene zu begreifen, — Mike Burner wurde, als er gerade mit einem Handbeile einen Hieb auf Toms Kopf führen wollte, von dem zuerst hereindringenden Bob niedergeschlagen und wälzte sich in seinem Blute am Boden. Alles dieses war das Werk

einiger Augenblicke gewesen, — und die Eingedrungenen sahen sich Sieger, ohne daß es einen ernsthaften Kampf gegeben hatte.

Jetzt flog der arme Fritz aus seinem Verstecke in die Arme seines erschrockenen Vaters und erzählte in abgebrochenen Sätzen seine Abenteuer; — Wuth und Entsetzen malte sich auf allen Gesichtern.

„Aber wo ist Marie?" schrie Karl.

„Wo ist der Schurke Smartborn?" setzte Bob zähneknirschend hinzu.

„Laßt uns suchen," fiel Tom ein, „wo die Einen waren, werden die Andern auch sein. Ich habe eine Notion, daß es hier noch mehr Verstecke giebt."

Fritz sagte aus, daß vier Männer im Zimmer gewesen wären, — Marie hatte er nicht gesehen.

„Dreie liegen da," sagte Tom, „der Vierte war Smartborn, sollte er allein uns entkommen sein?"

„Nein!" sagte Fritz rasch, „Smartborn war es nicht, den kenne ich ja."

Tom blieb zur Bewachung des gefangenen Jim zurück, — die Andern machten sich an die Durchsuchung der Mühle; — bald ward die Fallthüre im Sägeraum entdeckt und geöffnet.

„Licht! Licht!" rief Bob, — „ich glaube, wir sind auf der rechten Spur."

William zündete Lichter an und so wie eines brannte, eilte Karl auch schon unaufhaltsam damit die Treppe hinab. Ein heller Freudenschrei: „Marie!" verkündete den Andern, daß der Jüngling die Geliebte seines Herzens gefunden habe, — aber als sie nun hinabstiegen, als sie das arme bewußtlose, gebundene Mädchen todtenblaß daliegen sahen, da war auch der Härteste unter ihnen gerührt und

Bob sagte mit Thränen in den Augen: „Oh, die Schurken! die Unmenschen!“

Karl hatte Mariens Bande durchgeschnitten, Wasser wurde gebracht und ihre Schläfe benetzt, — langsam kam sie zu sich, — und ihre ersten Blicke fielen auf Karl, fielen auf ihren Vater. Da flog ein seliges Lächeln über ihre blassen Züge und die bebenden Lippen lispelten leise: „Gerettet!“

„Ja, Marie! meine süße, gute Marie!“ rief Karl sie stürmisch umarmend, „dem Bruder Fritz und Onkel Bob dankst Du Deine Rettung. — Aber nun sprich, — erzähle, — laß uns Alles wissen!“

Mariens Kräfte kehrten wieder, sie erhob sich und auf ihren theuern Karl gestützt, erzählte sie die grauenvollen Ereignisse der letzten Tage. Todtenstille herrschte in dem Kreise der Zuhörer, aber die Fäuste der Männer ballten sich und ihre Zähne knirschten wuthverbissen auf einander.

„Und wo ist Smartborn?“ fragte, als sie geendet hatte, Bob wüthend.

„Ich weiß es nicht,“ — entgegnete Marie, „er entfloh, als er den Schuß hörte, — und mir vergingen die Sinne.“

Man leuchtete im Gemache herum, — es war leer und nirgends ein Ausgang.

„Laßt uns den übrigen Theil der Mühle durchsuchen!“ sagte William und sie stiegen hinauf.

Als Marie aber wieder das Licht des Tages erblickte, als sie wieder frische Luft athmete, — da färbten sich ihre Wangen, — sie umarmte ihren Vater, Karl, den wackern Fritz und Thränen seliger Freude traten in ihre Augen.

Die Mühle ward durchsucht, aber nichts gefunden.

„Er ist entsprungen!“ sagte Bob wüthend, — „aber gleichviel, ich finde ihn, und müßte ich ihn bis ans Ende der Welt verfolgen.“

„Hört Freunde!“ sagte der bedächtige Shaw jetzt, — wir haben bis jetzt gehandelt, wie brave Männer sollen, — aber ziemlich eigenmächtig. Laßt uns jetzt aber auch des Guten nicht zu viel thun. Ich denke wir lassen den Friedensrichter holen und eine Coroners Jury, damit sie hier an Ort und Stelle alle Umstände ermitteln und wir gerechtfertigt dastehen.“

„Oh führt auch mich fort von diesem Orte des Schreckens!“ bat Marie, „ich kann nicht frei athmen, so lange ich da bin.“

„Recht so!“ sagte Shaw, „laßt uns das arme Kind zu ihrer Mutter bringen, und dann mit dem Friedensrichter hieher zurückkehren. Einige bleiben hier als Wache.“

„Ich bleibe hier!“ sagte Bob, der eben aus dem Keller emporstieg, — in dem er noch einmal Nachsuchung gehalten hatte, „und Ihr, Shaw und Tom, bleibt mit mir hier, um den gefangenen Schurken zu bewachen. Barnett und Roof! Ihr postirt Euch vor die Mühle und wie sich Jemand hinausschleichen will, so schießt ihn nieder. Ihr habt mich heute zu Eurem Commandanten gemacht, — also müßt Ihr mir gehorchen.“

Die Andern willigten ein und mit dem Versprechen, bald zurückzukehren, zogen Böttcher, Karl und William mit Barnett und Roof's Söhnen fort, — während Bob mit den Andern in der Mühle blieb und der alte Barnett und sein Nachbar Roof sich an zwei entgegengesetzten Ecken der Mühle als Schildwachen postirten. Smartborn und John aber waren verschwunden.

XXI.

Oh! das sollte eine Strafe sein, die die
Teufel noch zu teuflisch finden würden.
Grabbe.

„Hört mich an, Shaw,“ sagte Big Bob, als die Andern fort waren, „Ihr seid ein vernünftiger Mann, kennt dieses Land, — mit Euch kann ich aufrichtig sprechen. Wollt Ihr wirklich diesen Teufelsschurken Smartborn, der den Galgen hundertfach verdient hat, den Gerichten überliefern? Sollen Advocaten und Ränkeschmiede, um einige tausend Dollars seines Sündenreichthums zu verdienen, alle Kniffe und Pfiffe der Rechtsverdreherei aufbieten, um ihn am Ende frei durchzubringen? Wollt Ihr das wirklich, Shaw? Ihr kennt doch das alte Sprichwort: Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen.“

„Ihr habt nicht Unrecht, Bob,“ sagte Shaw kopfschüttelnd, „ich habe genug Beispiele erlebt. Aber wozu sollen wir uns den Kopf zerbrechen, um Dinge, die noch im weiten Felde sind. Der Schuft ist durchgebrannt und wir werden ihn wohl nie wieder zu sehen bekommen.“

„Ihr irrt Euch, Shaw,“ sagte Bob finster, „Smartborn ist noch in dieser Mühle, — mehr noch, er ist in meiner Gewalt.“

„Wie? — Smartborn!“ schrie Shaw verwundert auf.

„Stille, Shaw, stille!“ sagte Bob rasch, — „daß es Tom nicht hört. — Solch' junges Blut ist rasch und unüberlegt, — und verdirbt mit seiner Hitze Alles.“

„Und was wollt Ihr thun, Bob?“ fragte Shaw leiser; — „Smartborn ist ein großer Schurke, aber doch mag ich nicht kaltblütig eines Menschen Blut vergießen, — es sei denn im Falle der Nothwehr.“

„Seid ruhig, Shaw,“ fiel Bob ihm finster in die Rede, „auch ich will sein Blut nicht vergießen; aber er ist mein, — ich will ihn bestrafen. — Blickt her,“ setzte er, den Stumpf seines linken Armes emporhebend, hinzu, „blickt her und sagt, ob ich nicht das Recht dazu habe.“

„Ihr habt's, Bob, Gott verdamm' mich! Ihr habt's!“ rief Shaw erschüttert, „aber was wollt Ihr thun?“

„Ihr sollt es sehen und billigen, Shaw!“ sagte Bob fest, „jetzt aber laßt uns Sorge für den Andern tragen. Es sind gewiß noch einige von dem Gelichter in der Umgegend auf der Lauer und daher thut Vorsicht noth. — Heda, Tom!“ rief er den jungen Mann an, der in dem kleinen Zimmer bei dem gebundenen Jim geblieben war, „laß uns den Schuft, den Du bewachst, vorläufig noch fester machen. Hilf mir.“

Mit einem kräftigen Griffe faßte er den wehrlosen Jim bei der Brust, Tom packte ihn bei den Füßen und so trugen sie ihn in den Sägeraum. Auf der Sägeschleife lag hier ein mächtiger Baum, der zu Brettern zerschnitten werden sollte, die eisernen Klammern, in denen die Ketten eingehakt gewesen waren, an denen die Ochsen den Baum in die Mühle geschleift hatten, saßen noch zu beiden Seiten im Holze. Bob warf den gebundenen Jim auf den Balken und Tom und Shaw schnürten ihn nun an den Klammern fest, daß er keinen Finger mehr rühren konnte.

Jim verzerrte sein fahles Gesicht in wilder Wuth, und als Bob sich über ihn beugte, um die Knoten zu prüfen, flüsterte er ihm mit wutherstickter Stimme zu: „Warte, alter Hund! der Boss ist frei und er wird Dir's eintränken.“

„Meinst Du, Schurke!“ sagte Bob lachend, „die Menschen haben Dich verlassen, jetzt hoffst Du noch auf den

Teufel. Sei unbesorgt, der Teufel sitzt gefangen in der Hölle und soll tüchtig braten."

„Achtung!" rief Shaw jetzt, „es kommt wer."

Sie ergriffen ihre Riffles, denn in demselben Augenblicke tauchte ein Kopf an der Außenseite des Sägeraumes auf.

„Soll ich ihn niederschießen?" fragte Tom leise.

„Nicht doch, Tom!" entgegnete Bob, seine Flinte niedersetzend, — „es ist ein Freund!"

Indessen hatte sich der Kopf, der am Rande sichtbar geworden war, erhoben und Wolf, der arme Verrückte, das Haupt mit einem blutigen Tuche verbunden, stierte blaß und verstört in den Sägeraum hinein.

„Wolf!" rief Bob, aber der Wahnsinnige, der von Außen an der Wasserwehre empor geklettert war, horchte nicht auf ihn; er hatte Jim's ihm zugewendetes Gesicht gesehen und mit einem gellenden Wuthschrei kletterte er ganz herauf und sprang in den Sägeraum.

„Du kömmst wie gerufen, Wolf!" sagte Bob zu ihm, „sieh' Dir den Schurken wohl an. Wir müssen jetzt hinab, bleibe hier und bewache ihn wohl. Wenn Jemand sich nahen sollte, so mache Lärm, wir sind hier unten, in der Nähe und die Fallthüre bleibt ja offen."

Wolf antwortete nicht, — er nickte blos stumm mit dem Kopfe, als habe er Bob verstanden, dann aber blieb er vor Jim stehen, unverwandt seine stieren Blicke auf diesen gerichtet, — während seine Lippen convulsivisch zuckten und unhörbare Worte zu murmeln schienen. Bob, Shaw und Tom stiegen indeß hinab.

* * *

Als Smartborn durch den von Außen fallenden Schuß aufgeschreckt worden war und durch die halbgeöffnete Fallthüre gesehen hatte, daß die Mühle überfallen und jede Gegenwehr vergeblich sei, — hatte er schnell an Flucht gedacht; — aber das unterirdische Gemach hatte keinen Ausgang und oben lief er seinen Feinden in die Hände.

Von dem Instinkte der Angst und Selbsterhaltung getrieben, sprang er von der Treppe zurück, blies die Lampe aus und öffnete die große Kiste in der Mitte des Gemaches, in der die Bewohner der Mühle früher ihre Effecten verborgen hatten, die aber jetzt, wo Alles zur Reise gepackt war, leer stand, sprang hinein und schlug den Deckel ins Schloß. Theils blieb ihm keine andere Wahl, theils auch hoffte er hier verborgen bleiben zu können, und wenn Alles die Mühle verlassen habe, unter dem Schutze der Nacht einen andern Schlupfwinkel zu erreichen. Die Kiste war nicht hoch, die zusammengekrümmte Stellung, in der er bleiben mußte, nicht die angenehmste, — aber am quälendsten war der Mangel an frischer Luft, die durch die wenigen, schmalen Ritze der Kiste nur spärlich eindrang. In seinem Verstecke hatte er das Hinabsteigen der Eingedrungenen, Karls Freudenschrei, die Aeußerungen der Uebrigen gehört, und als Alle nun wieder hinaufstiegen und es unten stille ward, athmete er leichter auf und glaubte sich gerettet.

Seine Lage war bereits unerträglich geworden, — die Luft in der Kiste war dick und erstickend, seine Glieder schliefen ein oder wurden von Krämpfen durchzuckt, — er konnte es nicht mehr aushalten. Als es nun stille geworden war, versuchte er den Deckel der Kiste vorsichtig aufzuheben, um wenigstens frische Luft schöpfen zu können, — aber zu seinem Schrecken bemerkte er, daß das Schloß

eingeschnappt war und der Deckel nicht wich. Getrieben von seiner immer unerträglicher werdenden Lage und der Höllenangst, in der engen Kiste ersticken oder verhungern zu müssen, riß er sein Indianermesser aus der Tasche und machte sich daran, die Schrauben des Schlosses abzudrehen, damit er das Schloß abnehmen und so die Kiste öffnen könne.

Da fuhr kalter Todesschreck durch seine gelähmten Glieder, denn er hörte wieder Tritte auf der Treppe und bald darauf Bobs gefürchtete Stimme. Athemlos kauerte er sich in einen Winkel der Kiste und horchte zitternd.

„Laßt uns hier unten warten," sagte Bob ruhig, — „es ist hübsch kühl hier und die Andern müssen ja doch bald kommen." Er stellte einen Stuhl an die Kiste, warf sein Gewehr und sein Handbeil auf dieselbe und setzte sich. Die Andern folgten seinem Beispiele, während Bob sein Haupt horchend auf die Kiste legte und dann Shaw einen bedeutsamen Wink gab.

„Und Ihr glaubt wirklich, Bob," fragte Shaw laut, „daß Smartborn, der verdammte Schurke, noch irgendwo in dieser Mühle versteckt ist?"

„Wie!" rief der lebhafte Tom, — „hier? oh! dann gebt ihn mir in die Hände und Ihr sollt sehen, wie ich ihn zurichten will."

„Ja, wenn wir's wüßten," entgegnete Bob, aber der Teufel hat Schlupfwinkel, die Niemand finden kann, der nicht selbst ein Schurke, wie er, ist. Finde ich ihn übrigens, so soll er meine verlorene Hand theuer bezahlen. Finger um Finger will ich ihm mit demselben Handbeile hier abhauen, — Martern will ich für ihn erfinden, daß sich die Verdammten in der Hölle darüber freuen sollen."

Smartborn lag zusammengekrümmt am Boden der Kiste,

— er konnte jedes Wort hören, — alle seine Glieder zitterten convulsivisch, seine Zähne schlugen klappernd aufeinander, — kalter Angstschweiß rann von seiner Stirn herab, während seine keuchende Brust schwer und mühsam athmete.

Bob zog indessen aus dem Ledertäschchen an seinem Gürtel einen Bohrer hervor und bohrte, wie in der Zerstreuung, Löcher in den Rand des Deckels. „Ich sage Euch, Shaw," sagte er, „es ist ein großer Schurke und keine Strafe für ihn groß genug. Ich habe schon darüber nachgedacht, ob es nicht besser wäre, daß wir diese verfluchte Mühle an allen vier Ecken anzündeten, damit der Schuft langsam gebraten würde in seinem Verstecke."

„Das müßte sich ganz gut mitansehen lassen," sagte Shaw lachend, „und ich denke, wir thun's.

„Recht so!" rief Tom lebhaft, „oben liegen Stroh und Reisig in Menge, — soll ich ein Licht hineinwerfen?"

„Es hat noch Zeit," sagte Bob, indem er etwas aus seinem Ledertäschchen nahm und einen mächtigen Hieb mit dem Beile auf den Kistendeckel that, daß Smartborn an allen Gliedern zusammenbebte und sein Ende herannahen sah.

„Lieber möchte ich ihn lebendig haben," fuhr Bob fort, „und ihm mit diesem Beile den höllischen Schädel spalten." Und er führte einen zweiten Hieb auf die Kiste, dem mehrere andere folgten.

Smartborn fühlte, wie das Blut in seinen Adern erstarrte, bei jedem Schlage fürchtete er, daß der Kistendeckel sich spalten und Bobs furchtbare Rache-Erscheinung vor ihm stehen würde.

Da plötzlich wurde es lebhaft im oberen Raume, dumpfes, rollendes Geräusch ließ sich hören, die Wasser braußten,

die Räder rauschten, und das taktmäßige Tanzen der großen Säge und herzzerreißendes Heulen wurden mitten durch den wilden Lärm hörbar.

„Was geschieht da?“ fragte Bob bestürzt und sie eilten hinauf, — Smartborn aber, der es nun, ohne zu ersticken, nicht länger aushalten konnte, raffte sich, von Angst und Verzweiflung getrieben, auf und begann mit dem Messer keuchend die Schrauben abzudrehen.

* * *

„Wolf!“ stöhnte oben Jim, als die Andern hinabgestiegen waren, „Wolf, mein lieber Sohn! komm her, mache mich los. Ich will Dir ja nichts mehr thun, — ich will Dir ein guter Vater sein.“

Aber der Wahnsinnige sah ihn stier an und wich von ihm zurück, scheu und entsetzt, als sehe er eine Klapperschlange am Boden auf sich zukriechen.

„Wolf!“ winselte Jim leise, „mache mich los, — „ich habe zehntausend Dollars im Walde vergraben, — sie sollen Dein gehören, — aber mache mich los. Nimm ein Messer und schneide die Stricke durch. Wolf! hilf Deinem Vater!“

Bei dem Worte: „Vater“ zuckte der Wahnsinnige zusammen, — dann trat er näher und sagte: „Bist Du mein Vater?“

„Ja, Wolf! ja!“ jammerte Jim, — „Dein guter Vater, der Dich auf den Händen tragen wird, — aber rette mich, Wolf, mache mich los.“

„Du bist mein Vater?“ schrie Wolf und sprang von ihm zurück.“ Nein, nein! Du bist mein Vater nicht. — Du bist der Teufel!“

Der Wahnsinnige lehnte zitternd an einem Pfeiler des Sägeraums und faßte mechanisch eine Kette, die von dem Pfeiler herabhing.

„Wolf! Wolf!" schrie Jim, sich wie ein Verzweifelnder krümmend und windend, — „rühre die Kette nicht an, — sie öffnet die Wasserschleuße, — ich wäre verloren." Aber schon hatte Wolf der Kette einen gewaltsamen Riß gegeben, die Schleuße ging auf, das gestaute Wasser stürzte sich mit furchtbarer Gewalt in die Gänge und erfaßte die Räder, die sich zu drehen anfingen, — plötzlich fing die große Säge an auf- und abzutanzen und der Baumstamm, auf dem Jim festgebunden war, rückte langsam der Säge entgegen.

„Wolf! Wolf! — mache mich los, — die Säge zerschneidet mich, — kreischte Jim in Todesangst, — oh! Hülfe! sie kommt immer näher, sie faßt mich schon. Oh! das ist gräßlich, — Hülfe!"

Wolf aber, wie betäubt von dem donnerähnlichen Lärm, entsetzt von Jims verzweifeltem Geschrei, wich ängstlich rückwärts zurück, — seine Augen unverwandt auf Jim gerichtet, — so war er bis an den Rand des Sägeraums gekommen, — noch trat er zurück und stürzte unter die zermalmenden Räder. Blitzschnell flog sein zerschmetterter Körper unter den Rädern durch hinab in die Fluthen, — die schäumenden Wellen begruben ihn auf immer.

Aber indessen war der Baumstamm immer weiter vorgerückt und schon von der Säge erfaßt worden, — jetzt stieß Jim ein gräßliches Geheul aus, — die Säge schnitt ein in sein Schienbein, daß das Mark knirschend empor spritzte, — Bob, Shaw und Tom stürzten über die Treppe herauf; — Grausen und Entsetzen versteinerte sie, — die Säge aber tanzte weiter, der Baumstamm mit Jim rückte

immer mehr vor, sein Heulen verstummte, — das furchtbare Strafgericht war vollzogen.

„Schrecklich! entsetzlich!“ sagte Shaw, sein Gesicht verhüllend. —

„Er hats zehnfach verdient,“ sagte Bob finster, — „das ist die Hand der Vergeltung. Geht jetzt den Andern entgegen, und laßt mich hier allein. — Eure Hand bleibe rein; — ich werde erfüllen, was mein Amt ist. Geht!“

Shaw und Tom, vom Entsetzen getrieben, verließen schweigend die Mühle, — Bob aber stieg wieder in das unterirdische Gemach hinab.

XXII.

Was ich gelobt in jener Stunde bittrer Qualen
Ist eine heil'ge Schuld, — ich muß sie zahlen.
Schiller.

Keuchend und stöhnend arbeitete Smartborn daran die alten, halb eingerosteten Schrauben loszudrehen, — kalter Angstschweiß rann in Strömen über seine glühende Stirne herab, — der Mangel an Luft erstickte ihn, — er war dem Wahnsinne nahe: „Hinaus!“ keuchte er, „nur hinaus, — mögen sie mich auch tödten, — besser, als hier so fürchterlich langsam zu Grunde zu gehen.“ — Endlich waren drei Schrauben heraus, aber das Schloß wich noch nicht, mit steigender Hast und Angst arbeitete Smartborn an der letzten Schraube. — Endlich wich auch diese, — das Schloß fiel auf den Boden der Kiste und mit einem gewaltigen Ansatze stemmte sich der verzweifelnde Gefangene nun

gegen den Deckel der Kiste, um ihn aufzuheben. — Aber, Entsetzen! der Deckel wich nicht, die Kiste blieb zu, — Smartborn kreischte dumpf auf vor Schreck und Angst, er drängte die Finger zwischen den Kistenrand und den Deckel, um die Kiste aufzusprengen, er klemmte sie wüthend in das Holz, — aber er riß sich die Nägel von den Fingern, das Blut spritzte aus der gequetschten Hand, — doch der Deckel wich nicht.

Jetzt heulte der Gefangene wild auf in rathloser Verzweiflung, — er hatte das Hinderniß entdeckt, — er wußte sich nun die gewaltigen Beilschläge Bobs auf den Deckel zu erklären; — Bob hatte große Nägel durch den Deckel in den Rand der Kiste geschlagen und diese saßen so fest, daß sie jeder Anstrengung Smartborns spotteten. Halb wahnsinnig vor Angst, immer ängstlicher nach Luft schnappend, donnerte Smartborn jetzt an den Deckel der Kiste, — er wagte Alles um sein Leben zu retten: „Bob Bob! heulte er gräßlich, — mach' mir auf, laß mich hinaus, — ich gebe Dir hunderttausend Dollars. Gewiß, Bob! ich halte Wort, — ich täusche Dich nicht, — mache nur eine kleine Spalte auf, — ich schiebe Dir das Geld hinaus, — und erst wenn Du es gezählt hast, läßt Du mich dann frei. Bob! Bob! ich gebe Dir noch mehr! aber mach auf, — schnell! ich ersticke sonst." — Aengstlich horchte er jetzt auf Antwort, — aber er hörte nichts als das Brausen des Wassers, das Rauschen der Räder und das Klopfen der Säge, die oben Jims zuckende Gebeine zerschnitt.

Jetzt stiegen Angst und Entsetzen auf das höchste, — er raffte sich noch ein Mal, von dem Drange der Lebenserhaltung getrieben, auf, — er stemmte seinen Rücken und Kopf gegen den Deckel, — setzte das Messer zwischen

Rand und Deckel und versuchte es abermals die Kiste aufzusprengen. Gräßlich war er anzusehen, sein Gesicht war rothblau von der Anstrengung, seine geschwollenen Augen, ganz mit Blut unterlaufen, traten weit aus dem Kopfe heraus, seine Lippen waren trocken und aufgerissen, seine Zähne schlugen wie im kalten Fieber aufeinander, — das Fleisch und die Nägel seiner Finger hingen blutig in Fetzen herab, — er keuchte und stöhnte, wie ein Erstickender. Ein gewaltiger Ruck! — der Deckel schien etwas nachzugeben, — noch eine Anstrengung! — da versagten ihm die Beine, er rutschte aus und fiel auf den Boden der Kiste, aber im Falle fuhr das vergiftete Messer durch seine Hand und blieb darin stecken.

„Verloren! Verloren!" heulte der Verzweifelnde gräßlich auf, — „das vergiftete Messer, — ich bin unrettbar verloren." Er riß das Messer aus der brennenden Wunde, — seine Wuth, seine Verzweiflung gegen sich selbst kehrend, raufte er sich heulend bei den Haaren, — er biß sich convulsivisch in den Arm, — er schrie in gräßlichen, markzerschneidenden Tönen: „Hülfe! Hülfe! ich muß ja sterben, — es giebt keine Hülfe mehr, — aber — laß mich — nur heraus. — Oh! das brennt — wie Höllenfeuer, — meine Zunge trocknet ein — Wasser! — Wasser! mein ganzes Geld für ein Glas Wasser." — Seine Hand schwoll immer mehr auf, fürchterliche stechende Schmerzen verbreiteten sich über den ganzen Arm, — er lag ächzend am Boden der Kiste und schlug in krampfhaften Zuckungen mit Händen und Füßen um sich. „Verflucht sei ich!" röchelte er, „verflucht der Tag, an dem ich geboren ward; — Fluch und Verdammniß über Euch Alle!" — Dann wieder nach einer Pause des Horchens, als keine Hülfe kam, schrie er mit halberstickter Stimme: „Ihr sollt Euch meines

Todes nicht freuen, — nein! kein Mensch soll mein Geld haben! — Ihr sollt darum betrogen sein!“ und mit den zuckenden Händen riß er die große Brieftasche hervor, — und nun ergriff er die dicken Packete Banknoten, die Papiere und Wechsel und zerriß sie mit den Zähnen und den blutigen Fingern in tausend und tausend Stücke, deren größeren Theil er in seiner Vernichtungswuth hinabschlang. — Plötzlich aber hielt er inne, — der zum Schreien weit geöffnete Mund blieb aufgerissen, — Schaum trat auf die Lippen, — die krampfhaft verdrehten Arme und Beine wurden steif und hart, — der fürchterliche Tetanus *) war eingetreten. Smartborn lag regungslos und gelähmt da, — aber er fühlte noch, er dachte noch, er hörte noch, — alle Sinne waren thätig, aber die ganze Maschine des Körpers war hölzern steif, — die Muskeln alle gelähmt, die verrenkten Glieder waren starr wie Eisen.

So lag er da, — eine lebendige Leiche, — in seinem Innern tobte gräßliche Verzweiflung und selbstvernichtende Wuth. — Die Sekunden wurden ihm zu Jahren der Pein, — die Minuten zu Ewigkeiten voll schrecklicher Qualen.

* * *

Bob hatte dem forteilenden Shaw und Tom einen Augenblick nachgesehen, dann raffte er sein Handbeil vom Boden auf und schwang es in steigender Wuth. Er hatte wieder Blut gesehen und der alte böse Geist war in seinem Herzen erwacht. — Mit einem Satze war er über die Treppe unten und schlug mit gewaltigen Axtschlägen den Deckel der Kiste auf: „Heraus! Verfluchter!“ schrie

*) Starrkrampf — Todtenkrampf.

er dabei wüthend, „heraus aus Deinem Verstecke, — Du sollst das Schicksal Deines Helfershelfers sehen und dann auch sterben.“

Jetzt flog der Deckel auf, das volle Licht der Lampe fiel in das Innere der Kiste, — Bob fuhr mit einem Schreckensschrei entsetzt zurück.

In gräßlich verzerrter Stellung, mit Blut und Schmutz bedeckt, lag Smartborn am Boden der Kiste, — seine Haare waren vor Angst und Entsetzen schneeweiß geworden, — sein Gesicht war graublau, — die schwarze und geschwollene Zunge ragte weit aus dem krampfstarr aufgerissenen Munde hervor, seine Augen stierten furchtbar zu Bob empor.

„Ha! Du bist schon gerichtet!“ sagte Bob erschüttert, „nun denn! Dein Geschick hat Dich früher ereilt, als ich es konnte. Kennst Du mich noch?“

Aber statt aller Antwort lief ein leises Zittern durch den ganzen Körper des Gelähmten, sein Auge brach und ward gläsern, ein tiefer, letzter, schwerer Seufzer entrang sich der gequälten Brust, — dann lös'te sich der Krampf und die unheimlich emporgestreckten und verrenkten Glieder fielen schlaff und welk herab, — er hatte vollendet; — Bobs Rache hatte nur noch eine Leiche vor sich. —

Tieferschüttert mit innerm Seelengrausen schlug Bob den Deckel der Kiste wieder zu, — dann ergriff er die Lampe und stieg schweigend die Treppe hinauf. Oben angelangt, zündete er das Stroh und Reisig an, das auf dem Boden des Sägeraums aufgespeichert war, dann schüttete er das Oel der Lampe in die züngelnde Flamme, daß sie lustig emporleckte, und schritt dann zur Mühle hinaus.

Draußen vor der Mühle blieb er stehen und betrachtete

mit verschränkten Armen das Werk der Zerstörung. Das Feuer hatte rasch um sich gegriffen, weiße Rauchwolken drangen von allen Seiten unter dem Dache hervor und ihnen folgten züngelnde Flammen, gierig das ausgedörrte Holzwerk ergreifend.

„Recht so," sagte Bob wild lachend, „freßt nur fort und zerstört diesen Wohnsitz des Verbrechens! Asche und Trümmer mögen das Gericht der Vergeltung hier den Augen der Menschen verbergen." — Da plötzlich blickte er aufmerksam nach dem Giebel des Daches; — eine menschliche Gestalt ward in dem dichten Qualm sichtbar und sie schien, den Flammen ausweichend, vom Dache herabgleiten zu wollen. Es war John, der sich im Augenblicke des Ueberfalles ganz oben in dem Gebälke des Daches verborgen hatte und den die um sich greifenden Flammen nun bei einer Dachlucke hinausgetrieben hatten.

Bobs Falkenblick erkannte bald seinen tauben und stummen Wächter, die ganze Vergangenheit flammte noch einmal auf vor seiner rachedürstenden Seele, — er ergriff seinen Riffle und ihn auf den Stumpf des linken Arms legend, zielte er hinauf: „Bleib, wo Du bist!" rief er mit donnernder Stimme, — „bleib oben, Verfluchter! oder Du fällst von meiner Hand."

John sah und hörte ihn, rasch umkehrend klimmte er wieder das brennende Dach hinan, um auf der andern unbewachten Seite hinabzusteigen, — da erfolgte ein furchtbares Geprassel, die durchgebrannten Balken gaben nach, das Dach stürzte ein, Feuersäulen und Rauchwolken wirbelten, Alles verhüllend, empor, und John stürzte hinab in das Glutmeer, sich fürchterlich krümmend unter den ihn verzehrenden Flammen.

„Es ist vollbracht!" sagte Bob finster, — „mein Werk

ist beendet.“ Er warf seine Büchse auf den Rücken und schritt, ohne sich umzusehen, in den Wald hinein. Auf dem halben Wege kamen ihm der Friedensrichter, Böttcher und die Andern entgegen.

„Wohin, Bob?“ rief ihm Böttcher entgegen, — „hast Du die Schurken entwischen lassen, — die Mühle ist unbewacht?“

„Kehrt um,“ sagte Bob ernst, — „Ihr habt dort unten nichts mehr zu thun. Sie sind gerichtet.“

„Wie? Was ist geschehen?“ fragten Alle; — Bob führte sie statt aller Antwort auf den nächsten Hügel, von wo sie den noch brennenden Schutthaufen der Mühle sehen konnten. Entsetzen machte Alle verstummen, — Bob aber ergriff Böttchers Hand und sagte feierlich: „Es giebt eine Vergeltung, Bruder, und sie hat mich zu ihrem Werkzeuge erwählt. Smartborn und seine Helfershelfer werden Euch nicht mehr gefährlich sein, — sie liegen verkohlt unter jenem glühenden Schutthaufen. — Mein Werk ist vollbracht, — lebt wohl!“

„Wie Bruder?“ rief Böttcher erstaunt, — „ein Lebewohl? — Du willst fort? — Wohin?“

„Fragt mich nicht,“ sagte Bob trübe und ernst, — „ich muß fort. Ich dachte wohl einst daran, meine letzten Tage in Eurer Mitte zu beschließen, mich Euers und Eurer Kinder Glückes zu erfreuen, — — aber es sollte nicht sein. — Ich muß erst vergessen, was ich in den letzten Tagen erlebte, — meine Hände erst rein waschen vom Blute der Verbrecher. — Ich gehe! — fragt mich nicht wohin! ich weiß es selbst nicht, — mein Geschick wird mich führen. Vielleicht kehre ich einst ruhiger und mit mir selbst ausgesöhnt zurück, — dann gebt den alten Bob ein Plätzchen, wo er in Euern Armen sterben kann und

drückt ihm die matten Augen zu. — Jetzt aber lebt wohl, — lebt Alle wohl!" — Er umarmte sie Alle stürmisch, — dicke Thränen rollten über seine gebräunten Wangen, — dann aber riß er sich los und schritt in den dichten Wald hinein.

Sprachlos und tief betrübt blickten ihm die Andern nach: „Bob, Bruder!" rief Böttcher noch einmal mit dem Tone unendlicher Liebe. — Bob kehrte sich um und winkte mit der Hand einen Abschiedsgruß, — dann verschwand er unter den Bäumen, — sie sahen ihn nicht mehr.

XXIII.

Ich hab's gewagt.
(Ulrich von Hutten.)

Es war am 4. August 1850, — ein schöner aber drükkend heißer Sommertag, wie wir deren hier im Westen gewohnt sind, war herangebrochen und eine ungeheure Thätigkeit und Bewegung herrschte in allen Straßen des volkreichen St. Louis. Es war der Tag der allgemeinen Wahlen für den Congreß und für die Staatslegislatur, und die in allen Wards eröffneten Stimmkästen waren von den Bürgern förmlich belagert. — Begeisterte Redner sprachen von den Eckteinen oder von Tischen herab, auf den Straßen das in dichten Gruppen versammelte Volk an, — Wagen mit Partei-Inschriften und Musikbanden fuhren hin und her, — eifrige Wahl-Agitatoren und Mitglieder der Wachsamkeits-Comités rannten athemlos von einer Gruppe zur andern, electionirten aus Lei-

beskräften und streuten mit freigebigen Händen die Wahlzettel ihrer Partei aus. — Es handelte sich wieder um einen jener großen Schlachttage in dem Alles bewegenden Kampfe der beiden großen Parteien unseres Landes, und von beiden Seiten wurde Alles aufgeboten, um den Sieg zu erringen.

Während so ganz St. Louis nur Sinn hatte für den politischen Parteikampf des Tages, traten drei fröhlich aussehende junge Ehepaare aus der Amtsstube des deutschen Friedensrichters Wilhelm Weber, in der zweiten Straße, der die Glücklichen eben getraut hatte. Es waren unsere Freunde, die nach so vielen Stürmen und Gefahren endlich das Ziel ihrer Wünsche erreicht hatten. Karl führte die freudestrahlende Marie, die sich mit inniger Liebe an den Mann ihrer Wahl schmiegte, Tom und Caroline, Joseph und Pepita folgten ihnen, und der glückliche Vater Böttcher nebst den beiden Zeugen William und Shaw schlossen den Zug. — Was kümmerte sie, die Seligen, das politische Treiben und Drängen, was lag ihnen an der Wahl-Agitation, die eine ganze Stadt, einen ganzen Staat in diesem Augenblicke in Feuer und Flammen setzte, sie dachten nur an ihr Glück, — sie blickten ruhig zurück auf die prüfungsschwere Vergangenheit, und mit frohen, hoffnungsvollen Blicken in die rosige Zukunft.

Als sie die Conventstraße hinauf schritten, um nach ihren Wagen zu sehen und heimzukehren nach der Apple-Farm, schallten ihnen feierlich abgemessene Glockenschläge entgegen und ein langer Zug wallte, vom Frauenkloster herab, der Cathedrale zu. Ein Kreuz wurde voran getragen, Chorknaben mit Lichtern und Rauchfässern folgten, dann kam die katholische Geistlichkeit im Chorhemde mit Stola und Cingulum; — der Leichenwagen trug einen

mit schwarzen Sammet und Silber verzierten Sarg, ein Crucifix und ein Schleier lag auf demselben. Stille und theilnehmend traten die jungen Ehepaare zur Seite und ließen den Zug an sich vorüber gehen. Endlich fragte Karl, von banger Ahnung ergriffen, einen der Zuschauer, wer da begraben werde? und er zuckte wehmüthig zusammen, als die Antwort lautete: „Schwester Cäcilie, die Oberin des Frauenklosters."

„Armes Weib!" sagte Karl traurig, — „sie kannte das Loos, das ihr bevorstand."

Eine Thräne wehmüthiger Erinnerung der armen Geschiedenen widmend, schritten sie weiter und bald waren sie auf dem Rückwege nach ihrer lieben stillen Farm.

Der Abend des 4. August war auf der Apple-Farm ein Festabend des Glückes und der Liebe, und Mr. Shaw brachte so lange und so oft die Gesundheiten der jungen Eheleute aus, bis er nicht mehr konnte und man für seine eigene Gesundheit besorgt zu werden anfing.

* * *

Es bleibt uns nur noch übrig mit kurzen Worten des ferneren Schicksals unserer Freunde und der anderen in dieser Erzählung verflochtenen Personen zu gedenken. —

Wenn dich dein Weg, lieber Leser! einst die romantische Straße nach dem Big River führt, dann versäume es nicht, auf der Apple-Farm einzusprechen, — sie ist der Tempel der Gastfreundschaft und jeder müde Wanderer wird freundlich empfangen. Am Jahrestage des großen Brandes von St. Louis hat Marie ihren Karl mit einen holden, frischen Knaben beschenkt, der zum Andenken an den Onkel, **R o b e r t** genannt wurde. Auch

die schlanke, muntere Pepita hat bereits ihre Wespentaille verloren, und der noch etwas flaumbärtige Joseph versucht es jetzt schon eine ernstere Miene zu machen, um bald als Vater mit dem gehörigen Respecte auftreten zu können.

Joseph hatte seinen Gürtel in der Mühle glücklich wieder gefunden, — aber zu seiner nicht geringen Ueberraschuug waren statt seiner 7200 Dollars, baare 12000 Dollars in Gold darin. Nachbar Shaw, den er bedenklich um Rath fragte, meinte, er solle den Ueberschuß nur behalten, das seien die Interessen für die gezwungene Anleihe, die die Spitzbuben bei ihm gemacht hätten. Endlich wurde im Familienrathe beschlossen, von dem Mehrbetrage eine hübsche Schule für die Kinder der Umgegend zu bauen und zu erhalten, und so das Sündengeld doch segenbringend zu verwenden.

Tom und Caroline leben glücklich und zufrieden und bewohnen eine schöne Farm, die sie ganz in der Nähe der Apple-Farm gekauft haben.

William ist mit einer achtzehnjährigen Nichte des ehrlichen Shaw verlobt und die Hochzeit soll auch am 4. August gefeiert werden.

Böttchers sind glücklich in dem Glücke ihrer Kinder, und der wackere Fritz wächst tüchtig heran und verspricht ein ganzer Mann zu werden. Lottchen ist bald bei ihrer Schwester, bald bei Caroline und Tom, denen sie die noch fehlenden Kinder ersetzt, und der treue Puck ruht jetzt von seinen californischen Strapatzen aus und bewacht Haus und Hof.

Auch von Onkel Bob ist Nachricht gekommen; unternehmende Pelzhändler, die von den Forts zurückkehrten, brachten der Famile einige Zeilen des Grußes von ihm.

Sie hatten ihn an der äußersten Grenze, in der Nähe des Fort Leavensworth, mitten unter den Kickapoo-Indianern gefunden. Er hatte sich eine Laub- und Bretterhütte im Walde gebaut, verkehrte mit den Indianern, die den „Ein-Hand-Jäger,“ wie sie ihn nannten, lieb gewonnen hatten, escortirte einzelne Reisende, besorgte gefährliche Commissionen und war seines sicheren Schusses und seiner Entschlossenheit und Wachsamkeit halber der Schrecken der Grenzdiebe und Wegelagerer. — Bob hatte nur wenige Worte geschrieben, sie lauteten:

„Meine Lieben!

Seid alle gegrüßt und seid glücklich, wie Ihr es verdient. Ich befinde mich wohl hier und werde immer ruhiger und froher. — Ich hoffe, Euch noch zu sehen, ehe ich sterbe, — bis dahin denkt manchmal an mich und behaltet lieb Euern treuen Bob.

Mr. Smartborns Besitzungen sind in den Händen des Herrn Littlespring, der sich noch immer über das gute Geschäft, das er damals machte, freut und seinen theuern Freund in Californien wähnt.

Mr. Asa Populorum, der durch Smartborns Verschwinden Alles, was er und seine Frau besaßen, verloren hat, ist jetzt Schulmeister in einem kleinen Settlement in Illinois und aus Verzweiflung unter die Methodisten gegangen.

Mistreß Rebecca erfreut sich ihrer Bibelfestigkeit wegen großen Ansehens unter der Gemeinde und hat schon mehrere gelungene Bekehrungen zu Stande gebracht; nebenbei aber macht sie ihrem Mann das Leben sauerer, als es seine Schulkinder thun, und jeden Abend muß er eine lange Gardinenpredigt anhören, über seinen Leichtsinn und

seine Unvernunft und den dadurch entstandenen Verlust des schönen Vermögens. Er selbst pflegt sich damit zu trösten, daß er regelmäßig Jedermann und besonders jedes Mal dem Storehalter des Ortes, wenn er sein halbes Pfund Kaffee für die Woche holt, die traurige Geschichte erzählt, wie er in St. Louis ein reicher Mann gewesen und um Alles betrogen worden sei.

„Ja Sir!" pflegt er seine Erzählung dann immer zu schließen, — „ja gewiß, — ich war reich, — ich hatte 60,000 Dollars Capital, — die Frucht zwanzigjähriger Mühen und Arbeit, — und durch meine Gutherzigkeit und mein Zutrauen bin ich um Alles betrogen worden. Ja, so geht es den ehrlichen Leuten!"

Der Bund der Raben besteht noch immer und arbeitet unverdrossen an den alten Plänen, und die Jesuiten suchen fortwährend nach den vergrabenen Schätzen des Pater Antonio auf der Präirie des Noyers. Einstweilen kaufen sie in jener Gegend so viel Grundeigenthum, als möglich auf, um, falls noch bestimmte Nachweisungen über den vergrabenen Schatz zu Tage kämen, ihn auf eigenem Grund und Boden desto ungestörter suchen zu können.

Und nun lebe wohl, lieber Leser! — der Verfasser nimmt von dir dankbar gerührten Abschied. Du hast ihn durch den langen Gang und die vielen Wechselfälle dieser Erzählung mit so vieler Theilnahme, mit so liebevoller Sympathie begleitet, daß es ihm jetzt schwer wird von dir zu scheiden. — Nicht ohne Stolz blickt der Verfasser am Schlusse auf das höchst günstige Geschick dieses Buches zurück; — in mehr als 4000 Exemplare durch den „Anzeiger des Westens" verbreitet, wurden die ersten Extra-Ausgaben von 1500 Exemplaren, bis auf einen geringen Rest, noch während des Erscheinens vergriffen, und noch vor Beendigung des Ganzen waren auch schon Nachrichten von dem günstigen Erfolg anher gelangt, den eine für Deutschland veranstaltete große Auflage höchst wahrscheinlich haben wird. Ein solcher Erfolg ist die kräftigste Aufmunterung für den Verfasser auf dem betretenen Pfade fortzuschreiten und noch andere novellistische Stoffe aus dem an romantischen Vorwürfen so reichen Westen zu bearbeiten und bald, lieber Leser! hofft der Verfasser mit einem neuen Werke vor dich treten und abermals an deine gütige Theilnahme appelliren zu können. — Vielleicht dürfte es ihm auch in der Zukunft noch vergönnt sein, dir Einiges über die ferneren Schicksale der Böttcherschen Familie und Onkel Bobs Abenteuer unter den Kickapoos-Indianern zu erzählen; — einstweilen bleibe dem Verfasser geneigt, — nimm dieses Werk, an dem er mit Liebe und Lust schrieb, — eben so liebevoll in deinen Schutz und laß ihn hoffen, daß spätere Leistungen eine gleich nachsichtige Aufnahme finden werden.

Lebe wohl, lieber Leser! — und du, Büchlein! gehe deinen Weg.

St. Louis, am 17. Juni 1851.

Demnächst erscheint in demselben Verlage und können bei allen Buchhandlungen bereits Bestellungen gemacht werden:

Das

Blutbad auf Cuba

oder

die Familie Böttcher.

Fortsetzung der Geheimnisse von St. Louis

von

H. Börnstein.

In demselben Verlage sind ferner erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Achtundvierzig Jahre. Zeichnungen und Skizzen aus der Mappe eines constitutionellen Officiers. I. und II. Band à 1 Thlr. (Der III. und IV. [letzte] Band erscheinen im Laufe des Jahres 1852.)

v. Corvin Wiersbitzky, Denkwürdigkeiten des Herzogs Carl von Braunschweig mit authentischen Actenstücken. 2 Bände. Ladenpreis 4 Thlr. 15 Sgr. — jetzt 2 Thlr.

Frauen-Album, mit Beiträgen von Th. v. Mettingh, E. v. Hohenhausen, Ch. Livonius, F. Tarnow u. m. A. 2 Bände. à 1 Thlr.

Hans Rommel, romantische Erzählung aus den Zeiten Philipps des Großmüthigen. Von P. Hoffmeister. 1 Thlr.

Salon-Novellen, von Hubertus. 25 Sgr.

Drei Novellen, von Ernst Koch (Verfasser des Prinz Rosa Stramin). 24 Sgr.

Charakterschilderungen von Philippine v. Mettingh. 15 Sgr.

1814 und 1815. Histor. Roman von Max Roderich. 3 Bände. 3 Thlr.

Dramatisches, von F. Th. Wangenheim. 1 Thlr. Inhalt: Die Juristen. — Krone und Herz. — Der Egoist.
